

Bilder aus der  
Hittmarf  
von  
Hermann Dietrichs  
und  
Ludolf Parisius.

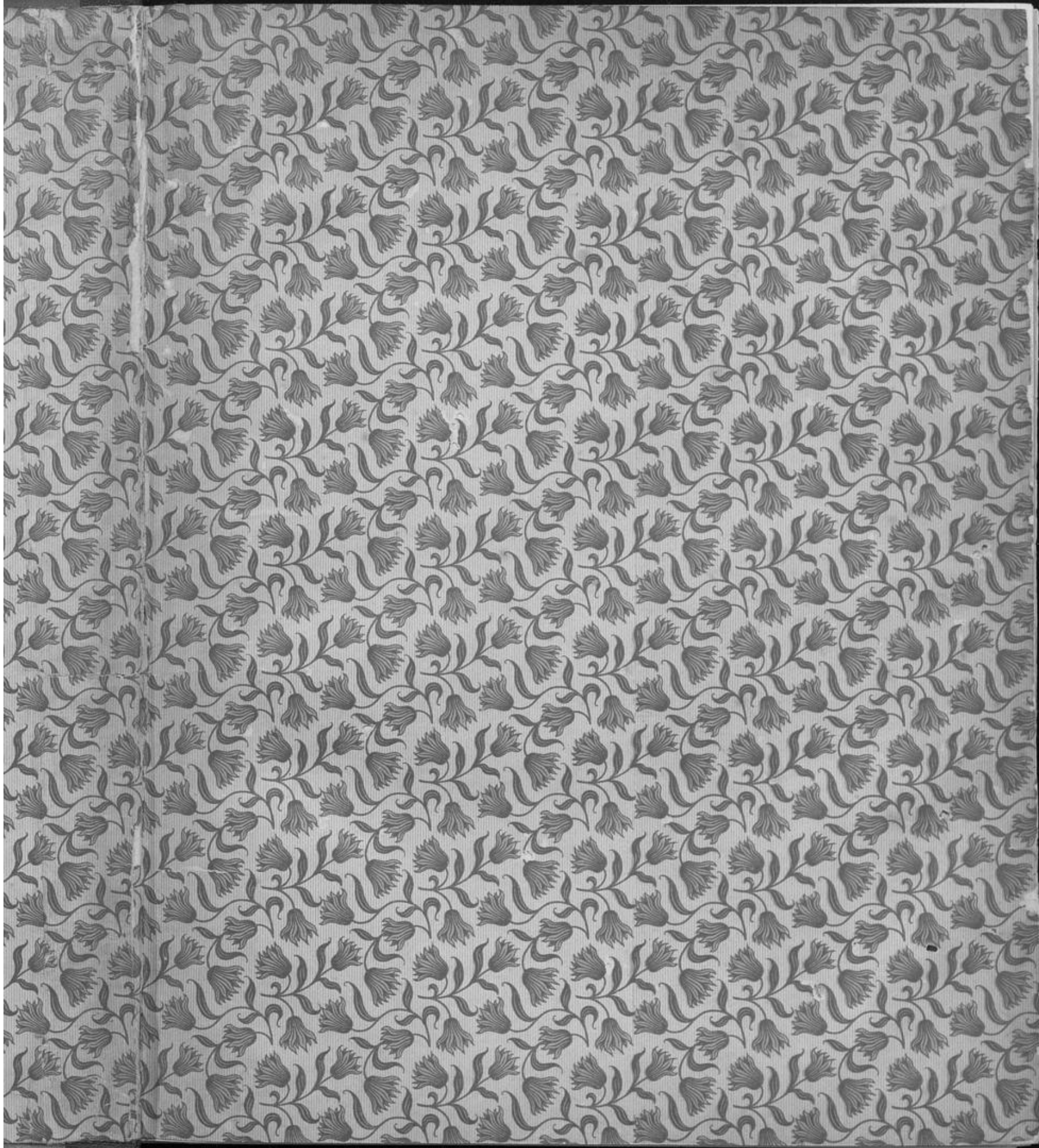
ULB Düsseldorf



+0960 508 01



















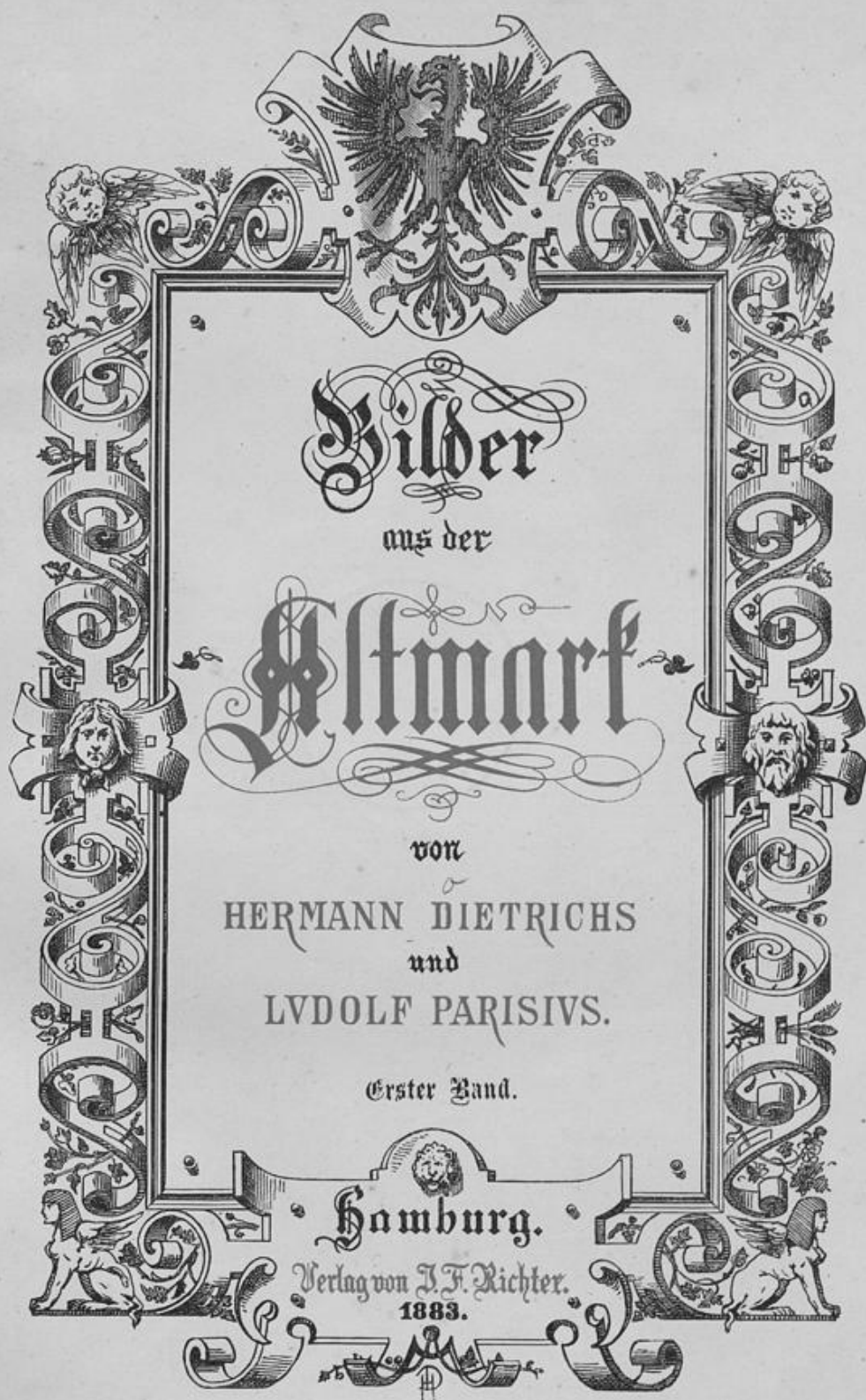




Bilder aus der Altmark.

Inhalt des 2ten Bandes





3831942

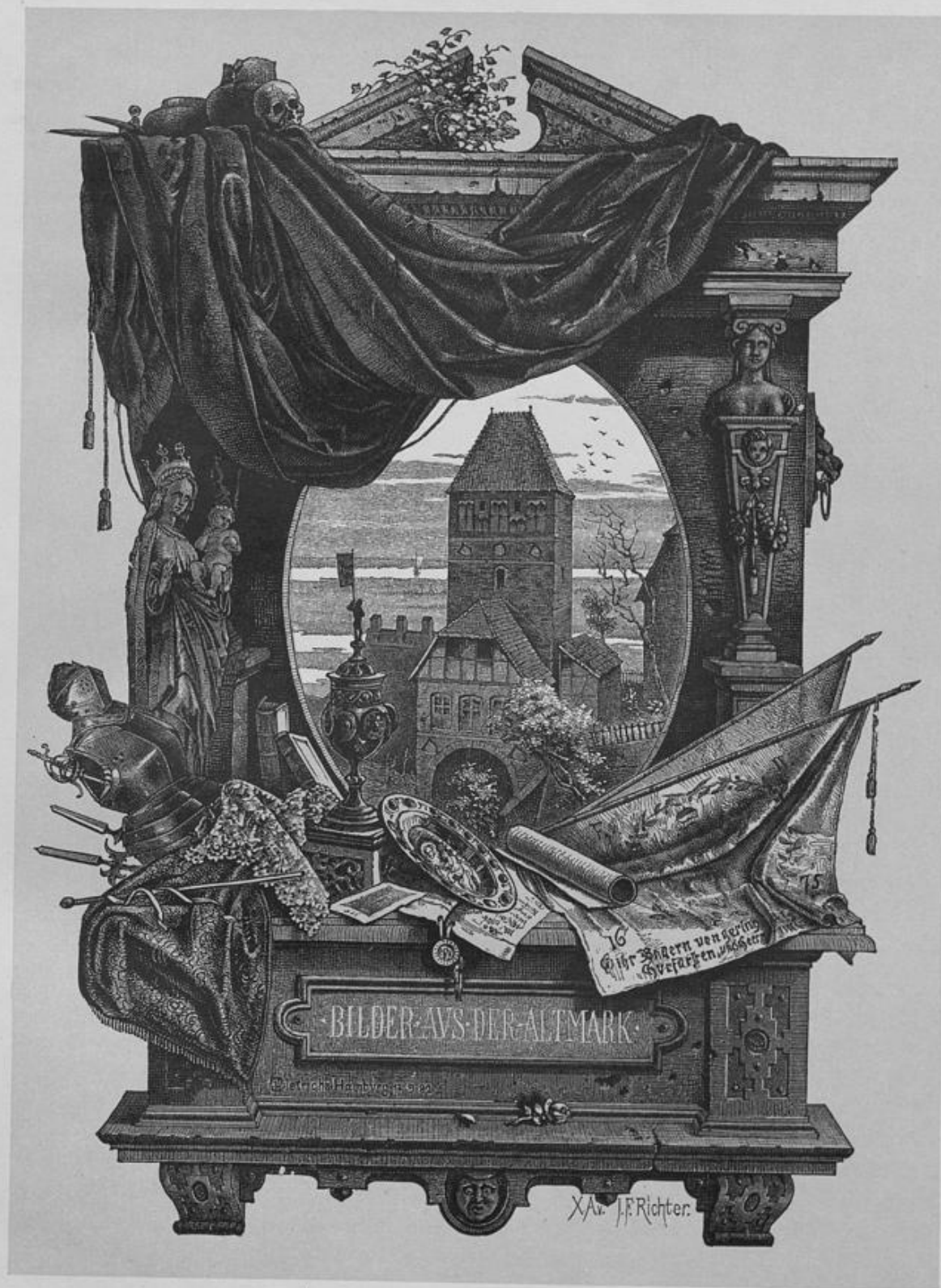
his

c 7893

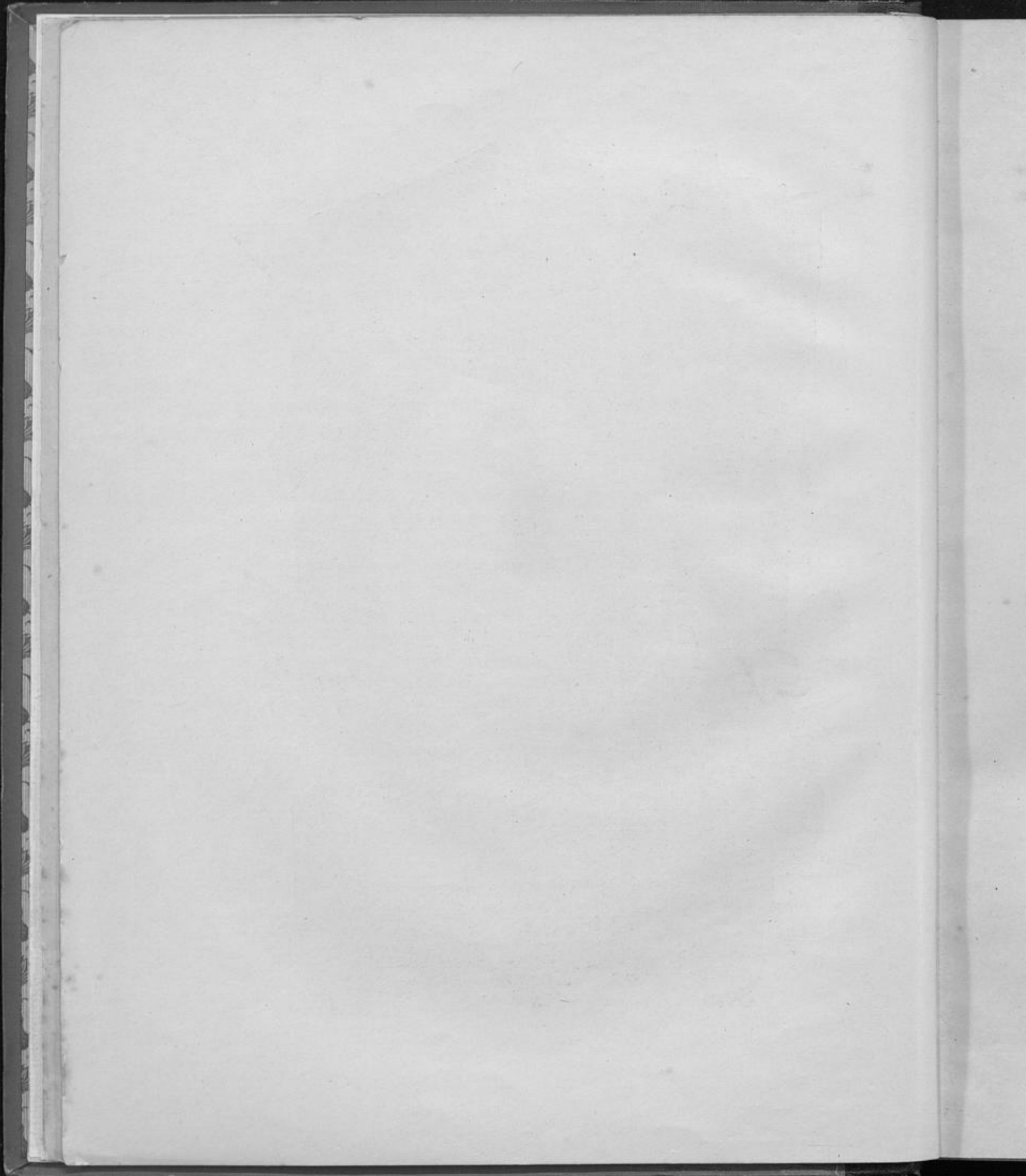


960 508









## Vorwort.

Seit der Wiederherstellung des deutschen Reiches richtet sich die Aufmerksamkeit der Freunde der vaterländischen Geschichte mit Recht auf die Anfänge jenes preussisch-brandenburgischen Staates, der Haupt und Kern des neuen Reiches zu werden bestimmt war. Die Altmark, einst von Kaiser Karl dem Großen und seinen Nachfolgern als Militärgrenze an der Elbe gegen die Slaven gegründet, gehört zu den wenig bekannten Landschaften unseres Vaterlandes. Es gab bisher noch keine für weitere Kreise des Volkes bestimmte Schilderung derselben durch Wort und Bild, obschon die von J. H. Strack und J. E. Meyerheim 1833 herausgegebenen „Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg,“ sowie der erste die Stadt Brandenburg und die Altmark umfassende Theil von Adler's berühmtem Werke „Mittelalterliche Backsteinbauten des Preussischen Staates“ (1862) auf den Reichthum der Altmark an sehenswerthen Bauwerken aufmerksam machten.

Zu Ehren ihrer Heimath haben sich nun zwei Söhne der Altmark zu dem vorliegenden Werke vereinigt. Hermann Dietrichs hat in den Jahren 1877 bis 1882 die Landschaften und architektonischen Bilder an Ort und Stelle und die Portraits nach alten Originalgemälden und Stichen aufgenommen und sämmtliche Bilder für das Werk gezeichnet. Ludolf Parisius hatte die geschichtliche Darstellung von Land und Leuten in alter und neuer Zeit allein zu liefern übernommen. Da er indessen durch die Betheiligung an den politischen Kämpfen der Gegenwart mehr in Anspruch genommen wurde, als er vorausgesetzt hatte, so hat ihn auf sein Ersuchen Dr. Oscar Schwebel durch eine Reihe interessanter Aufsätze unterstützt.

Der Inhalt der „Bilder aus der Altmark“ ist durch den Gegenstand bedingt. Es waren in Wort und Bild zu berücksichtigen vor allem die sieben Städte mit ihrer reichen mittelalterlichen Geschichte — Tangermünde, Stendal, Salzwedel, Gardelegen, Osterburg, Seehausen und Werben, sodann die Marktflecken, die Klöster und die alten schloßgefessenen Adelsgeschlechter; ferner verdienstvolle Söhne der Altmark aus vergangenen Jahrhunderten; endlich die ländliche Bevölkerung und ihre Wohnstätten in den verschiedenen Theilen der Altmark, — im Hansjochenwinkel mit seinen riesigen Hümengräbern, wendischen Dörfern

und sächsischen Bauernhäusern, — im Kalbeschen Werder und in den Hopfendörfern bei Gardelegen und Kalbe an der Milde, — im Drömling mit seinen Moorkulturen und Entwässerungsanlagen, — in der Lehlinger Heide mit ihren Kaiserjagden, — in der Wische mit ihren Einzelhöfen und romanischen Kirchen.

Wer es wagen will, sich unserer Führung in die Altmark anzuvertrauen, dem möge das Titelbild weisen, was er erwarten darf. Folgt er unserem Rathe, dann wählt er zum Besuche der Landschaft, deren geschichtliche Bedeutung im Mittelalter liegt, die von manchem deutschen Kaiser befahrene Wasserstraße der Elbe und verläßt das Schiff bei der alten Stadt Tangermünde. Durch das enge Thor, die Kofffurt, steigt er dann steil hinauf zu den Straßen der kleinen Kaiserstadt und erfreut sich der herrlichen Aussicht über die dunkeln Mauern und Zinnen hinweg auf den breiten Strom und die grünen Wiesen und Werder hinüber nach den Thürmen vom Kloster Jerichow. Nicht blos die Kirchen, Rathhäuser und Thore der alten Städte bezeugen deren früheren Reichthum; auch Holzschnitzereien, wie die herrliche Mutter Gottes in der Salzwedeler Marienkirche, Metallarbeiten und gewebte Stoffe, Rüstzeuge und Waffen belehren uns, daß in den Werkstätten dieser Städte die Kunst sich hoher Blüthe erfreute. Handel und Wissenschaft gediehen; die älteste Buchdruckerei in der Mark Brandenburg, die einzige des fünfzehnten Jahrhunderts, war in Stendal. Neben den Bürgern der Städte ein kampfbewährter Adel und tüchtige und tapfere Bauern. Die Fahnen mit der Inschrift: „Wir Bauern von geringem Gut dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut“ hängen seit den Schwedenkriegen in altmärkischen Dorfkirchen. Und mitten in Ährenfeldern und grünen Wiesen, oder in Kiefern- und Eichenwäldern, umrankt von Brombeeren und halbverdeckt von Heidelbeer- und Heidelkraut, zeigen uns riesige Hünengräber, wie die Altvordern vor einigen tausend Jahren ihre großen Todten ehrten. . . .

Möge denn unser Buch hinausziehen in das weite Vaterland und bei deutschen Männern und Frauen, unter Alt und Jung, Freunde werben unserer lieben Heimath, der ruhmreichen Wiege des preußischen Staates, der halbverschollenen Altmark!

Berlin, 26. Oktober 1882.

Sermann Dietrichs.      Ludolf Parisius.



## Inhalts-Verzeichniß.

(Die mit \* bezeichneten Bilder sind Vollbilder.)

	Seite
<b>Land und Leute (E. Parisius).</b> . . . . .	1
<b>Tangermünde.</b>	
Die Kaiserstadt an der Elbe (E. Parisius).	5
Die Burg Tangermünde heute und unter den Askanern (E. Parisius).	24
Kaiser Karl IV. und Tangermünde (E. Parisius).	30
Die letzten Luxemburger und die ersten Hohenzollern auf Schloß Tangermünde (E. Parisius).	51
Markgraf Hans von Küstrin (O. Schwebel).	62
Grete Minden und die Feuersbrunst vom 13. Septbr. 1617. Eine Ehrenrettung. (E. Parisius).	66
Tangermünde seit dem dreißigjährigen Kriege (E. Parisius).	109
<b>Bilder zu Tangermünde:</b>	
* Tangermünde (Stadt-Ansicht) . . . . . nach Seite	4
* Das Hühnerdorfer Thor . . . . .	8
Am Pauliner-Kloster . . . . .	10
An den Putinnen . . . . .	15
* Rathhaus zu Tangermünde . . . . . nach Seite	14
Reliquienkästchen . . . . .	16
Portal der Stephanskirche . . . . .	16
St. Stephanskirche . . . . .	17
Jungfer Lorenz . . . . .	19
* Burghof Tangermünde . . . . . nach Seite	24
Burg nach Merian . . . . .	26
Kapitelthurm . . . . .	27
Am Tanger . . . . .	36
* Das Neustädter Thor . . . . . nach Seite	48
Die Rossfurt oder das Wasserthor . . . . .	49
Kurfürst Friedrich I. . . . .	53
Die Böschungsmauern der Burg an der Elbseite . . . . .	56
Die schöne Elbe . . . . .	58
Die Schreiberei auf der Burg . . . . .	59
Kurfürst Albrecht Achilles . . . . .	61
Apenburg . . . . .	84
Merten Emmert von Burg nach seiner eigenen Zeichnung . . . . .	106
<b>Buch an der Elbe (E. Parisius).</b> . . . . .	120
<b>Bilder zu Buch an der Elbe:</b>	
Markgraf Otto mit dem Pfeil . . . . .	121
Der Roland von Buch . . . . .	126
<b>Arendsee (O. Schwebel).</b> . . . . .	128
<b>Bilder zu Arendsee:</b>	
* Arendsee . . . . . nach Seite	182
Abend am See . . . . .	129
Im Refektorium des Klosters Arendsee . . . . .	132

<b>Salzwedel (E. Parisius).</b>		Seite
Die alte Burg Salzwedel . . . . .		140
Die Bauwerke von Alt- und Neustadt Salzwedel . . . . .		148
Vermischtes zur Geschichte der Stadt Salzwedel . . . . .		169
Von dem Gymnasium zu Salzwedel . . . . .		196
<b>Bilder zu Salzwedel:</b>		
* Salzwedel, Stadt-Ansicht . . . . .	nach Seite	140
Die Burg Albrechts des Bären . . . . .	Seite	142
Am Kofteich . . . . .		148
Das Steinthor . . . . .		152
Der neupädler Rathhausthurm . . . . .		153
Das altstädtische Rathhaus . . . . .		154
* Das Innere der Marienkirche . . . . .	nach Seite	158
Lesepult in der Marienkirche . . . . .	Seite	160
Der Markgrafensstuhl . . . . .		161
Der Propststuhl . . . . .		163
Propstei . . . . .		164
* Die Katharinenkirche zu Salzwedel . . . . .	nach Seite	166
<b>Die Herren von dem Kneesebeck (O. Schwebel).</b>		212
<b>Bilder zu den Herren von dem Kneesebeck:</b>		
Das alte Schloß Eylsen . . . . .	Seite	213
Das neue Schloß Eylsen . . . . .		215
Matthias von dem Kneesebeck . . . . .		217
* Thomas und Emerentia von dem Kneesebeck . . . . .	nach Seite	218
Karl Friedrich von dem Kneesebeck . . . . .	Seite	227
<b>Die Klöster Dambek und Diesdorf (O. Schwebel).</b>		230
<b>Bilder zu Dambek und Diesdorf:</b>		
Kloster Diesdorf . . . . .	Seite	235
Vor der Klostermauer . . . . .		236
<b>Über Beekendorf in den Hansjochenwinkel (E. Parisius).</b>		244
<b>Bilder zu Beekendorf und Hansjochenwinkel:</b>		
Beekendorf . . . . .	Seite	244
Burgruine . . . . .		252
Dorf Hamum . . . . .		255
* Altstädtisches Wohnhaus . . . . .	nach Seite	260
* Utmärkischer Bauer . . . . .		262
<b>Osterwohl (E. Parisius).</b>		264
<b>Bilder zu Osterwohl:</b>		
* Inneres der Dorfkirche zu Osterwohl . . . . .	nach Seite	264
Dorfkirche zu Osterwohl . . . . .	Seite	266
<b>Hünengräber und Gerichtsstätten (E. Parisius).</b>		267
<b>Bilder zu Hünengräber und Gerichtsstätten:</b>		
Gerichtsberg zur Linden . . . . .	Seite	272
Dingstätte Krepe . . . . .		275
* Hünengrab bei Stöckheim . . . . .	nach Seite	274
Hünengrab bei Vornsen . . . . .	Seite	277
Außer dem Handleisen und Schluß-Biquette		
nach Motiven der Katharinenkirche zu Salzwedel . . . . .	Seite	1
" " " " " " " " " " " " . . . . .		66
" " " Marienkirche " " " " " " . . . . .		120
" " " " " " " " " " " " . . . . .		140
" " " " " " " " " " " " . . . . .		212
" " " " " " " " " " " " . . . . .		280



Aus der Katharinenkirche zu Salzwedel.

## Land und Leute.

Die Altmark, die Wiege des Preussischen Staates, der älteste Theil der Mark Brandenburg, bildet die nördliche Spitze der Provinz Sachsen und umfaßt auf dem linken Elbufer die landrätthlichen Kreise Salzwedel, Stendal und Osterburg, den größeren Theil des Kreises Gardelegen, je sieben Dörfer der Kreise Neuhaldensleben und Wolmirstedt und außerdem auf dem rechten Elbufer die Dörfer Schönhausen und Fischbeck vom zweiten Jerichowischen Kreise.

Die Geschichte der Altmark knüpft an Kaiser Karl den Großen an. Dieser zog mit gewaltigem Kriegsheer um das Jahr 780 bis zur Elbe, schlug sein Lager an dem Einfluß der Ohre in die Elbe auf und berief die diesseits wohnenden Sachsen und die jenseits wohnenden Wenden zu sich, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Um dieselbe Zeit, wenn nicht schon früher, gründete er gegen die Wenden längs der Elbe mehrere Marken, als nördlichste die Mark Soltwedel. „Solche Mark war ein noch nicht in das Reich und dessen Gausystem eingerichtetes Vorland; es war eine kriegerische Occupation in Feindesland mit der Aufgabe immer weiterer Befehrung und Unterwerfung.“ Die Mark war demnach in stetem Kriegszustande. Zur Behauptung des schon gewonnenen Gebietes wurden an militärisch geeigneten Stellen Burgen erbaut, in ihnen und um sie herum wurden Kriegerleute mit Lehen angesetzt. Den Befehl über das Markgebiet führte ein Markgraf. Dieser vertrat den unterworfenen und tributpflichtigen Häuptlingen und

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.



Stämmen gegenüber die Hoheit des Reiches. Der Mark Soltwedel oder der Nordmark folgte bald die Mark Tangermünde; beide vereinigt wurden später, im Gegensatz zu den neueroberten Landestheilen östlich der Elbe, die Altmark genannt.

In den wüsten Zeiten nach Karl dem Großen konnten die gewonnenen Grenzen und Vorlande kaum behauptet werden. Erst unter Kaiser Otto dem Großen folgte ein neuer gewaltiger Vorstoß gegen die Slavenwelt. Priegnitz und Mittelmark wurden genommen, gingen aber ebenso wie der größere Theil der Altmark seit dem großen Slavenaufstande 983 wieder verloren. Von der Altmark blieb nur noch der Westsaum in deutschen Händen. Sie war, wie die alte Kaiserchronik sagt, „ganz wüste von Volk und stand voll langen Rohres.“ Mit den Askaniern ward die alte Markgrafschaft zurückgewonnen, neu begründet und erweitert.

Bei jeder Burg in der Mark siedelten sich in unmittelbarer Nähe gar bald freie deutsche Männer an, um unter ihrem Schutze Ackerbau und Viehzucht zu treiben und für die übrigen Lebensbedürfnisse der Burginsassen zu sorgen. Handwerker und Handelsleute ließen sich dort nieder, um von geschützter Stelle einen gewinnbringenden Handelsverkehr in die noch feindlichen Nachbarländer zu unterhalten. Sie vereinigten sich zu Genossenschaften und gaben sich Statuten und Gesetze. Bald wurden den Ansiedlern Stadtrechte, Befreiung von des Burggrafen Gewalt und Gericht, — und Privilegien, wie Marktrecht, Zollfreiheit, Mühlen- und Braugerechtsame verliehen.

Die Bedeutung der Altmark wuchs mit der Mark Brandenburg bis gegen die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Nachdem der in der Altmark geborene zweite ihrer Hohenzollernschen Regenten den Widerstand der trotzigigen Bürger von Berlin und Köln an der Spree gebrochen und eine stattliche Burg auf kölnischem Boden erbaut hatte, um daselbst seine ständige Hofhaltung zu errichten, trat die Altmark mehr und mehr in den Hintergrund. Zuletzt ist die „kleine arme Landschaft,“ wie sie bereits Sebastian Münster in seiner Kosmographie bezeichnet, so sehr in Vergessenheit gerathen, daß, wer von ihr und ihren Schicksalen erzählen will, wohlbedächtig vorweg zu vermelden hat, wo eigentlich das immerhin achtzig Quadratmeilen umfassende Stammland des mächtigen Preussischen Staates liege.

Die Altmark gehört der norddeutschen Tiefebene an, ist aber ein welliges Land mit buntem Wechsel zwischen Sand und Lehm, Heide und Moor, Wald, Wiese und Feld. Außer in der Elbniederung, der Wische, ist der leichte sandige Boden vorherrschend. Der Altmärker schätzt seine Heimath über die Maßen hoch, — heute wie vor Jahrhunderten. Schon der alte Christof Euzelt rühmt von ihr in seiner 1579 gedruckten Chronik:

„Es ist aber das Land die Alte Mark mit hohen Gnaden und Gaben Gottes gezieret, einer gesunden Luft, ein reich Kornland, schöner Viehzucht, Butter, Käse, Wolle, Honig, Fleisch, Fische, schön Brot, Wildpret, Küchenspeis und Holz. Die Städte brauen darinnen die herrlichsten Biere, man fänget auch an Weinberge zu legen, welche einen ziemlichen Landwein bringen, und wüßte nicht, was dem Lande gebrechen sollte.“

Die Weinberge sind Gott Lob längst wieder eingegangen, der „ziemliche Landwein“ soll dem Essig näher gewesen sein als dem Wein. Heiß machte er nicht, denn wie Merian (1652) berichtet, hatte man von ihm das Sprichwort:

Vinum aus der Alten Mark — Calefacit ut Quarf.

Sonst aber ist noch heut zu Tage in der Altmark gut und fröhlich zu leben, und die Altmärker rühmen sich, bei ihnen fließe, wenn auch nicht wie im gelobten Lande Milch und Honig, so doch „Speck und Balsam“ — zwei lustige Wiesenbächlein — und sie loben und preisen ihr durch die heilige Siebenzahl ausgezeichnetes Ländchen mit seinen sieben Städten, sieben Flecken, sieben Flüssen, sieben schloßgelessenen Adelsgeschlechtern und sieben verkehrten Kirchen, nemlich solchen, deren Thürme nach Osten statt nach Westen blicken.

Von den früheren Bewohnern der Altmark berichtet Euzelt:

„Es hat aber vor Zeiten im Lande sehr einfältig, simpel, fromm, aufrichtig, ehrbar Volk gehabt, rechter deutscher Art, grob von Sitten und Leben, daher man sagt: die groben Altmärker!“

Von seinen zeitgenössischen Landsleuten aber weiß er nur Gutes zu berichten, er lobt Adel und Bürger und Bauern.

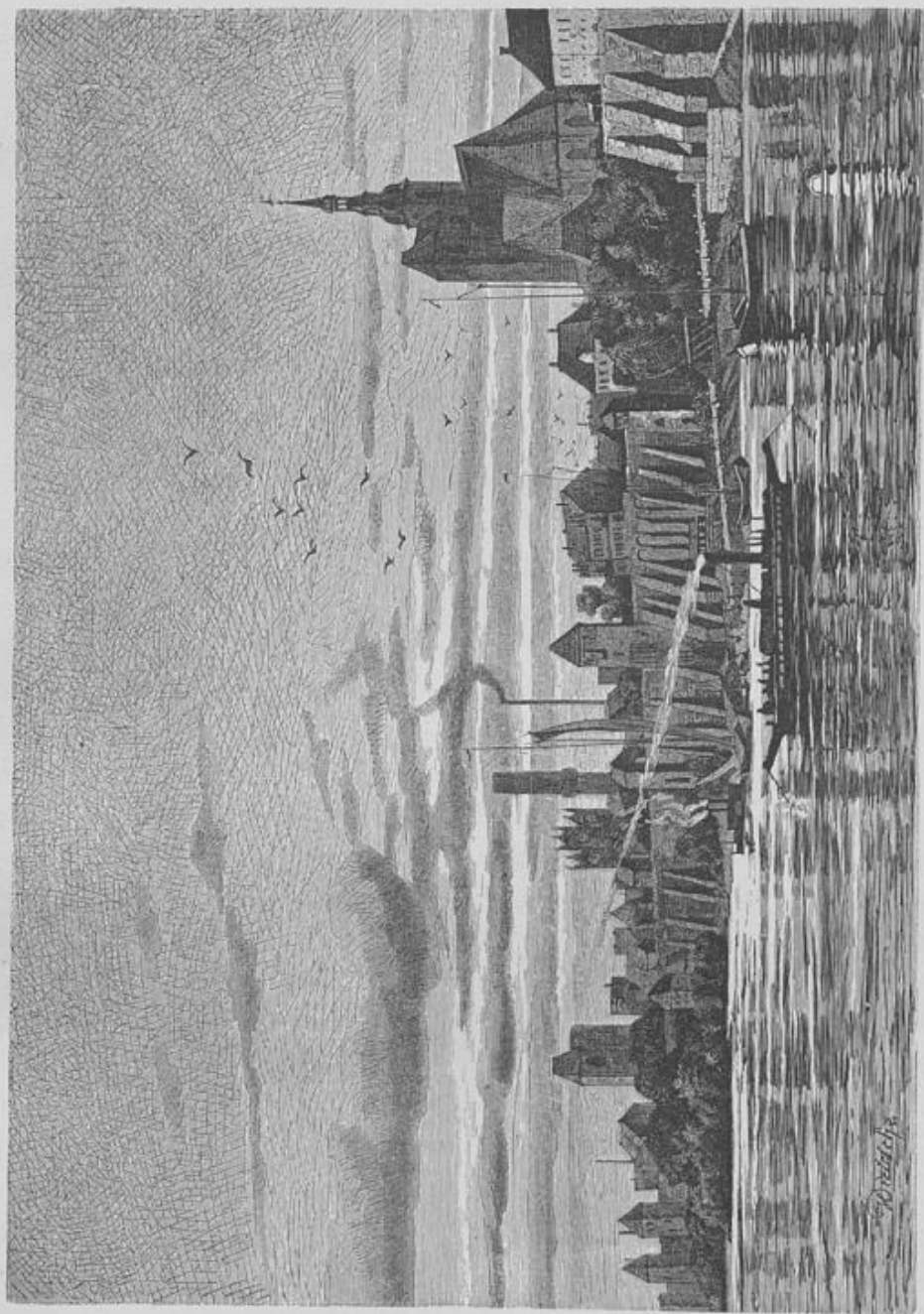
Die besondere Eigenart der sieben Städte schildert ein uralter plattdeutscher Spruch folgendermaßen:

De Stendaler trinken gern Wien,  
De Gardeleger wullen Junker sin,

De Tangermünder hebben den Mot,  
 De Soltwedler hebben dat Got,  
 De Seehuser dat sind Ebenthür,  
 De Werbener geben den Weiten düer,  
 De Osterborger wollten sik rāken  
 Un däden den Bullen för den Bären stāken.

Auch in unserm, der Konservirung von Besonderheiten der Volksstämme wenig günstigen Jahrhundert sagt man dem Altmärker, namentlich dem Altmärkischen Bauern mancherlei Eigenart nach. In der Hauptsache handelt es sich dabei wol nur um die guten und schlechten Eigenschaften, die unsern Brüdern aus Mittel- und Süddeutschland an den Norddeutschen plattdeutscher Zunge auffallen. Nicht die Treue und der tapfere Kriegsmuth, die der alte Generallotteriedirektor Wilhelm Bornemann, der Vorläufer von Claus Groth und Friß Reuter, ein Gardeleger Kind, vor sechszig Jahren in seinen plattdeutschen Gedichten als „Ollmärksche“ Stammeseigenschaft hervorhob; — in deutscher Treue und deutscher Tapferkeit soll kein Stamm unserer Nation ein Vorzugsrecht behaupten wollen. Aber im zähen Festhalten an Sitte und Brauch, am ererbten und erworbenen Besiz mag der Altmärker sich vor manchem andern Stamm auszeichnen, — und nicht Unrecht hat eine neuere Darstellung von Land und Leuten, wenn es darin heißt: „Zäh ist der Altmärker in seinem ganzen Wesen, knorrig und langsam, der erst warm werden muß, um tüchtig zuzuschlagen und zuzugreifen, dann aber auch so leicht nicht wieder abläßt.“ — Nicht wetterwendisch und veränderungslustig, nein! langsam und bedächtig im Entschluß, im Lieben und im Hassen, — aber dann ohne Schwanken und Wanken — wenn't nich helpt, denn helpt dat nich — dann drist to! — und wenn es sein muß wat 't Tüg holl'n will, — je hiller, je düller, — Dunn'r un Hag'l! Himmel dusent zackr'ment! — das war und das ist so ungefähr Altmärkische Art. . . .





Tangermünde.

J. F. Richter's F. A. Hamburg.



## Tangermünde.

### Die Kaiserstadt an der Elbe.

Wollte man die Städte der Altmark nach dem Range ordnen, den sie im Mittelalter als Wohnsitze hervorragender Menschen einnahmen, so müßte man weit voran die kleine Stadt Tangermünde stellen. Hier haben Markgrafen und Kurfürsten residirt; hier baute sich ein prunkliebender Kaiser des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation ein herrliches Schloß und wohnte darin mit Weib und Kind. Freilich sind seitdem ein halbtausend Jahre vergangen und fast dritteihalfhundert Jahre ist es her, daß das Schloß zerstört wurde, um niemals wieder aufgebaut zu werden.

Wer von Berlin mit der Lehrter Bahn nach der Altmark fährt, erblickt schon lange vor der Elbübergang linker Hand in grauer Ferne einen Trupp Gebäude mit kühnen Thürmen in schönem Profil. Von der Elbbrücke aus sieht er es genauer: es ist die alte, ehrwürdige Kaiserstadt Tangermünde, die sich in der Elbe spiegelt.

Die Stadt liegt auf einer steilen Anhöhe, die den mittleren Sommer-Wasserstand der Elbe um vierzig Fuß überragt und gegen die Hochfluth durch gewaltige Mauern geschützt ist. Diese uralten Mauern mit verwitterten Zinnen und Thürmen haben sich, durch Wind und Wetter zerfetzt und zerbröckelt, hie und da nothdürftig ausgeflickt, auf der Elbseite in wenig veränderter Gestalt bis auf unsere Tage erhalten, während an den andern Seiten mit Mauern, Wall und Gräben, die Schutz gegen feindliche Überfälle gewähren sollten, gerade ebenso verfahren ist, wie in andern märkischen Städten: die Wälle wurden abgetragen, die Gräben ausgefüllt, beide in Gärten und Friedhöfe verwandelt, die Mauern und Thürme zur Hälfte gestürzt.



Nach Norden stromabwärts steigt die Anhöhe, auf welcher Tangermünde erbaut ist, noch um zwanzig Fuß. Hier liegt, von der Stadt durch den tiefen Einschnitt getrennt, in dem jetzt die erhöhte Straße zur Fährstelle hinabsteigt, der Burgberg. Gegen das Wasser schützt ihn eine steile, sechszig Fuß hohe Futtermauer mit mächtigen Strebepfeilern. Am Nordende der Stadt, stromaufwärts vom Burgberg, ist die Fährstelle. Kurz zuvor mündet der bei Dolle in der Leßlinger Heide entspringende Tangerfluß nach einem Laufe von wenigen Meilen in die Elbe, nachdem er die Strecke längs der Stadt neben dem Strome und nur durch Wiesen von ihm getrennt vollendet hat. Bei Hochwasser bilden Tanger und Elbe und die dazwischen belegenen Wiesen einen einzigen See. Eine Dampffähre vermittelt jetzt den Verkehr zwischen beiden Ufern des Stromes.

Die Burg an der Tangermündung ist vermutlich von König Heinrich I., dem Vogelfsteller, angelegt, gleichzeitig mit zwei andern altmärkischen Elbburgen, mit Arneburg und Werben, etwa um das Jahr 929. Die Burg Tangermünde hatte die Überfahrtsstelle über den Elbstrom, die wichtigste und bequemste von Magdeburg abwärts, zu decken. Von der ältesten Burganlage ist außer Erdwällen wenig erhalten. Den einzigen Zugang zu ihr gewährt die stadtwärts belegene Westseite. Die enge Verbindung zwischen der Burg und der als Anhängsel derselben gegründeten Stadt blieb bei Tangermünde, trotz der örtlichen Sonderung beider, deutlich erkennbar. Wer aus dem hochüberwölbten Burgthor getreten ist und die steinerne „Schloßbrücke“ über den tiefen trockenen Burggraben überschritten hat, passirt zunächst die Freiheit (Schloßfreiheit), eine vor Zeiten durch das Zingelthor (Außenthor) von der Stadt abgeschlossene kurze Straße, deren Häuser einst sämmtlich Burglehnshäuser (Freisassenhäuser) gewesen sind. An dem nächsten Hause, gleich rechts am Burggraben, erblickt man zu beiden Seiten der rundbogig gewölbten Hausthür zwei steinerne Brustbilder von trefflicher Arbeit. Das Haus, vom Volksmunde „Prinzenhaus“ genannt, war Lehnseigenthum der angesehenen Patrizierfamilie Krull. Die Brustbilder ergeben durch ihre Umschrift, daß Peter Krull, der Schloßhauptmann, den Bau 1534 begonnen und Georg Krull ihn 1543 vollendet hat. Auch

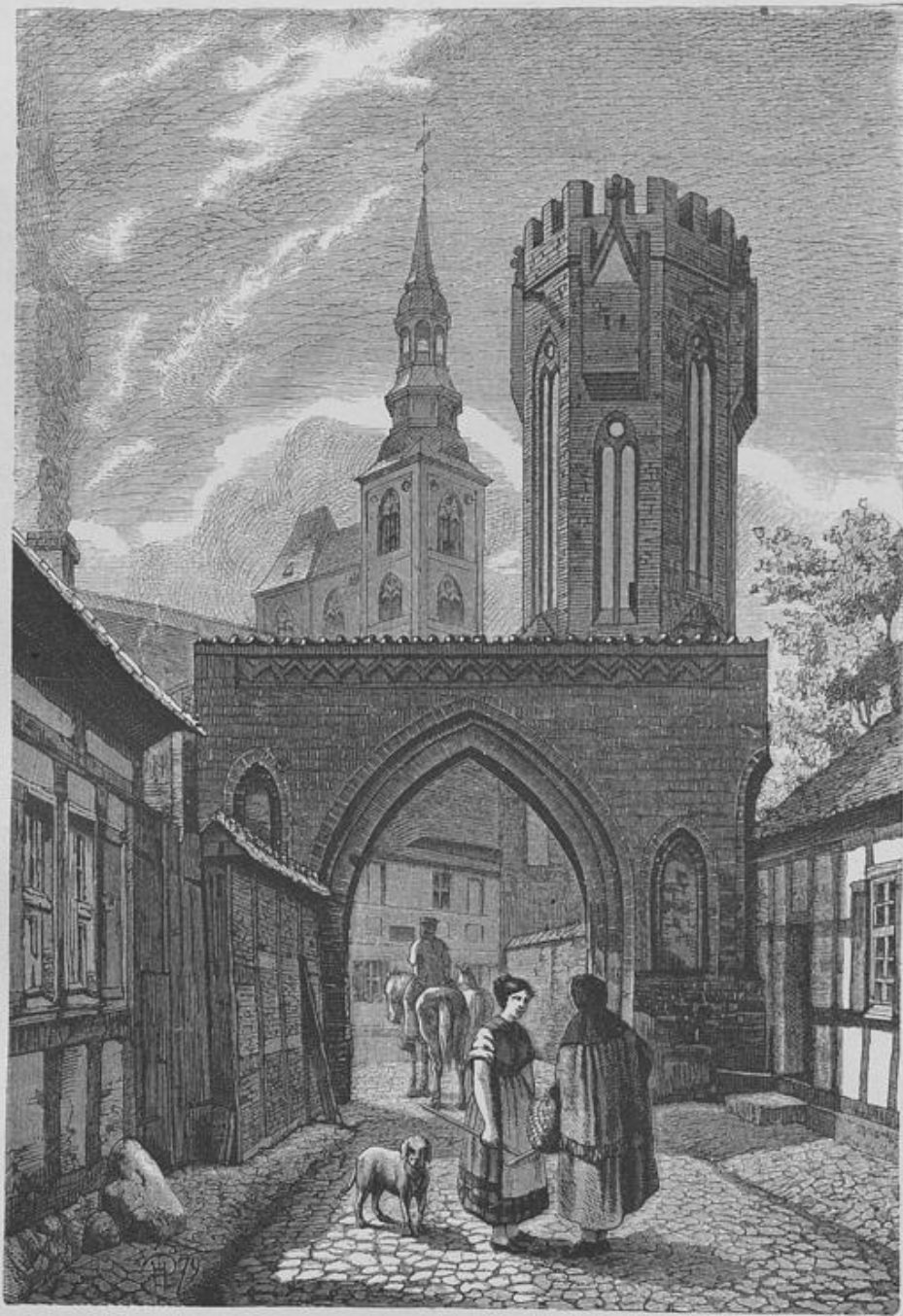
Schloßapotheke und Schloßkrug werden schon im fünfzehnten Jahrhundert als Häuser auf der Freiheit genannt. Doch nun zunächst zur Stadt.

Die Stadt Tangermünde zählt jetzt in der eigentlichen Stadt und in zwei Vorstädten, dem Hühnerdorf und der Neustadt, 808 Wohnhäuser mit 1554 Haushaltungen und 5177 Einwohnern. Das Hühnerdorf nördlich der Stadt und westlich der Burg, früher von beiden bloß durch die alten Befestigungen geschieden, selbst ohne Mauern und nur durch Pallisaden geschützt, war die alte Burgvorstadt, in der Unterthanen der Burg wohnten, die keine Feldmark, sondern bei ihren Häusern nur einen Kamp oder eine „Worte“ — etwas Garten- und Grabeland — besaßen und davon als Abgabe ein Rauchhuhn, ein rauhes befiedertes ausgewachsenes Huhn zu liefern hatten. Das Hühnerdorf gehört erst seit 1456 der Stadt. Deren Rath kaufte es von dem damaligen Regenten der Altmark, dem Markgrafen Friedrich dem Fetten, ohne den Bewohnern Gleichberechtigung mit den Bürgern einzuräumen. Denn im Hühnerdorf durfte Niemand malzen, brauen, backen oder ein anderes Handwerk treiben. Von kirchlichen Gebäuden ist daselbst nur eine aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Kapelle der heiligen Elisabeth vorhanden. Lange Zeit wurde dieselbe als Salzmagazin benutzt. Jetzt ist sie Turn- und Exerzierhaus blauröckiger preussischer Rekruten. Die Quadern des alten Kirchenschiffes deckt gelber Sand. Kanzel und Kirchstühle sind mit Reck und Barren vertauscht. Statt der feierlichen Klänge der Liturgie und der frommen Worte des Messe lesenden Priesters schallt von den Wänden zurück das zuweilen von unheiligen Flächen unterbrochene Kommandowort des Unteroffiziers.

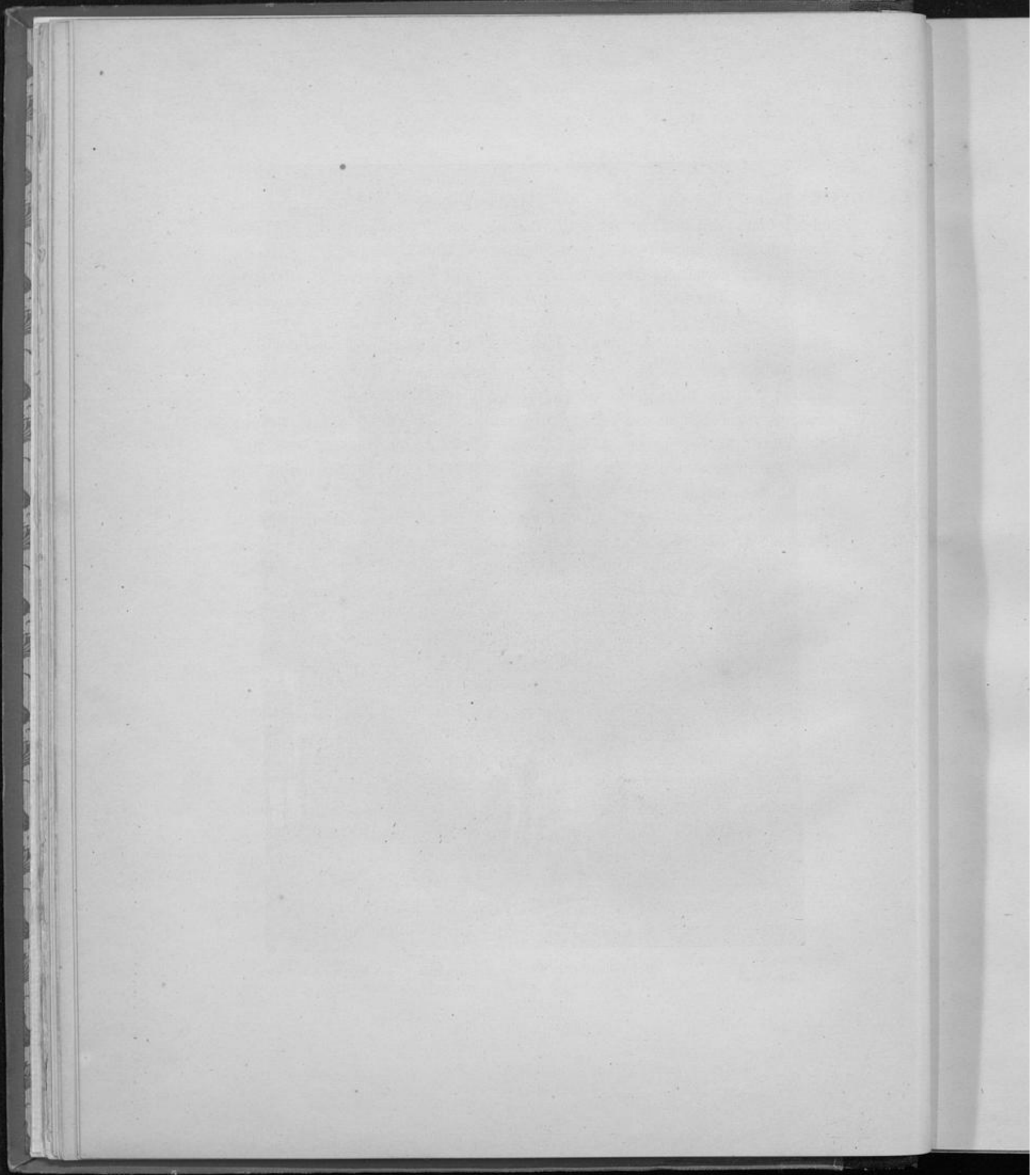
Außer der Schloßfreiheit und dem Hühnerdorfe war vor Zeiten auch das unweit des letzteren, nördlich von ihm auf hohem Elbufer belegene wendische Fischerdorf Kalbau als eine Zubehör der Burg Tangermünde anzusehen. Als in den langen Kämpfen der Wenden mit den Deutschen die Letzteren obsiegten, nahmen sie den Wenden von Kalbau ihre Äcker, Wiesen und Weiden fort und begründeten damit das Bauerndorf Deutsch-Kalbau. Die Wenden des alten Dorfs aber wurden Dienstpflichtige des Markgräflichen Hofes. Zum Weihnachtsabend und zum Aschermittwoch mußte ein Jeder von ihnen mit fünfzehn Neunaugen, und

am Sonnabend vor Ostern mit Fischen für je zwei Pfennig Werth in der Burgküche antreten. Ferner mußten sie den Brennholzbedarf der Burg auf der Elbe heranfahen und den Markgrafen und sein Gefolge, so oft es verlangt wurde, über den Fluß setzen. Während der Dienstleistungen wurde ihnen von der Burg Speise und Trank gereicht. So berichtet das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375. Das Bauerdorf Kalbau wurde in den nachfolgenden bösen Zeiten wüßt, die Äcker vergrößerten die Stadtfeldmark. Die armen Burghörigen des wendischen Fischerdorfes hielten zäher aus. Sie ließen sich von mehreren Markgrafen die ewige Nutzung einiger Elberwerder, Renten vom Zoll und von der Fähre, Freiheit von der Bede, vom Fährgelde und vom Zoll für Fischereigeräthschaften und schließlich den privilegierten Gerichtsstand vor dem Dorfgericht und vor der Schloßbrücke zu Tangermünde zusichern und hoben sich alle ihre Privilegienbriefe — darunter mehrere von Markgrafen aus dem Bayrischen und Luxemburgischen Hause, von Ludwig dem Römer 1360, von Otto 1367, vom Kaiser Karl IV. 1377, von Jobst von Mähren 1405 — vorsichtig und sorgsam auf. Trotzdem wurden sie zeitweilig von den Amtleuten des ersten Hohenzollern vertrieben. Wir erfahren dies aus einer Urkunde vom 15. Februar 1426, in welcher der Markgraf Johann bekennt, daß er seinen vor Zeiten vertriebenen Wenden auf ihre Bitte dasselbe Dorf zu besitzen, zu beziehen, zu bewohnen geboten habe und ihnen alle ihre Freiheit, Gerechtigkeit und alte Gewohnheit konfirmiren und befestigen wolle. Als die Kurfürsten ihren Hof von Tangermünde nach Köln an der Spree verlegten und deshalb von der Überfahrt über die Elbe und von den Neunaugen ihrer getreuen Wenden keinen Gebrauch mehr machen konnten, wurde den Fischern von Kalbau statt dessen die Verpflichtung auferlegt, die Zimmer des Schlosses zu reinigen und die Gefangenen des Schloßthurms zu bewachen. Bis zur Westfälischen Zwischenherrschaft 1807 hielt ein Gerichtsbeamter aus Tangermünde allmonatlich in Kalbau einen Dingtag ab, bei dem ihm der Reiheschulze des Dorfes zunächst einen Trunk aus dem großen zimmernen „Willkommen“ bot. Dieser hatte sonst die Bestimmung, in den Gemeindeversammlungen rund umzugehn, wenn die Gemeinde die vom Dorfgericht erkannten Geldbußen, geheiligter deutscher Rechtsitte gemäß, gemeinschaftlich vertrank.





Das Hühnerdorfer Thor in Tangermünde. *J. F. Richter's X. A. Hamburg.*



Drei alte Stadtthore hat Tangermünde. Das Hühnerdorfer Thor, von Backsteinen erbaut, besteht aus einem weitvorgeschobenen Außenthor und einem fast ganz zerstörten Innenthor, welches von einem seitwärtsstehenden noch wohlerhaltenen Thorthurm gedeckt wird. Professor Adler, der gründliche Kenner unserer mittelalterlichen Backsteinbauten, erklärt im ersten die Stadt Brandenburg und die Altmark behandelnden Theile seines berühmten Werkes (Mittelalterliche Backstein-Bauwerke des Preussischen Staates 1862) bei der eingehenden Besprechung der Tangermünder Bauten den Portalbogen des Außenthores \*) und den Unterbau des Thurms für Reste der alten Befestigungsanlagen am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, dagegen seien der Oberbau des Thurms und der nur noch in Fragmenten erhaltene Portalbogen des Innenthores in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut.

Ein großartiges, mit besonderem künstlerischen Aufwande hergestelltes Bauwerk ist das Neustädter Thor am westlichen Ende der Stadt. Es besteht aus einem Außenthore, von dem nur noch Bruchstücke des untern Baues vorhanden sind, aus der Brücke über den tiefen Stadtgraben und dem inneren, von einem viereckigen und einem runden Thurme eingeschlossenen Thor. Außenthor, Brücke und der viereckige Thurm gehören jener älteren Befestigung von 1300 an, das Innenthor und der Rundthurm sind spätere Erweiterungen und Verstärkungen der ersten Anlage. Adler (a. a. O. S. 74) erklärt, diese Theile rührten aus der Zeit von 1436 bis 1440 und von demselben Stendaler Meister her, der Thor und Querschiff des Domes und das Änglinger Thor zu Stendal erbaut hat, und behauptet, daß das Neustädter Thor „eine der höchsten Stufen unter den Profanbauten des Backsteinbaues“ erreiche. In diesem Lobe sind selbstverständlich die später angebrachten Dächer zum Schutz der Zinnen nicht inbegriffen. Leider ist vor einigen vierzig Jahren von dem runden Thurm ein etwa fünfzig Fuß hoch angebrachter, auf Kragsteinen ruhender, nach oben bedachter Umgang abgetragen worden, der den Fuß des Thurmes nach allen Seiten vertheidigte. Immerhin ist von dem Thor noch genug übrig, um daran die ganze

\*) Auch dieser Portalbogen ist seit einer Reihe von Jahren abgerissen. Auf unserm Bilde ist er nach einer älteren Zeichnung ergänzt.

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.



Schönheit der alten Backsteinbauten mit ihren, dem Auge so wohlthuenenden tiefen satten Farben zu erkennen.

Der auf der Abbildung S. 48 hinter dem Chore sich erhebende Thurm gehört nicht zu ihm, sondern zu der dicht danebenstehenden Nikolaikirche. Sie ist die älteste Pfarrkirche der Stadt und vermuthlich von Markgraf Otto I. errichtet. Der Glockenthurm ist an dreihundert Jahre jünger. Die Kirche wurde seit langer Zeit als Lazareth benutzt. Jetzt befindet sich darin auch die Wache für eine Schwadron des siebenten Dragonerregiments.

Die Neustadt ist von der eigentlichen Stadt und ihren Befestigungen gänzlich geschieden. Sie besaß ihre eigenen Mauern und Gräben, von denen heute fast nichts übrig geblieben ist. Das südlichste Gebäude der Neustadt nach der Elbseite zu, bilden die Überbleibsel eines Dominikaner- oder Pauler-Predigerklosters, heut zu Tage „Paulinerkloster“ genannt. Die dazu gehörige Kirche Allerheiligen, irrthümlich nach einer in der Nähe vorhanden gewesenen St. Gertraudenkapelle in der Regel St. Gertraudenkirche genannt — ist bis auf ein Stück Kirchenwand und unerhebliche Trümmer



Am Pauliner-Kloster.

des alten Kreuzganges verschwunden. Das Kloster wurde 1458 vom Markgrafen Friedrich dem Fetten bald nach Antritt seiner Regentschaft gestiftet. Die Kirche ist ohne Zweifel von dem vorerwähnten Stendaler Dombaumeister

erbaut. Die Klostergebäude sind gegen Ende desselben Jahrhunderts hinzugefügt. Im dreißigjährigen Kriege (1626) ließ der dänische General Fuchs die Balken aus dem Kirchendach heraussägen, um sie zu einer Schiffbrücke zu verwenden. In Folge dessen stürzten Dach und Gewölbe zusammen. Das Mauerwerk ward im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an einen Neustädter Schiffer verkauft, der sich daraus ein neues Haus baute. Der Untergang der Klosterkirche wird von Adler beklagt. Technik und Material der aus scharf gebrannten lebhaft rothen Backsteinen errichteten Kirche seien vorzüglich und in der Behandlung mit der des herrlichen Unglinger Chores zu Stendal nahe verwandt gewesen. Das Kloster wurde 1540 vom Kurfürsten Joachim II. aufgehoben und einige Jahre darauf der Stadt zur Umwandlung in ein Hospital überlassen. Dieses hat bis 1829 bestanden. Seitdem sind die Klostergebäude an einen Ackerbürger verkauft, der daraus eine Tagelöhnerwohnung und Viehställe herrichtete. In der Librarei oder der Bibliothek der gelehrten glaubenseifrigen weißen Bettelmönche lagern heute Heu und Stroh und in ihrem Refektorium oder Speisesaale schmausen und grunzen die Schweine.

Die sonderbare Librarei des Klosters hat neuerdings den Verdacht auf sich gezogen, eins unserer schönsten deutschen Heldenlieder in einem alten Buche für die Nachwelt aufbewahrt zu haben. Die Dichtungen von Otnit, Hugdieterich und Wolfdieterich — die umfassendste Komposition des Gothischen Heldenkreises — erzählen, daß Überlieferungen dieser Abenteuer durch ein Buch erhalten worden sind, welches „im Kloster zu Tagemunden“ manches Jahr gelegen hat und dann dem Bischof zu Eystett (Eichstedt?) gesandt ist. Der Bischof hat sich an dem Buche bis zu seinem Tode vergnügt. Wenn er verdrossen gewesen ist, hat er sich die Weile mit den seltenen Wundern verkürzt, die in dem Buche geschrieben waren. Nach seinem Tode hat es sein Kaplan gelesen und dann in das Frauenkloster zu St. Walburg getragen. Ludwig Uhland meint nun (Zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. I. S. 424), das Kloster Tagemunden oder Dagemunde, wie andere Handschriften haben, sei noch nicht ausgemittelt, — er kenne keinen einigermaßen entsprechenden Ortsnamen als Tangermünde an der Elbe, woselbst sich ein Kloster befand. Uhland hätte diese Vermuthung wohl nicht ausgesprochen,

wenn er das späte Stiftungsjahr des Klosters gekannt hätte. Das Bild der Klosterruine (s. S. 10) ist zu einer Jahreszeit aufgenommen, wo der Tanger aus seinen Ufern getreten war. Der im Mittelgrunde sichtbare Thurm gehört zur Stadtmauer.

Das dritte Stadtthor ist das Wasserthor oder die Rossfurt. Von der Stadt führt ein dunkler, steiler, von beiden Seiten aufgemauerter und bebauter Hohlweg unter einem hohen Steinbogen hindurch zum Wasser hinab durch ein doppeltes, mit einem siebenzig Fuß hohen Thurm gekröntes Thor. Hohlweg und Thor — beide „Rossfurt“ genannt — sicherten die Verbindung mit dem Elbstrom. Der Thorthurm ist um 1470 errichtet, das Thorhaus hat man später angebaut, vermuthlich, um mehr Platz für eine zahlreichere Wachmannschaft zu gewinnen. Der auf breitem Spitzbogen ruhende Thorthurm konnte nach der Wasserseite durch Thorflügel und Fallgatter geschlossen werden. Über den Steinbogen, der die Rossfurt überbrückt, führt eine Straße. Um zu ihr zu gelangen, geht man eine kleine schmale Treppe in die Höhe. Von oben bietet sich dem Besucher ein anziehendes Bild dar. Vor sich sieht er in der engen Straße auf die dunkeln Mauern und das schwarze Thor. Aber über die Zinnen der Stadtmauer hinweg blickt er auf lachendes Wiesen- grün, dazwischen erglänzt die Elbe, oft belebt durch Segelschiffe und Dampf- böte. Für Ross und Reiter ward in alter Zeit durch die Rossfurt die einzige Verbindung auch zwischen Burg und Elbübergang vermittelt. Zu letzterem führte von der Burg kein direkter Weg.

Die alte Stadtmauer, die sich von der Elbseite heute noch recht malerisch präsentirt, gewährte dem Städtchen vor hundert Jahren noch mehr das Aus- sehen einer mittelalterlichen Veste. Dazumal stand noch an jeder der vier Hauptecken der Stadtmauer ein stattlicher Thurm. Während drei derselben seitdem ihre oberen Theile verloren haben, erlitt der westliche Thurm, der lange Zeit als „Pulverthurm“ zur Aufbewahrung des Pulverbedarfs der Stadt benutzt war, das eigenthümliche Geschick, bis zu 150 Fuß erhöht zu werden. Man verwandelte ihn in eine Schrotfabrik. Im obersten Stockwerk des schlanken „Schrotthurms“ wird geschmolzenes Blei durch Siebe gegossen, die Bleitropfen formen sich während des Falls zu runden Kügelchen und werden im untersten Stockwerke in Wasserbottigen aufgefangen.



Südlich vom Wasserthor befinden sich an der Elbseite noch mehrere Mauerthürme von geringerer Höhe. Aus einem derselben führt eine Treppe aus der Stadt heraus zu einem erhöhten Platze, bei welchem vor Zeiten die Gährhäuser der Kohgerber standen, zum Steigberge. Unweit davon sind zwei andere Thürme dicht neben einander. Durch den einen gelangt man auf steiler Treppe, wie durch eine Nothpforte, auf die äußere Seite der Stadtmauer. Der obere dieser Mauerthürme enthielt das sogenannte Bürgergehorjam, das Polizeigefängniß für Bürger, im Gegensatz zu Verbrechern,



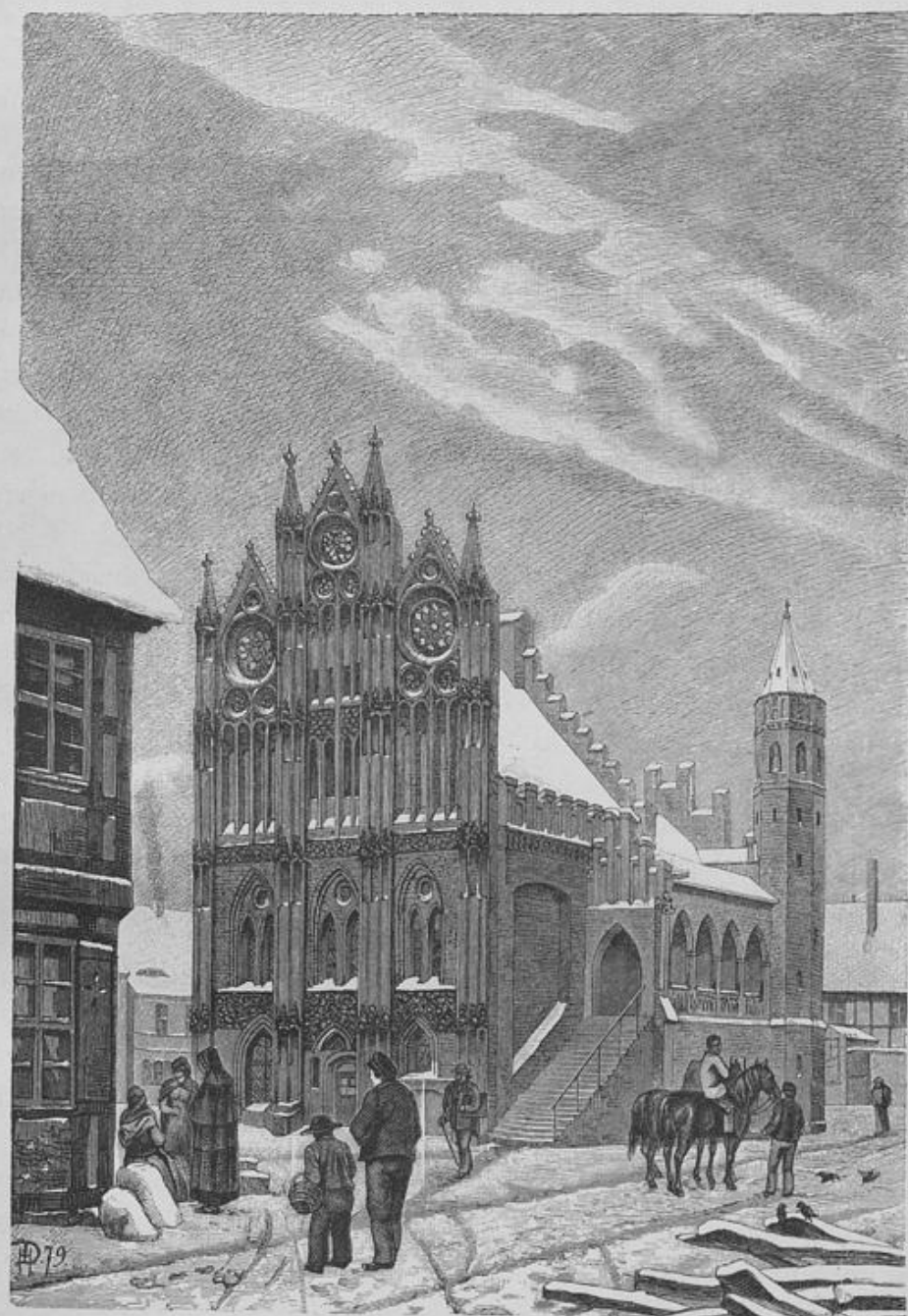
An den Putinnen.

Landstreichern und fahrendem Volke. Neben dem Bürgergehorjam befinden sich Häuser, die Gemeindegewerken untergeordneter Art gedient haben: die Hirtenhäuser mit dem Bullenstall und die alte Reithahn. Wer jene steile Treppe hinunterklettert, geräth in eine fremdartige Welt. Hier draußen vor den alten Mauerzinnen sind kleine Leute aus benachbarten Hütten in voller Thätigkeit. Rücksichten, die das Zusammenleben in engen Straßen auferlegt, beeinflussen sie hier nicht. Der abgelegene freie Raum ersetzt ihnen Waschhaus und Trockenboden, Küche

und Wirthschafts-Hof. Hier Waschfaß und Kessel, Reisbesen und Kartoffeltopf; auf der Waschleine flattern lustig im Winde zerlöchernte und angestricke Strümpfe, vielgeflickte Unterröcke, heile und zerlumpte Wäsche für Groß und Klein in bunter Farbenpracht. Alt Mütterchen betrachtet mit liebevollen Blicken ihren alten Plunder. Klaräugig und sorgenlos schaut über die Lande ein kleiner fester Junge mit rothen Pausbacken. Er ist einer von der bedächtigen blöden Art, die keine Antwort giebt, wenn man sie fragt, aber dreist hinterherschreit, wenn man ein Endchen entfernt ist. Aber freundlich grüßend schreitet ein kräftiges Mädchen vorbei, die Wassertrage über die Schultern. Wasser holte sie von dem unweit der Mauer vorbeischießenden Tanger. Die vollen Wassereimer trägt sie die steilen Treppen hinauf zur Stadt. — „Über wie nennt sich der poetische Steig, der zu holländischem Stilleben hinabführt?“ — fragen wir unsere Tangermündischen Freunde. — „„Der Name ist heute verklungen,““ lautet die Antwort, „„die ganze Örtlichkeit umfaßten wir in unserer Jugend mit dem Ausdruck der Putinnen: kumm Fritz, up de Putinnen! hieß es.““ — Der Bedeutung des Namens ist man sich jetzt nicht mehr bewußt. De Putinnen kann kaum etwas anderes sein, als de Butentinnen, die Außenzinnen.

Innerhalb Tangermünde giebt es nur wenige alte Gebäude. Die Stadt ist so oft und so gründlich abgebrannt, daß in ihr, abweichend von andern altmärkischen Städten, kaum ein einziges merkwürdiges Wohnhaus zu finden ist. Dafür entschädigen einigermaßen Rathhaus und St. Stephanskirche. Mitten in der Stadt liegt auf freiem Platze das Rathhaus. In den großen Stadtbränden stark beschädigt, besteht es nur noch aus zwei Flügeln, die beide in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, aber nicht gleichzeitig erbaut sind. Der größere zweigeschossige von Osten nach Westen gerichtete Flügel war unten mittelst vier breitgespannter Spitzbogen als Gerichtslaube geöffnet. Er soll um 1490 erbaut sein. Namentlich in der Nordfaçade, die durch Brände schwer gelitten hatte und durch spätere Umbauten arg entstellt war, ist er vor dreißig Jahren einer gründlichen Restauration in gothischen Formen nach Stüler's Entwürfen unterzogen, so daß auch jetzt das Gebäude von Einheimischen und Fremden mit Recht bewundert wird.

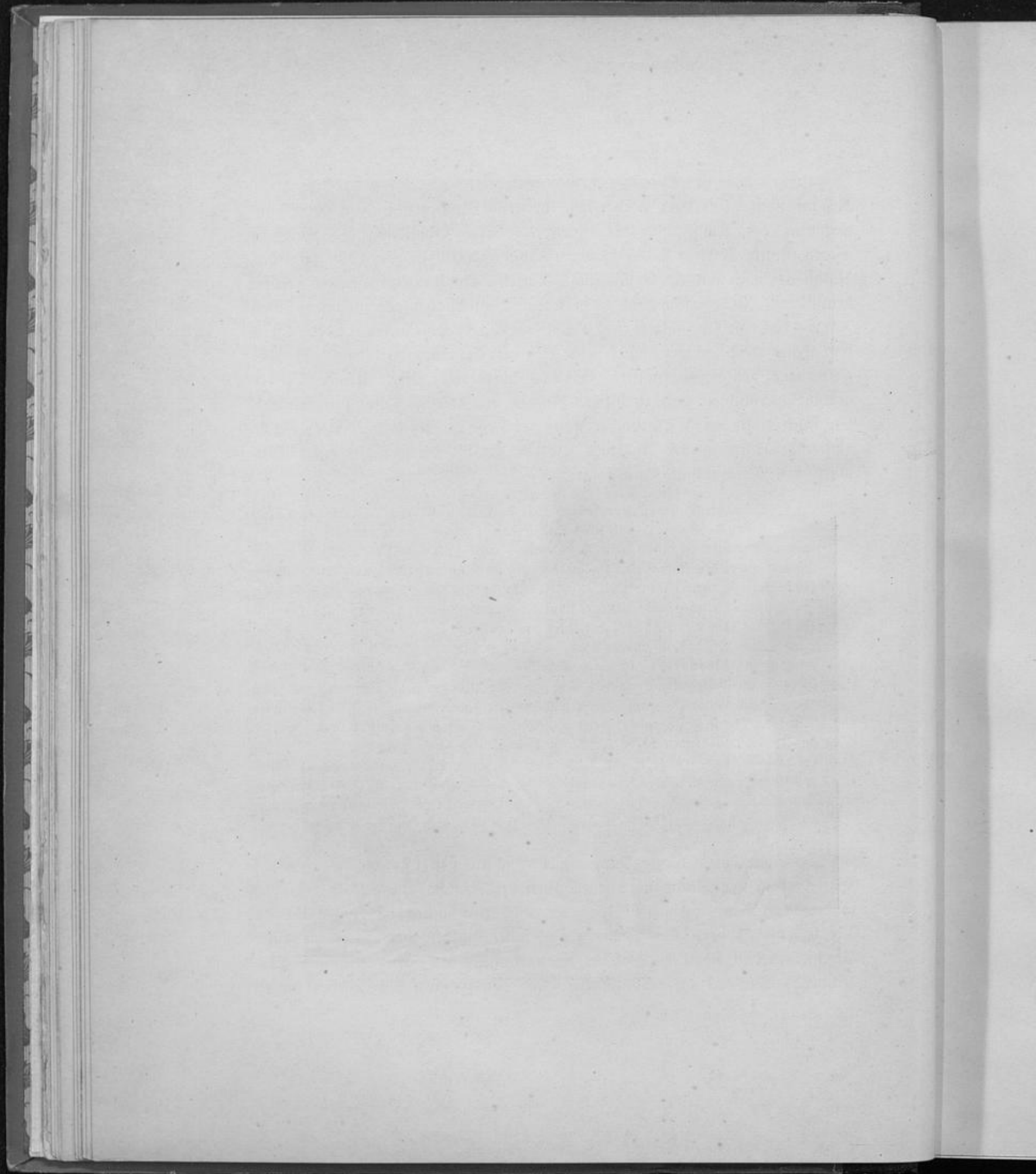
Der erste Band von R. F. Klöden's „Die Quisows und ihre Zeit“ bringt eine getreue Abbildung des Tangermünder Rathhauses vor der



Rathhaus in Tangermünde.

*J. F. Richter's X. A. Hasbaur.*





Restauration. Das dort vorhandene hölzerne Stockwerk enthielt die Dienstwohnung des Kunst- oder Stadtpfeifers. Eine Abbildung der Stadt in Georg Gottfr. Küster's Antiquitates Tangermundenses von 1729 zeigt das Rathhaus noch mit einem Thurme. Derselbe erst nach der großen Feuersbrunst von 1617 errichtet, ist 1754 wegen Baufälligkeit abgenommen. Das Innere der von jenem großen Brande verschont gebliebenen beiden Flügel hat später sehr schwer durch eine Pulver-Explosion gelitten. Theodor Fontane hat dieselbe in seine herrliche Erzählung „Grete Minde“ (1880) mithineinverflochten und zu diesem Behufe um vierzig Jahre zurückverlegt. Sie fand 1646 am 1. November statt, am Tage Allerheiligen. Der damals amtierende Bürgermeister Andreas Ritner erzählt darüber in seinem Altmärkischen Geschichtsbuch, wie folgt:

„Ein Dockenspieler (Puppenspieler) hielt beim Rath an, daß er möchte sein Spiel vom jüngsten Gericht mit Kinderdocken oder Puppen spielen, welches ihm nach vorgezeigten richtigen und guten Gezeugnissen, auch fürstlichen Paßbriefen zugelassen wurde. Hierauf versammelte sich etwa des Abends nach vier Uhr gegen die einfallende Nacht eine ziemliche Menge Volks auf dem Rathhause. Als nun das Spiel bald zu Ende, ließ er etliche starke Raketen anzünden, die mit ihren Feuerflammen fast alle Winkel auf dem Gewölbe erfüllten, auch endlich durch eine Ritze der Thüren auf die Seiten nach der großen Stube fielen, ergriffen daselbst ein seit Anno 1637 niedergesetztes und damals ganz untüchtig erkanntes Pulver, welches, nachdem es entzündet, leider in einem Augenblick zwischen fünf und sechs Uhr eine solche Wirkung that, daß davon wohl vierzig Personen jämmerlich beschädiget und verbrannt, etliche Menschen, so an den Fenstern gestanden, nebst denselben einer ziemlichen Höhe heruntergestürzt, an Armen und Beinen beschädiget, zwei Kinder aber davon gestorben sein. Und da bei solcher Angst und Noth die Leute nach der Thür eilten, wurden im Gedränge drei Kinder erbärmlich erdrückt und todt aufgehoben. Die vorernannte große Rathsstube, nach welcher der ander Schlag gegangen, ist am Gewölbe an etlichen Orten geborsten, alle Fenster sind ausgeschlagen und viele briefliche Urkunden und Register verbrannt.“

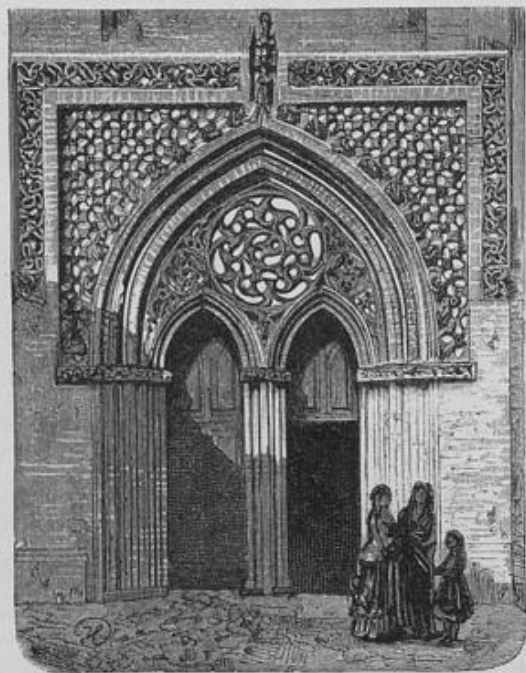
Das war das traurige Puppenspiel vom jüngsten Gerichte, welches mit Feuerwerk in den Rathsstuben abzuhalten der hochwohlweise Rath erlaubte, in denselben Rathsstuben, in denen er ohne Arg mitten im dreißigjährigen Kriege zehn Jahre lang offene Pulverfässer aufbewahrte! — In einer Abschiedspredigt hat der 1716 von Tangermünde verzogene Magister Chr. Matthias Seydel die verunglückten fünf Kinder nach den Kirchenbüchern

aufgeführt und dann aus der Begebenheit eine gar fromme Nutzenwendung im Lichte seiner Zeit folgendermaßen gezogen:

„Das heißt: Gott läßt sich nicht spotten. Da solche ernste Gerichte Gottes im Kinderspiel vorgestellt werden, wird dadurch unvermerkt der atheïstische und epikuräische Gedanke entweder erregt oder vermehrt, als ob alles, was von Gott und göttlichen Dingen gesagt wird, nur ein Puppenspiel wäre!“ —



Reliquienkästchen.



Portal der Stephanskirche zu Tangermünde.

Im Innern des Rathhauses wird neben Folter- und Marterwerkzeugen ein hübsches kleines Messingkästchen verwahrt, stark vergoldet, ein Kirchlein mit Bogennischen, Strebepfeilern und Apostelfiguren reich verziert. Es ist ein „Reliquienkästchen“. Dieses Kästchen mit heilig gehaltenen Reliquien wurde bei der jährlichen Rathswandlung von dem jüngsten Rathsherrn jedem neueintretenden vorgehalten, damit er darauf die drei Schwurfinger der rechten Hand lege, während er den ihm von einem Bürgermeister des abtretenden Rathes vorgelesenen Eid leistete.

Das einzige, jetzt noch kirchlichen Zwecken dienende Gebäude der Stadt, die Stephanskirche, liegt in der nächsten Nähe der Burg. Von dem Burgberg trennen sie die alten tiefen Wallgräben und ein kleiner jetzt mit Bäumen bestandener Platz, der vor Zeiten Burgwall gewesen sein soll und später Gerichtsplatz genannt wurde.



Vielleicht haben darauf Hinrichtungen stattgefunden. Die dem heiligen Stephan, dem Schutzpatron des Halberstädter Bisthums geweihte Kirche, ist um 1180 vom Grafen Heinrich von Gardelegen als Pfarrkirche gegründet und der Propstei des Doms zu Stendal überwiesen. Von dem damaligen Bau ist noch ein Rest in einem Wandstück der Nordmauer vorhanden. Ein vollständiger Umbau scheint durch Kaiser Karl IV. veranlaßt zu sein. Der Grundriß zeigt jetzt „eine dreischiffige Hallenkirche mit zweithürmiger Westfront und einem halbachteckig geschlossenen Chore, um den die Seitenschiffe als Umgang herumgehen.“ (Aldler



St. Stefans-Kirche.

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.

herumgehen.“ (Aldler S. 68.) Wie eine alte Inschrift bestätigt, sind die Schiffspfeiler, Arkaden und Gewölbe durch Meinhart von Wolderode von 1376 bis 1398 erbaut. Der Unterbau der Thürme ist von 1440 bis 1460 erfolgt. Auf den Bau des Chors und der Obertheile der Thürme und gewisser Nebenkapellen soll die Zeit von 1470 bis 1510 verwandt sein. Erst im Jahre 1601 aber ward eine wegen ihrer Größe und kühnen Bauart weitberühmte, mit Kupfer bedeckte Thurmspitze, die höchste in der ganzen Altmark, vom

Meister Joh. Weise in Magdeburg aufgesetzt. In dieser Höhe von angeblich 450 Fuß hat der Thurm nur wenige Jahre existirt. Bei dem großen Stadtbrande von 1617 ist die Spitze vom Feuer ergriffen und am folgenden Tage mitsammt 4 alten Glocken heruntergestürzt. Erst nach 95 Jahren (1712) ist die neue, bei weitem niedrigere Spitze in „welscher Haubenform“ errichtet. Die Gesammthöhe des Thurmes beträgt jetzt 281 Fuß, während der südliche unvollendet gebliebene Thurm nur 130 Fuß hoch ist. Aus der Laterne des ersteren hat man einen prächtigen Rundblick bis in weite Fernen des märkischen Flachlandes. Ein ehernes Taufbecken, von Heinrich Mente 1508 gegossen, ist das einzige mittelalterliche Kunstwerk, welches aus jenem Brande der Kirche erhalten ist. Der Hauptschmuck derselben ist das in Eichenholz geschnitzte „in edlen und reichen Kunstformen der Renaissance durchgebildete“ Orgelgehäuse, 1624 von Hans Scherer aus Hamburg angefertigt.

In der Nähe des Hochaltars hängt jetzt ein Holzschnittwerk, das seit unvordenklichen Zeiten bis 1831 in der Nikolaiirche aufbewahrt wurde. „Es ist“ — wir folgen der Beschreibung von C. Huldreich (Jungfer Lorenz. Eine Märkische Volksage 1842):

„ein aus Holz geformtes Bild, welches einen Hirschkopf darstellt, der zwischen seinem mächtigen Geweihe eine weibliche, in ein faltenreiches Gewand gehüllte Gestalt trägt. Diese erscheint in halber Lebensgröße, der Kopf ist etwas niedergebeugt, die Haltung so, als fürchte sie sich zu fallen. Die Hände fehlen zwar, doch läßt sich aus dem Ganzen leicht schließen, daß sie zum Gebet zusammengefügt gewesen sind. Gesicht, Kinn und Hals sind von lieblicher Form, und das schlichte, flechtenartig auf Schulter und Brust fallende Haar ist gut gearbeitet. Über dem Gürtel, welcher das Gewand um den Leib festhält, erscheint dieses zugehäfelt. Ein eiserner Bogen, welcher die letzten Enden des Hirschgeweihs verbindet, hält eine eiserne, senkrecht durch das ganze Bild gehende Stange, wodurch demselben Festigkeit gegeben wird.“

Das Bildwerk der jugendlichen Frauengestalt mag aus dem 14ten oder vom Anfang des 15ten Jahrhunderts stammen und ist nicht ungeschickt geschnitzt. Dagegen ist der hölzerne Hirschkopf, mit welchem ein echtes Hirschgeweih verbunden ist, ganz roh und wohl höchstens zweihundert Jahre alt. Das Bild soll sich auf die Sage von der Jungfrau Emerentia Lorenz und deren Errettung durch einen Hirsch beziehen. Theodor Fontane erzählt sie in seiner Grete Minde folgendermaßen:

„Jungfrau Lorenz, ein Tangermünder Kind, hatte sich in dem großen flug-abwärts gelegenen Waldstück, das damals noch die Elbhaide hieß, verirrt, und als der Abend hereinbrach und noch immer kein Ausweg sichtbar wurde, betete sie zur Mutter Gottes, ihr beizustehen und sich ihrer Noth zu erbarmen. Und als sie so betete, da nahte sich ihr ein Hirsch, ein hoher Elf-Ender, der legte sich ihr zu Füßen und sah sie an, als sprach' er: „ich bin es, besteige mich nur.“ Und sie bestieg muthig seinen Rücken, weil sie fühlte, daß ihr die Mutter Gottes das schöne Thier in Erhörung ihres Gebetes geschickt habe, und klammerte sich an sein Geweih. Der Hirsch aber trug sie, zwischen den hohen Stämmen hin, aus der Tiefe des Waldes heraus, bis an das Thor und in die Mitte der Stadt. Da blieb er und ließ sich fangen. Und die Stadt gab ihm ein eingehürdet Stück Weideland und hielt ihn in Schutz und Ansehen bis an seinen Tod. Und auch da noch ehrten sie das fromme Thier, das der Mutter Gottes gedient hatte, und brachten sein Geweih nach St. Nikolai und hingen es neben dem Altarpfeiler auf. Der Wald aber, aus dem er die Jungfrau hinausgetragen, nannten sie den Lorenz-Wald.“ —

Die Tangermünder Lesart der Sage weicht in mehreren Punkten ab. Darnach ist die reiche Jungfer Emerentia Lorenz drei Tage lang im Walde



Jungfer Lorenz.

umhergeirrt, und lediglich ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen war die Ursache, daß ihr der liebe Gott (nicht die Jungfrau Maria) den Hirsch sandte, der sie unverfehrt nach Hause trug. Aus Dankbarkeit hat sie das ihr gehörige Lorenzfeld der Nikolai-kirche geschenkt. Von dem Bilde sagt die Tradition, Jungfer Lorenz habe es selbst machen lassen und der Kirche St. Nikolai mit der Bestimmung übereignet, daß es dort ewig verwahrt bleibe, so lange noch ein Stein auf dem andern liege. Deshalb habe es, als die Kirche zu anderen Zwecken bestimmt wurde, an einem der alten Pfeiler rühmlich ausgehalten und jedesmal, wenn Jemand sich unterfing, etwas an



den Zacken des Geweihs aufzuhängen, Mitternachts so lange einen gewaltigen Lärm gemacht, bis es von der unwürdigen Last befreit war. Geschah dies nicht durch Menschenhand, so fand man die angehängten Gegenstände regelmäßig des Morgens am Boden liegen. Den Zorn des Bildwerks haben namentlich Anno 1806 nach der Schlacht bei Jena die in dem Kirchenlazareth übernachtenden französischen Soldaten erfahren. Diese hatten, der Abmahnung des alten Lazarethwärters spottend, Waffen und Tornister an das Hirschgeweih gehängt; in der Nacht aber entstand ein solches Getöse, daß Niemand in der ganzen Nachbarschaft schlafen konnte und die geängstigten Franzosen mitsammt ihrer Bagage Reißaus nehmen mußten. Endlich aber hat man das Bild nach der Pfarrkirche geschafft, wo es gegen Mißbrauch gesichert ist. Hier bemerkte es Professor Rauch und ließ sich die Sage erzählen. Seine Skizze der Jungfrau Lorenz, eines auf dem stolz dahinschreitenden Edelhirsch sitzenden lieblichen Mägdleins in mittelalterlichem Gewande wurde von Albert Wolff, dem jetzigen Professor, seinem damaligen Schüler fertig modellirt. Rauch trug dem König Friedrich Wilhelm III. die Bitte vor, das Werk in großem Maßstabe ausführen zu lassen. Der König lehnte dies in seiner kurzen Weise mit den Worten ab: „Nicht Aberglauben Brücken bauen!“ Nachbildungen des Rauch'schen Kunstwerks haben die Sage allgemein bekannt gemacht und zu dichterischen Darstellungen derselben Anlaß gegeben.

Ganz eigenartig hat Karl Simrock der Jungfrau Lorenz eine Stelle in der deutschen Heldensage angewiesen. Vielleicht brachte ihn jenes sagenhafte Buch im Tagmüner Kloster von Otnit und Wolfdieterich auf den Gedanken. Verzauberte Hirsche sandte der Riese Tristan dem Wolfdieterich zu, um ihn von seiner Siegminne, die sich durch das Bad im Jungbrunnen aus der rauhen Else in die schönste Frau über alle Lande verwandelt hatte, fortzulocken und sie ihm zu entführen. Übrigens bedurfte es solchen Anlasses kaum, da die Skandinavische Wilkinasage die Erzählung der Jagden des Jarl (Markgrafen) Iron von Brandenburg in die Mark verlegt. Einst jagte Iron mit Nordian, seinem Waidmann und sechszig Rittern in dem Waslawny-Walde des Frankenkönigs Salomon den großen Wisend. Der furchtsame Ritter Waldemar war auf einen Baum geklettert. Von dem fiel er hinab

gerade zwischen die Hörner des gewaltigen Thiers mit einem Fuß auf jede Seite des Halses. Er klammerte sich mit den Händen fest um den Hals. Der Wisend lief fort, Hunde und Jäger hinter ihm drein bis zum Ungernwalde. Da ergriffen ihn die Hunde und Iron kam herzu und stieß ihn mit seinem Jagdspieß nieder. Ritter Waldemar aber wurde wegen seiner Heldenthat belobt, und als der Markgraf nach Brandenburg zu Frau Isold heimkam, da erhielt jener die Markgrafentochter zum Lohn. Aus der Markgrafentochter wird nun bei Simrock die Jungfer Lorenz. Bei der Jagd reitet voran auf hohem Hirsch der Jäger Nordan. Markgraf Iron setzt seinen Jägern für den Fang des vom König Salomon in seinem tiefen Tann erzogenen alten Wisends als Preis aus . . .

„ . . . Tangermünde, die blühende Stadt  
Und Lorenz die Jungfrau, die sie zu Lehn hat,  
Ein Wald ist bei dem Lehen, wol sieben Meilen breit,  
Da mag er immer jagen mit seiner herrlichen Maid.“

Der feige Ritter Waldemar erringt durch den unfreiwilligen Ritt auf dem alten Wisend den hohen Preis:

Da sprach der greise Nordan: „Mich hast du heut beschämt,  
Der ich bisher zum Ritte mir Hirsche nur gezähmt;  
Du lehrst mich Nuer reiten: des bin ich eingedenk:  
Nimm diesen Zwanzigender dann deiner Maid zum Geschenk.“

Anderer Kenner der germanischen Sagenwelt bewundern die echt mythologischen Züge in der Sage von der Jungfrau Lorenz. Diese ist die verlassene, vom Licht geschiedene Erdgöttin; sie ist in den Wald gegangen, d. h., verstorben. Zu ihr kommt errettend der Hirsch, das Abbild der zurückkehrenden Sonne, — das Symbol für die Wiederkehr des Frühlings. Während man so in der Erzählung von der Jungfer Lorenz die Reste eines altgermanischen Mythos erkennen will, hat neuerdings ein gründlicher Geschichtsforscher, Dr. Ludwig Götz, in Abrede gestellt, daß jene Erzählung auf einer alten Sage beruhe: Weder ihrer noch des Bildes sei in irgend einer Urkunde alter Zeit, noch auch nur von den Chronisten des 17ten und 18ten Jahrhunderts Erwähnung gethan; das sogenannte Lorenzfeld umfasse ein gutes Drittel der ganzen Feldmark von Tangermünde und sei in alten Zeiten nach einem untergegangenen Wendendorfe Doberenz- oder Boberenzfeld

genannt; der Name Lorenzfeld oder Lorenzhufe habe sich erst seit Mitte vorigen Jahrhunderts eingebürgert. Auch die Zusammenstellung „Jungfer Lorenz“, die Beifügung des Familiennamens zu der Bezeichnung „Jungfer“ sei nach altem Sprachgebrauch unmöglich.

Diese Bedenken sind nicht zu unterschätzen. Sie ließen sich leicht vermehren. Die Beschaffenheit, zum Beispiel, des Holzschnitzwerkes verräth auch mancherlei. Darnach dürfte als wahrscheinlich anzunehmen sein, daß um den Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Jägersmann, der einen Sechszehnder erlegt hatte, sich vom Drechsler — just wie die Jäger noch heut zu Tage thun — einen hölzernen Hirschkopf fertigen und darin das Gehörn einschrauben ließ. Nun aber weiter. Derselbige Jägersmann besaß ein altes geschnitztes Bildniß eines Mägdleins. Das Bildniß stammte aus einer der zerfallenen Kapellen vor den Thoren der Stadt Tangermünde, oder aus der eingestürzten Kirche Allerheiligen. Des Jägers Vater hatte es aus den verwahrlosten Trümmern eines katholischen Bauwerks als werthlosen Gegenstand mitgenommen und aufbewahrt und auf den Sohn vererbt. Der aber hielt es hoch in Ehren, weil das Mägdlein — mochte es die Jungfrau Maria oder eine Heilige vorstellen sollen, seiner früh verlorenen Herzliebsten gleich. Einen Hirsch zu schießen war er an einem Maienabend in den Wald gegangen. Da hatte er das feine Mägdlein gefunden. Ohnmächtig lag sie unter einer alten Eiche. Waldblumen zu einem Kranze hatte sie gepflückt und sich dabei verirrt, und es war Nacht geworden und sie hatte den Heimweg nicht finden können. Er aber geleitete sie sicher nach Hause. Und er traf sie wieder und wieder im Walde und half ihr Blumen pflücken und Kränze winden. Sie versprach sein eigen zu werden, und sie schwuren sich ewige Treue. Aber als der erste Herbstreif fiel, schlief sie in kühler Erde, und er hing einen Kranz von Immergrün und Immortellen an das Kreuz zu Häupten ihres Grabes. Der Jäger hielt der schönen Jungfrau die Treue. Aber wenn er jenes Maienabends gedachte, wo er sie zum ersten Male erblickt hatte, dann kam ihm stets jene fromme Legende in den Sinn, von der noch heute manches Jägerlied Kunde giebt, — die Legende vom Schutzpatron der Jäger, dem heiligen Hubertus. Der ging einst in den grünen Wald jagen, da sprang ein Hirschlein vor ihm auf. Er schoß danach, aber die Flinte versagte.



Und als er nochmals hinsah, da trug das Hirschlein auf seinem Haupte zwischen dem Gehörn ein Kreuz. Und Hubertus sank zur Erde und gelobte, niemals wieder im grünen Walde zu jagen — und ging in ein Kloster. . . .

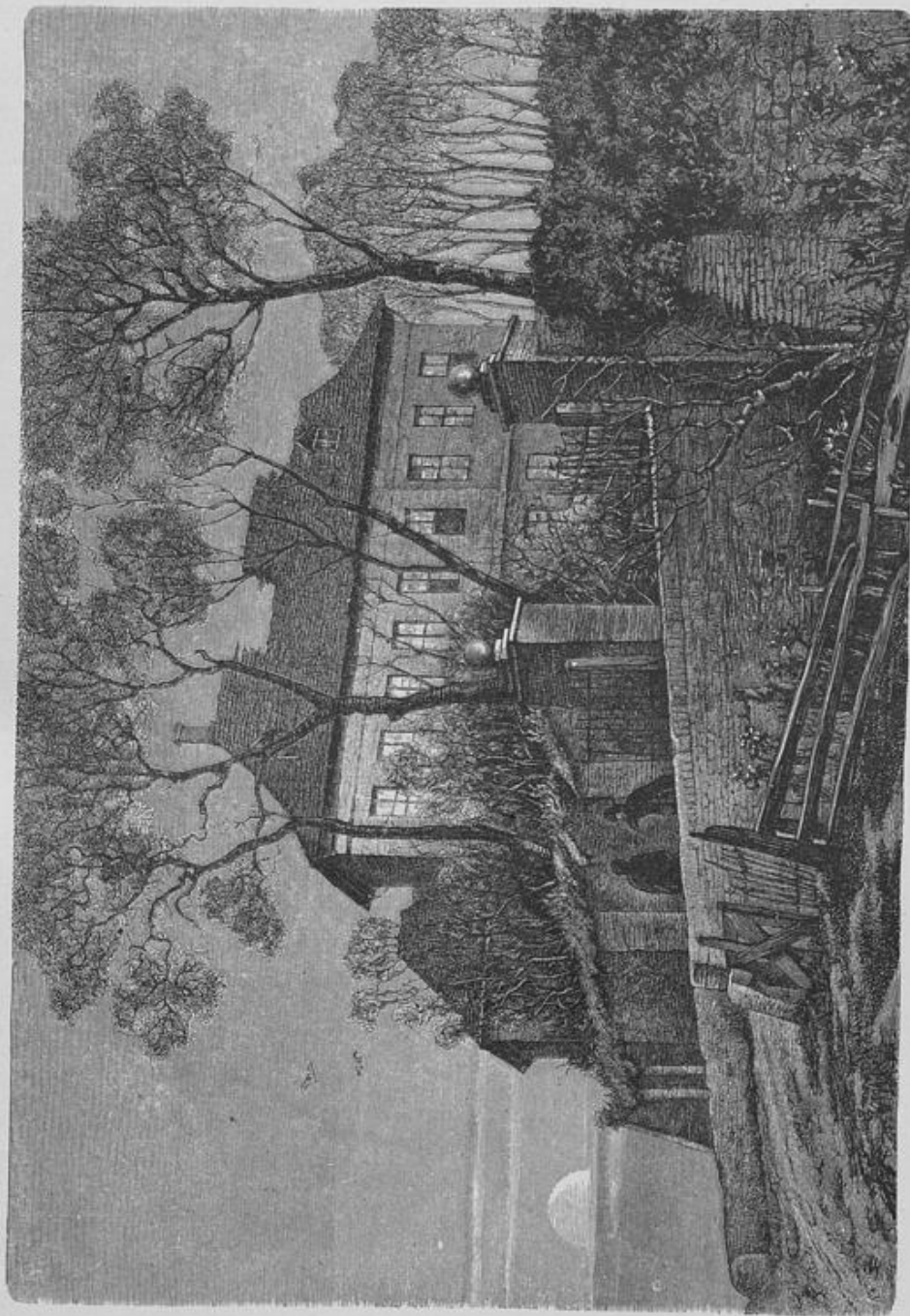
In Erinnerung dieser frommen Legende beliebte es dem treuen Jägermann, den Drechsler zu beauftragen, das geschnitzte Bild auf dem Hirschkopf zwischen das Gehörn einzuschrauben. So entstand das Kunstwerk der Jungfrau Lorenz zwischen dem Hirschgeweih. Viele Jahre später kam es eines Tages mit dem Jäger, der als hochbetagter Mann von Wilderern schwer verwundet war, nach Tangermünde in die das städtische Krankenhaus bergende alte Nikolaikirche und blieb daselbst auch nach seinem Tode. Aber aus den Erzählungen, die der alte Jäger neugierigen Fragern zum Besten gab, entstand die Mär von dem Hirsch, der die verirrte Jungfrau aus dem Walde geführt. . . .

So etwa lautet die Geschichte, die wir aus dem Holzschnittwerk herauslesen, — wenn wir uns zu der Meinung des kritischen Geschichtsforschers Göze bekennen sollten. Bei alledem, — da einmal die lebendige Sage unbekanntem Alters von der Jungfrau Lorenz existirt und sich an jenes vor Jahrhunderten aus alten und neuen Theilen zusammengesetzte, nirgends in schriftlichen oder gedruckten Überlieferungen besprochene Kunstwerk anschließt, — so ist durch keine noch so gut begründete Zweifel die Möglichkeit aus der Welt zu schaffen, daß die ursprüngliche alte Sage durch eine, mehrere Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund fortgepflanzte Überlieferung eine ebenso durchgreifende Umwandlung erlitten hat, wie nachgewiesener Maßen so manches unserer erzählenden Volkslieder bei gleicher Art und Dauer der Übertragung.

## Die Burg Tangermünde heute und unter den Askaniern.

Zurück zur Burg! Die Schloßfreiheit verlängert sich jetzt in einem chaussirten Fährdamm und bildet mit diesem an Stelle der Rosfurt die eigentliche Elbstraße der Stadt. Ueber dem hohen Burgthor thront in altem verwitterten Sandstein der märkische Adler. Durch das Burgthor gelangt man in einen rings ummauerten Vorhof. Zu dessen Deckung dient ein starker, mit Wappenblenden und glisirten Zickzackstreifen verzierter Rundthurm, der, um 1480 erbaut, nach seiner späteren Benutzung der Gefängnißthurm genannt wird und noch zu Anfang vorigen Jahrhunderts oben mit einem Umgange und zierlichem Zinnenkranz geschmückt war. Unten im tiefen Burgverließ hat vor Zeiten mancher vornehme Gefangene geschmacht.

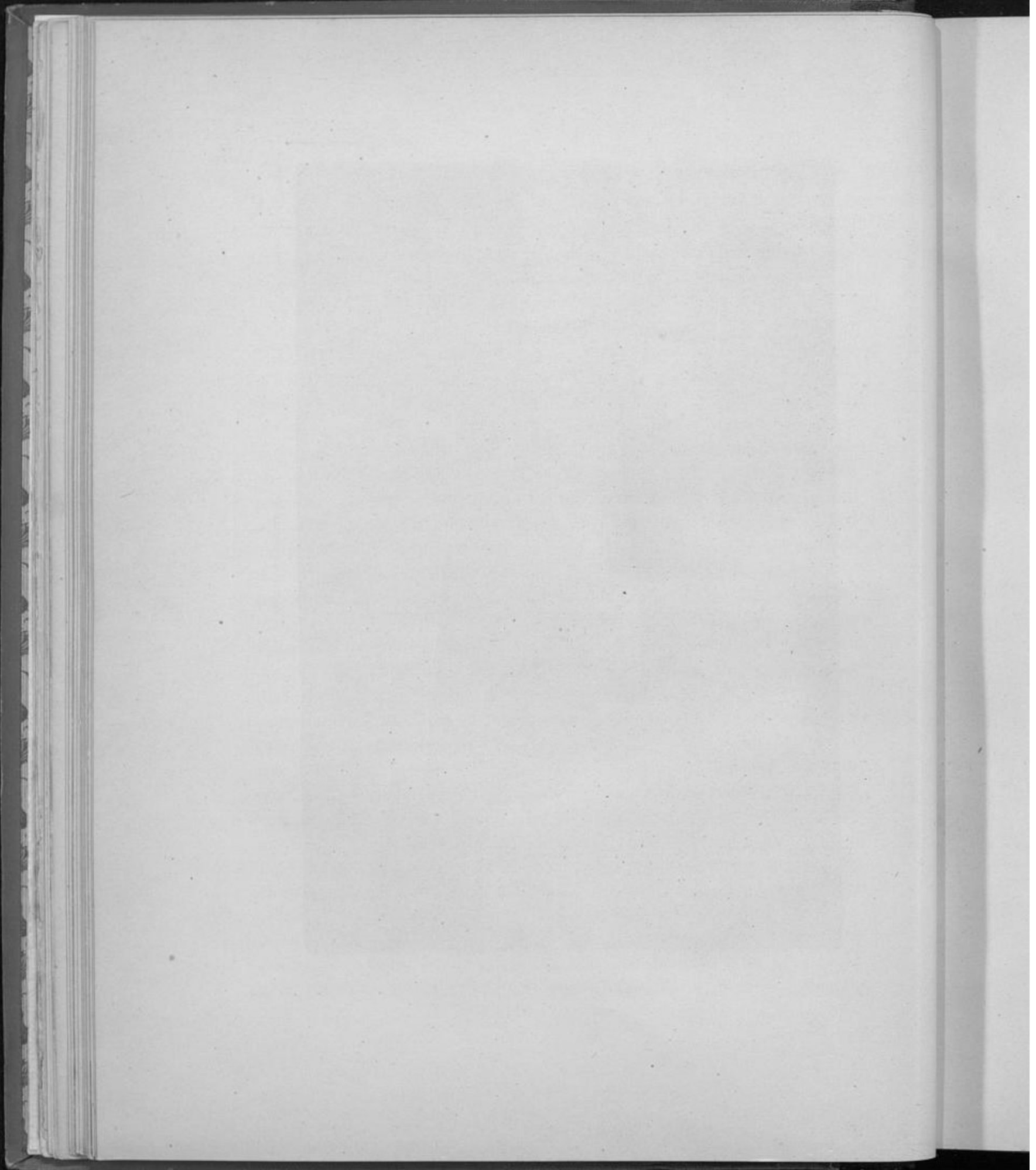
Der kleinere südliche Theil des Burghofs ist durch einen tiefen trockenen Graben mit gemauerten Feldsteinböschungen von dem größeren Theile geschieden. Zu dem abgesonderten, erhöhten Raume, dem inneren Schloßhof führt eine Steinbrücke. Dieselbe spielt in der Märkischen Rechtsgeschichte eine hervorragende Rolle. „Vor der Brücke des Schlosses“ zu Tangermünde ward das alte Vogteigericht für den Vogteibezirk, also das ordentliche vom Vogt geleitete Landgericht abgehalten. Von ihm hatten sich zunächst die Städte freigemacht. Später, noch unter den Askaniern, erlangten die ritterlichen Mannen, die von Geburt meist unfreien Standes waren, das Vorzugsrecht, nur vom Markgrafen in seiner Kammer, das heißt an seinem regelmäßigen Wohnsitz von seinem Hofrichter gerichtet zu werden. Als sich die Rechtsstreitigkeiten der Ritterschaft mehrten, wurden reisende Hofrichter ernannt, aus denen sodann provinziale Hofrichter wurden. Um Lehnbesitz aber hatte bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts allein das Tanger-



Burghof Tangermünde.

J. F. Richter's, X. A. Hamburg.





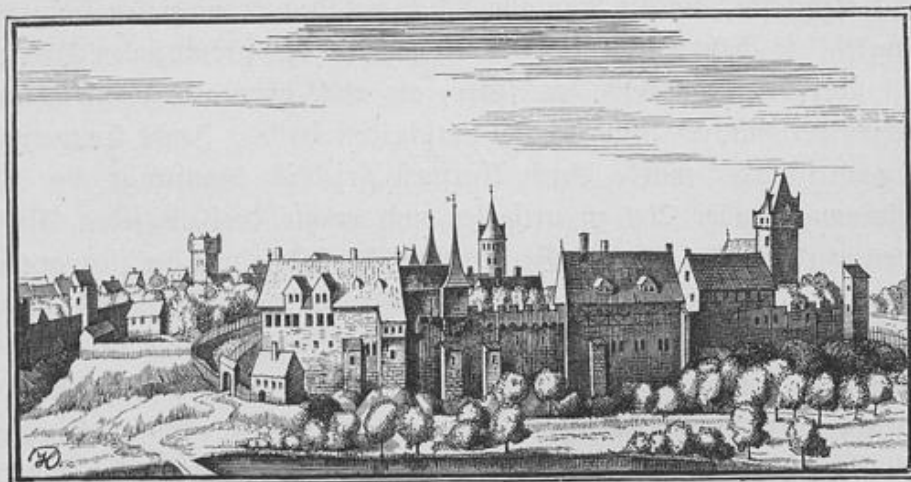
münder Hofgericht die Rechtsprechung über die ganze Mark. Im fünfzehnten Jahrhundert ward dies Lehns-Hofgericht getheilt in provinziale Lehns-Hofgerichte, die sich nun allmählich mit den provinzialen Hofgerichten vereinigten, so daß fortan dasselbe Kollegium des provinzialen Hofrichters sowohl über den Lehnsbesitz der Ritter, als auch über alle gegen sie geltend gemachten persönlichen Ansprüche zu entscheiden hatte. Jenes Tangermünder Landgericht aber wurde durch Kurfürst Friedrich beauftragt, bei Rechtsverweigerungen aller Art zu urtheilen und mußte deshalb jeden Mittwoch gehalten werden. Der erimirte Gerichtsstand des Adels und der Korporationen, denen später die studirten Beamten hinzutraten, hat bis 1. April 1849 gewährt; erst der 1848er Revolution bedurfte es ihn zu beseitigen.

Ob im Laufe der Jahrhunderte stetig Landgericht, Lehngericht und Hofgericht vor der Brücke des Schlosses, also unter freiem Himmel im großen Schloßhofe abgehalten worden, oder ob und seit wann sich allmählich Lehngericht und Hofgericht in den innersten Schloßhof oder in das Schloß zurückgezogen haben, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls hat der Burghof vor der Brücke glänzende Gerichtssitzungen über private und öffentliche, wichtige und unbedeutende Rechtsfälle gesehen.

Hat man die Brücke überschritten, so befindet man sich im inneren Schloßhofe, auf welchem einstmals das berühmte Residenzschloß Kaiser Karls IV. mit der, nach dem Muster der Wenzelskapelle auf dem Hradschin zu Prag erbauten Schloßkapelle gestanden hat. Schloß und Kapelle sind im dreißigjährigen Kriege zerstört. Nur noch ein 1460 errichtetes Nebengebäude ist stehen geblieben, welches im Volksmunde fälschlich die Kapelle genannt wird, wahrscheinlich aber die Schreiberei oder Schloßkanzlei gewesen ist. Ungefähr an Stelle des zerstörten Schlosses wurde um das Jahr 1700 ein unbedeutendes Wohngebäude, das sogenannte Jagdhaus errichtet. Gegenwärtig ist dasselbe zum Amtsgericht und zum Amtsgerichtsgefängniß umgebaut, während der nördliche Theil des Burghofes dem Strombauamt zur Errichtung von Beamtenwohnungen überlassen worden ist.

In Ermangelung eines besseren Bildes von dem alten Tangermünder Kaiserschlosse ist hier die in Merian's 1652 veröffentlichter Topografie enthaltene Abbildung wiedergegeben. Die Treue derselben ist freilich um

so zweifelhafter, als die Stadt mit ihrer Umgebung herzlich schlecht getroffen ist. Vielleicht ist für diese wie für manche andere Abbildung Merian's die



Burg nach Merian.

Fantasie des Zeichners mehr als die eigene Anschauung maßgebend gewesen.

Bei den neuerdings vorgenommenen Bauten kamen an mehreren Stellen des inneren Burghofes schwere Fundamente zum Vorschein. Bedauerlicher Weise hat man die Blosslegung derselben nicht zu einer genaueren Bestimmung der untergegangenen Baulichkeiten benutzt.

Das eigenartigste Überbleibsel des alten Kaiserschlosses sind die riesigen Futtermauern, die das Terrain und die Bauten des Burgberges gegen das Hochwasser der Elbe sichern. Leider ist der Schutz des Burgberges nicht überall gleichmäßig vorgesehen worden. Auf der nordwestlichen Ecke des geräumigen Schloßhofes steht noch ein backsteinerne viereckiger Thurm, der Bergfried des Schlosses, von Kaiser Karls IV. Bau herrührend. Der dreißigjährige Krieg hatte ihm seine obere, mit vier gegiebelten Erkern geschmückte Spitze gelassen. Eine spätere Zeit hat sie ihm geraubt. Trümmer einer uralten Feldsteinmauer, wohl der ältesten Burganlage angehörend, umschließen den Thurm. Derselbe wird jetzt Kapitelthurm genannt, weil das an das Domkapitel in Berlin zu liefernde Getreide in ihm gelagert wird. Hier unterhalb des Bergfrieds sind die Folgen der Vernachlässigung der Stromufer während des letzten Jahrzehnts in trauriger



Weise hervorgetreten. Hier hat das Hochwasser einen Theil der alten Burgmauer zu Fall gebracht. Jedes Frühjahr werden Stücke von Mauer und Ufer durch den Strom fortgerissen. Der alte Bergfried wankt in seinen Grundfesten! Sollte diese gröbliche Vernachlässigung der alten Kaiserburg Tangermünde nicht endlich einer sorgsamem, liebevoll schützenden Pflege Platz machen? — Von den Zinnen der Mauern an der höchsten Stelle des Burghofes vor und neben dem Kapitelsturm ist ein herrlicher Blick auf den Elbstrom und seine Werder, auf Wiesen und Felder, auf Kloster Jerichow und auf Schönhausen, den altmärkischen Stammsitz der Familie von Bismarck. Wie oft mag hier die schöne Frau Else mit ihren auf der Burg geborenen Söhnen Friedrich und Albrecht gesessen und ausgeschaut haben zur Elbfähre oder zur jenseitigen Landstraße nach Brandenburg, um zu sehen, ob der treue Gatte und Vater, der erste Brandenburgische Markgraf



Kapitelsturm.

und Kurfürst aus Hohenzollerschem Stamme nicht heimkehre! Ei wie zornig würden jene Söhne, Kurfürst Friedrich Eisenzahn und Kurfürst Albrecht Achilles dreinfahren und wettern, wenn sie die Verwüstung ihrer Geburtsstätte schauen könnten? Möchte es nicht später, wie auf einer Gedenk- und Warnungstafel für nachkommende Geschlechter, heißen: „Erdreich, Mauern und Bergfried auf der alten Burg Tangermünde — der Residenz von Kaisern und Markgrafen, der Geburtsstätte zweier Kurfürsten aus Hohenzollern-Stamme, stürzten in die Tiefe, vom Hochwasser unterspült, wenige Jahre nach Errichtung des Deutschen Kaiserreichs der Hohenzollern — — weil der Preussische Fiskus kein Geld verwandte, hier die Ufer zu schützen?“ —

Die älteste Geschichte der Burg Tangermünde ist in Dunkelheit gehüllt. Bei dem großen Wendenaufstande von 983 wird nach der Erstürmung von Havelberg und Brandenburg auch Tangermünde in die Hände der Wenden gefallen sein. Vermuthlich war es bereits wieder in deutschen Händen, als im Sommer 997 Kaiser Otto III. die Elbe hinabfuhr, um die neue Befestigung Arneburgs zu leiten. Die erste namentliche Erwähnung von Tangermünde knüpft an den blutigen Mord an, den der rachsüchtige Markgraf Werner von Walbeck 1009 bei Mose an den Grafen Dedo von Meissen verübte, als letzterer von Tangermünde nach Wolmirstedt ritt. Von dem Elbzoll ist zuerst unter Albrecht dem Bären in einer Urkunde von 1336 die Rede. Die Askanischen Markgrafen hatten noch keine ständige Residenz. Sie zogen mit ihrem ganzen Hofstaat, mit Truchseß und Mundschenk, mit Marschall, Hofmeister, Jägermeister, Hofkaplan und Kanzler und großem Troß Winters und Sommers im Lande umher, von einem Ort zum andern, bald in einer Stadt oder in einem Kloster, bald in einer landesherrlichen Burg oder in der eines Vasallen nächtigend und standesgemäß verpflegt. Die markgräfliche Burg zu Tangermünde war nach Ausweis der von dort datirenden Urkunden ein besonders beliebtes Standquartier. Der glänzendste der Askanier, Markgraf Waldemar, feierte hier in fröhlichen Maientagen seine Verlobung und zwei Jahre darauf seine Vermählung mit Agnes, der Tochter des verstorbenen Markgrafen Hermann. Ihre Mutter, Markgräfin Anna, Tochter des Kaiser Albrecht, hielt auf dem benachbarten Schlosse Arneburg, ihrem Wittwensitze, mit vier Töchtern Hof. Am Himmelfahrtstage 1309 war sie mit ihren Mannen von dorthier durch das Hühnerdorf zur Burg Tangermünde geritten, und hier fand die Verlobung des 18jährigen Waldemar mit der 12jährigen Agnes statt. Bevor sie sich vermählen konnten, hatte Papst Clemens V. von Avignon aus seinen Dispens ertheilt, da ein Großvater des Bräutigams und ein Urgroßvater der Braut Brüder gewesen waren. Waldemar, an glänzenden Höfen erzogen, prunksüchtig und verschwenderisch und begierig nach Ehre und Ruhm, trachtete dazumal nach einer guten Gelegenheit, den Ritterschlag zu erhalten. Als nun Herzog Heinrich von Mecklenburg und König Erich von Dänemark sich verschworen, unter dem Vorwande einer Festlichkeit Mannschaften zu sammeln, um die Seestädte

Wismar und Rostock zu züchtigen, sagte Waldemar zu, sich zu betheiligen, jedoch nur unter der Bedingung, wenn König Erich ihn und 99 seiner Mannen, darunter Fürsten und Herren zu Rittern schließe. Zu dem weltberühmten Turnier, dem großen Fürstenhof im Rosengarten bei Rostock ritt Waldemar gleich nach der Hochzeitsfeier, Pfingsten 1311, mit seiner jungen Gemahlin von der Burg Tangermünde fort. Im deutschen Reiche herrschte Mißernte und Theurung, die Pest begann ihre mörderischen Umzüge zu halten; — vor Rostock überboten sich die Fürsten und Herren, geistliche und weltliche, an Prunk und Üppigkeit. Markgraf Waldemar und Herzog Otto von Lüneburg hatten Brunnen errichtet, aus deren Röhren Tag und Nacht Wein und Bier strömten, davon Jedermann schöpfen mochte, so viel er wollte. Einen hohen Berg Hafer hatten König Erich und Markgraf Waldemar in freiem Felde zusammenfahren und aufschütten lassen, damit Jeder davon ungemessen den Bedarf seiner Pferde bestreite. — — —

Acht Jahre später starb Waldemar fern von Tangermünde, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Seine jugendliche Wittwe Agnes, der die Altmark als Witthum verschrieben war, schloß wenige Monate nach dem Tode ihres ersten Gatten eine zweite Ehe mit Herzog Otto dem Mildem von Braunschweig. Sie nahm auf der Burg Tangermünde ihren ständigen Wohnsitz; ihre stille Hofhaltung endete mit ihrem schon 1354 erfolgten Tode.

Die Erinnerung an die glänzende Zeit der Askanier blieb in der Altmark um so länger lebendig, je weniger sich um sie die Markgrafen aus Bayerischem Stamm kümmerten.

„Es war ein edles und großes Geschlecht, das der Brandenburgisch-Anhaltinischen Fürsten, voll Lebenslust und Thatendrang, voll reger romantischer Phantasie und echter Ritterlichkeit, bemüht, das Große, Edle und Schöne im Leben zu gestalten und zur Erscheinung zu bringen und freudigen Muthes darin zu schwelgen. . . . An ihren Höfen flammte noch das letzte Abendroth des Minnegefanges; durch sie gewann der Name des Brandenburgers einen geachteten mächtigen Klang.“ . . .

So K. F. Klöden in seiner diplomatischen Geschichte des Markgrafen Waldemar *rc.* (1844, Band II., S. 443).

Auch bei der wunderbaren Begebenheit des falschen Waldemar, den Klöden nicht für falsch gelten lassen will, ist Tangermünde betheilig gewesen. Die Altmärkischen Städte huldigten ihm sofort nach seinem Auftreten (1348).



Im Februar 1350 verweilte er mit seinem Beschützer, dem Erzbischof Otto von Magdeburg, auf der Burg Tangermünde und verhandelten sie mit den einberufenen Rathsherrn der Altmärkischen Städte über Urbede und über innere Zwistigkeiten der Stadt Stendal. Der falsche Waldemar verschwand bald wieder, — er trat ab, als Kaiser Karl IV. seiner nicht mehr bedurfte. Dieser, der einzige Deutsche Kaiser, der vor Wilhelm dem Ersten die Kaiserkrone mit der Landesherrschaft über die Mark Brandenburg verbunden hat, verdient in seinen Beziehungen zu Tangermünde und zur Altmark eine eingehendere Besprechung.

### Kaiser Karl IV. und Tangermünde.

Karl der Vierte, der Enkel des hochherzigen Kaisers Heinrich VII. von Luxemburg, der Sohn des abenteuerlichen Johann, des blinden Königs von Böhmen, der 1346 in der Schlacht bei Crecy gegen die Engländer in heldenmüthigem Kampfe fiel, — geboren am 14. Mai 1316 zu Prag, hatte keine der glänzenden Eigenschaften seines Vaters und seines Großvaters geerbt. Schlau und hinterlistig, kein noch so kleinliches oder unedles Mittel zum Zweck verschmähend, — stets bedacht, seinem und seines Hauses Nutzen des Reiches Wohlfahrt zu opfern, erreichte er es, Oberpfalz und Schlesien, Oberlausitz und Niederlausitz und zuletzt die Mark Brandenburg mit der Krone Böhmen zu vereinigen. Nicht seinem Muth und seiner Tapferkeit verdankte er diese Vermehrung der Hausmacht, sondern vornehmlich der unter den Fürsten seiner Zeit recht seltenen Kunst, stets bei Gelde zu sein. Von seinem Schwiegersohne Otto, dem letzten Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Bayerischen Hause, erwarb er die Mark Brandenburg. Er beehrte damit seine Söhne Wenzel, den König von Böhmen, Sigismund und Johann und übernahm, da Wenzel erst 12 Jahre alt war, selbst die Regierung. Am 7. September 1373 ritt er, die Huldigung zu empfangen, mit seinen Söhnen und großem Gefolge in das Tangermünder Burgthor ein. Die Märkischen Stände drangen auf Einverleibung der Marken in die Krone

Böhmen, auf daß die große Vereinigung unauflöslich sei. Auf einer Zusammenkunft Böhmischer und Märkischer Stände zu Guben im Mai 1374 wurden die Urkunden der Erbeinigung vollzogen und am 29. Juni desselben Jahres zu Tangermünde in feierlichster Weise bestätigt. Eine glänzende Versammlung der höchsten Würdenträger des Reiches, darunter drei Erzbischöfe, sieben Bischöfe, neun Herzöge, zwei Markgrafen, war mit zahlreichem Gefolge erschienen. Burg und Stadt faßten die fremden Gäste nicht; Zelte außerhalb der Stadt mußten Vielen von ihnen Unterkommen gewähren.

Karl erkor sich die Burg Tangermünde zum Lieblingswohnsitze. Schon 1373 hatte er begonnen, sie zu einem festen Residenzschloß umzubauen; die riesige Futtermauer am Elbufer, ein Theil der Ringmauer und der Kapitelturm sind sein Werk. Im Frühjahr 1374 brachte er die Kaiserin seine Gemahlin mit, sowie seine Söhne, denen er den Bischof Peter von Lebus zum Erzieher gab. Die Kaiserin und ihre rechten Söhne Sigismund (geboren 1368) und Johann (geboren 1370) und jedenfalls auch ihr Töchterchen Margarethe (geboren 1373), die spätere Gattin des Burggrafen Johann von Hohenzollern blieben dauernd hier, und auch der Kaiser verweilte oft längere Zeit in Tangermünde. Von seinen großen Plänen für die Stadt weiß die Geschichte zu erzählen: „Der Kaiser, der die Oder und die Elbe schiffbar machte, legte Hand an, an dem mittleren Lauf dieser Ströme zwei größere Handelsplätze zu gründen, den einen bei Frankfurt, den andern bei Tangermünde, das er besonders liebte und mit Bauwerken schmückte. Der Handel auf der Nord- und Ostsee begegnete sich mit dem Handel von Prag, welches wieder seine kommerziellen Verbindungen bis Konstantinopel ausdehnte.“ So Ranke in der Genesis des Preussischen Staates (S. 58). Seiner handelspolitischen Pläne halber begab sich der Kaiser im Oktober 1375 von Tangermünde aus mit seiner Gemahlin und glänzendem Gefolge nach der mächtigen Hansestadt Lübeck. Die stolze Reichsstadt bereitete ihm, — dem ersten Kaiser, den sie seit Friedrich Barbarossa in ihren Mauern sah, den glänzendsten Einzug. Vor dem kaiserlichen Paare wurden die Schlüssel der Stadt und die Reichsinsignien, über ihm goldene Baldachine getragen. Die Geistlichkeit in feierlicher Prozession kam ihnen entgegen. Pfeifen und Pauken begleiteten die geistlichen Gesänge. Frauen und Jungfrauen in

festlichen Kleidern bildeten von dem ersten bis zum zweiten Thore den Reigen, durch den der Zug sich bewegte. Die bewaffneten Zünfte mit ihren Bannern schlossen ihn. Am Abend erglänzte die Stadt taghell erleuchtet. Zehn Tage verweilte der Kaiser in Lübeck, zehn Tage voller Festlichkeiten und Ritterspiele auf Kosten der Stadt. Ihm zu Ehren vermauerten die Bürger „auf ewig“ das Thor, durch welches er eingezogen war. Seinen Plänen aber zeigten sie sich weniger willfährig.

Im Jahre 1376 begründete der Kaiser auf der Burg Tangermünde ein besonderes Domkapitel, dem er die Stephanskirche zuertheilte. Diese ließ er durch Bauleute vom Kölner Dom umbauen. Auf der Burg selbst ließ er, nach dem Muster der auf dem Prager Hradschin eben vollendeten Wenzelskapelle eine Hofkapelle bauen und mit Marmor, Silber und Gold, Perlen und Edelsteinen prunkvoll ausschmücken. Ohne einen Funken wahrer innerlicher Frömmigkeit zu besitzen, hatte er eine abergläubische Sucht, Ueberbleibsel von Märtyrern zu sammeln. In Ausstattung seiner Lieblingsstädte mit prächtigen Kirchen und berühmten Reliquien verschwendete er ungeheure Summen. Die Hofkapelle der Burg Tangermünde erhielt daher eine große Zahl wunderthätiger Reliquien in kostbaren Schreinen. Das Herz des heiligen Georg in goldener Monstranz an silberner Kette, ein Tropfen vom Blut Christi in einem mit rothen Edelsteinen gezierten Krystall, ein Holzsplitter vom heiligen Kreuze und ein Stückchen Gehirn Johannis des Täufers, beides in kunstvollen Behältern von gediegenem Golde werden darunter genannt.

Ein sonderbarer Sagenkreis hat sich um des Kaisers Aufenthalt in Tangermünde bei den Altmärkischen Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts ausgebildet. Sie berichten von seinem Gefallen an Tangermünde, seiner „Lust zum Flecken Buch von wegen der Einfalt der Bewohner,“ überhaupt von seiner Vorliebe für die Altmärker. Diese habe er einst an seiner Kaiserstafel zu Tangermünde durch den Ausspruch bekundet, die Mark werde zwar des Römischen Reiches Streusandbüchse genannt, allein ihre Bewohner seien ihm lieber, als die Einwohner aller seiner andern Staaten zusammen genommen. Mit Wohlgefallen habe er aus den Fenstern seines Schlosses auf die unter den Mauern desselben vorbeifließende Elbe geschaut. Oft sei



er jenseit der Elbe „durch die lieblichen Wiesen um des herrlichen Geruchs der Blumen und Kräuter und der schönen Auen halber spazieren gefahren,“ oder nach Jerichow geritten, in der Klosterkirche zu beten. Um die Sitten der Märker zu verfeinern, habe er zu Fastnachten 1377 auf dem Schloß zu Tangermünde große Abendfeste — Rehahn oder Rehagen — genannt, eingeführt. An langen Tafeln saßen und schmauseten in bunter Reihe die Frauen und Töchter des Adels und der Bürgerschaft mitten zwischen den Männern. Einem Ehemann war dabei gestattet, des Andern Frau zu küssen und sie sogar, ohne Eifersucht zu erregen, in allen Ehren in sein Haus zu geleiten. Diese neue Mode war nicht von Bestand. Die Folgen schildert der Prediger A. W. Pohlmann in seiner Geschichte der Stadt Tangermünde (1829) nüchtern und hausbacken und mit dem gebührenden Respekt vor Anordnungen der hohen Obrigkeit wie folgt: „Karl verfuhr mit der Einführung des bessern Tons in Tangermünde viel zu rasch; denn die Bürger mißbrauchten bald die gegebene Freiheit. Deshalb wurden bald nach Karls Tode diese den ehrbaren Utmärkern anstößigen Kränzchen von der Obrigkeit wieder abgeschafft und gänzlich verboten.“

Ob den Erzählungen von Kaiser Karls 1377er Fastnachtserfindung geschichtliche Thatsachen zu Grunde liegen, ist schwer zu sagen. Vor Enzelt, der 1517 geboren, von 1543 bis 1550 Rektor zu Tangermünde gewesen ist, allwo er eine Tangermünderin geheirathet hat, wird ihrer nirgends erwähnt. Dieser aber beschränkt sich in seiner 1579 erschienenen Utmärkischen Chronik auf die Bemerkung, Karl habe den Rehagen (Rahagen) in Tangermünde eingerichtet, und hält nicht für nöthig, den Begriff zu erläutern. „Es zeigen auch“ — fährt er fort — „seine vielfältigen Thaten, daß er ein kurzweiliger Herr gewesen ist, als mit dem fahlen Pferde, so aber zu lange zu erzählen ist, auch die Speise, die nichts kostet und Niemand schadet; item falsche That, falsches Geld.“ Hätte der gute, als Historiker recht unzuverlässige Enzelt sich nur die Zeit genommen, diese kurzweiligen Geschichten des kurzweiligen Kaisers zu erzählen, — dann würden sie wenigstens nicht verloren gegangen sein. In den vielen zeitgenössischen Schriften, die sich mit Karl beschäftigen und seine Gelehrsamkeit, namentlich sein theologisches Wissen in den überschwänglichsten Ausdrücken hervorheben, ist ihrer nicht erwähnt.

Freilich war er kein Feind von Frohsinn und Lustbarkeiten; von seinen Gauklern — jocularos — ist öfters die Rede, einen seiner Hofnarren ernannte er in einer humoristischen Urkunde zum Narrengrafen.

Auffallend ist bei den Nachrichten von der Stiftung des Rehagen, daß nirgend der Gemahlin des Kaisers erwähnt wird, die doch bei seinen Bestrebungen zu Gunsten eines „feineren Tons“ um so mehr hätte betheiligt sein müssen, als er ein gichtbrüchiger 61jähriger Mann war, sie dagegen das dreißigste Lebensjahr kaum um ein oder zwei Jahre überschritten haben konnte. Nach einer Schilderung, die ein Zeitgenosse von ihm in seinem 38sten Lebensjahre macht, war Karl von kleiner Statur und etwas verwachsen; Kopf und Hals hingen ein wenig nach vorn hinüber; sein breites Gesicht mit vorstehenden Backen und dunklem Haupthaar wurde durch einen dichten schwarzen Vollbart umrahmt, während das Vorderhaupt bereits kahl war. Seine großen Augen blickten dem, mit dem er sprach, nicht ins Gesicht, sondern irrten unstat umher. Die Kaiserin, Frau Elisabeth, die Tochter des Herzogs Bogislaw von Pommern-Wolgast, aus dessen Ehe mit einer Polnischen Königstochter, war bei ihrer Hochzeit im April 1363 höchstens 18 Jahre alt, fast 30 Jahre jünger als ihr Gemahl, dessen vierte Gattin sie wurde. Sie war vermuthlich von hohem majestätischen Wuchse wie ihr Sohn Sigismund. Nach Palacký war sie ein Wunder von körperlicher Kraft und Stärke. Denn sie konnte dicke Messer und Schwerter, ja die schwersten Hufeisen in bloßen Händen gleichsam spielend zerbrechen. Doch „übte sie diese Kunst aus Bescheidenheit nur, wenn der Kaiser zur Unterhaltung seiner Gäste sie darum bat.“ Mögen die Böhmen, denen Karl der Nationalheld ist, bei dessen Namen „noch heutzutage jedes Böhmenherz erwarmt“ in den Mittheilungen über ihn und die Seinigen auch etwas übertreiben, — jedenfalls war die Kaiserin Elisabeth stark an Muskeln und stark im Glauben. Als im Mai 1371 ihr Gemahl auf seinem Schlosse Karlstein gefährlich erkrankt und von den Ärzten bereits aufgegeben war, „legte sich die Kaiserin ein Gelübde auf, wallfahrtete zu Fuß von Karlstein nach Prag und opferte an des heiligen Sigismund Grabe acht Schüsseln reines Gold, wonach dann der Kaiser bald wieder genas, und das Unglück, das mit seinem Tode den Böhmen drohte, wieder abgewendet wurde.“ Die Wahrheit dieser Erzählung ist nicht

zu bezweifeln; sie ist dem Geschichtswerk des 1375 verstorbenen Prager Domherrn Benesch von Weitmül entnommen, der auch noch gewissenhaft berechnet, daß die acht Schüsselchen Gold einen Werth von 1650 Goldgulden hatten.

Gerade aus dem Jahre 1377 haben wir Berichte eines Zeitgenossen, der zu dem Kaiserlichen Hof in Tangermünde in Beziehung kam und Selbsterlebtes in anschaulicher Lebendigkeit darstellt. Es ist der Stadtschreiber von Magdeburg, der Verfasser der Schöppenchronik, der in Streitsachen des Raths und des Erzbischofs zum Kaiser nach Tangermünde gesandt wurde. Peter von Brünn war 1371 auf Betrieb des Kaisers durch Machtpruch des Papstes ohne rechtmäßige Wahl des Domkapitels Erzbischof von Magdeburg geworden. Er lebte in stetem Unfrieden mit den Bürgern des Erzstifts. Als ihm die Magdeburger die hohen Sporteln seiner Gerichtsbarkeit verweigerten, verließ er die Stadt und hielt sich abwechselnd in Wanzleben, Calbe, Schönebeck und andern Städten des Erzstifts auf. Inzwischen nahm die Räuberei in demselben überhand; „das Land ward sehr verderbet von Räubern und Landplackern und Mordbrennern, die das Land brandschatzten bis vor die Stadt.“ Die Bürger aber hüteten sich, beim Kaiser Beschwerde zu führen und dadurch dem Ländergierigen Gelegenheit zur Einmischung zu geben. Waren doch des Kaisers Pläne zu Gunsten seiner Stadt Tangermünde nicht ohne schwere Schädigung des Magdeburger Handels ausführbar. Doch hören wir nun den Schöppenchronisten selber:

„Acht Tage nach Ostern im Jahre 1377 kam Kaiser Karl nach Tangermünde und ließ seine Kapelle auf der Burg einweihen. Dazu kamen der Bischof Peter von Magdeburg und seine Aebte und Prälaten und andere Bischöfe und viele Herren. Desselben Tages bei der Mittagstafel stand der Bischof von Magdeburg auf zwischen allen Fürsten und Herren und klagte dem Kaiser über die Bürger von Magdeburg, daß sie ihm und seinem Gotteshause (Erzstift) große Gewalt anthäten. Da fiel manches unwahre Wort. Aber die Bürger erhielten davon Kunde und beschloffen, sich zu verantworten, und sandten deshalb Hans von Ebendorf, den Bürgermeister, und andere aus dem Rathe sammt dem Stadtschreiber. Die fuhren die Elbe hinunter und legten Nachts an einem Werder an. Unterdessen gelangte nach Magdeburg ein Schreiben des Kaisers, in welchem er Bürgermeister und Rath aufforderte, einige aus dem Rathe auf den nächsten Dienstag nach Tangermünde zu senden; er wolle versuchen, die Klage des Bischofs gütlich zu schlichten. Die Abgesandten von Magdeburg wußten



davon nichts. Sie gingen aus der Herberge auf den Markt. Da kam ihnen der Kaiser zu Fuß hastig entgegen, ohne Begleitung; nur ein Diener führte ihm einen Seltner nach. Da stund bereits der Stadthauptmann Ludolf von Alvensleben und der vorjährige Stadtmeister Bartholomäus von Calve; die halfen dem Kaiser auf das Pferd und hielten ihm den Steigbügel. Da sprach der Kaiser: „Wo sind die Bürger?“



Am Tanger.

— Der Hauptmann erwiderte: Sie sind ein Theil in der Herberge. — „Sendet zu ihnen und saget ihnen, daß sie uns folgen gegen Brome, das haben wir bereits inne.“ — Er hatte es nämlich für Geld erworben und wollte zur Uebergabe des Schlosses hin. Da entgegnete der Hauptmann: Herr Kaiser, wir sind zu Wasser gekommen und haben hier keine Pferde. — Da sprach der Kaiser: „Sendet darnach, das ist mir wohl zu Danke.“ — Darauf schrieben die Rathsherren an ihre Kumpane, daß sie ihnen von Stund an fertige und frische Wappner zu Pferde sendeten. Und ein Schütze kam mit dem Briefe spät Abends nach Magdeburg. Da ließ man die jungen Knechte und Bürgerkinder bei Nacht aufbieten. Sie wurden ein großer Theil fertig und ritten über Burg und Jerichow und kamen stattlich zu Tangernmünde auf die Fähre. Sie hatten bei sich der Stadt Spielleute, die lustig bliesen, als sie überfetzten. Da sah sie die Kaiserin aus einem Fenster der Burg und vernahm, daß es die Magdeburgischen wären und entbot ihnen zu warten, bis der Kaiser von Brome käme.

Als nun der Kaiser heimkehrte, ritten ihm die Magdeburger Bürger wohl-gewappnet entgegen. Hans von Ebendorf und Herr Ludolf von Alvensleben, der Stadthauptmann, ritten aus dem Haufen an seinen Wagen und sprachen: Herr Kaiser, hier sind Eure Diener, die Bürger von Magdeburg, die wären Euch gern gefolget; nun sehn sie, daß Ihr schon wiederkehret. — Der Kaiser sprach: „Es wäre

mir lieb gewesen, und ist uns wohl zu Danke.“ So ließen die Bürger den Kaiser voranziehn in das Thor. Bischof Peter von Magdeburg zog noch hinter ihm und hatte wenig Volkes bei sich. Der Haufe der Bürger war viel größer. Und da er mit den Bürgern in Feindschaft war, fürchtete sich Bischof Peter. Doch ließen ihn die Bürger vor sich ziehn, und er grüßte sie nicht und senkte sein Haupt und zog auch in die Stadt. Die Bürger waren die letzten, die einzogen und kamen in ihre Herberge und ruhten sich aus, und das behagte ihnen Allen über die Maßen gut.

Des andern Tages, eines Sonntags Morgens, zog das Volk wieder zur Burg, und der Bürgermeister und die vom Rath blieben da, um sich vor dem Kaiser wegen der Klage des Bischofs zu verantworten. Es kam aber nicht zu einem Vergleich, die Bürger erhielten eine Abschrift der Klage, deren Artikel wohl vierzig waren. Und sie schieden vom Kaiser und verabredeten unter einander, wenn er ledig wäre, so wollte er wieder nach ihnen senden.

Unterdessen schickte der Kaiser eine Heerfahrt aus und zog vor die Raubschlösser Pritzes und Dannenberg und ließ die Magdeburger Bürger bitten, daß sie auch mitzögen. Da sandten die Rathmänner in die Heerfahrt der Stadt Diener und Herrn Eudolf von Alvensleben den Hauptmann und zwanzig gute Schützen und auch der Stadt Büchsen. Der Kaiser lag zwei Tage vor Pritzes und stürmte es. Des dritten Tages verließen es die Belagerten und brannten es nieder, daß nichts als der Wall blieb. Denn es war nur ein hölzern Gebäude, aber doch sehr fest, weil es vom Wasser umflossen war. Und vor Dannenberg lag der Kaiser vier Tage mit denen von Magdeburg und mit den Mannschaften von Lübeck und etlichen Seestädten, deren Kaufleute von dort aus oft beraubt waren. Burg und Stadt aber wurden nicht genommen, sondern durch Geld erkauf. Beide Schlösser erhielt der Herzog von Lüneburg, Herzog Albrecht von Sachsen, dem zu Liebe der Kaiser die Heerfahrt gesandt hatte. Drei Tage vor unsers Herrn Himmelfahrt brach das Heer zur Heimkehr auf. Der Stadt Magdeburg kostete die Heerfahrt wohl 120 Mark.

Nach Pfingsten sandten die Magdeburger wiederum Männer aus dem Rathe nach Tangermünde zum Kaiser. Sie verhandelten dort über ihren Streit mit dem Bischof und konnten nicht zu Ende kommen. Denn was Abends verglichen war, das wollte der Bischof Peter des Morgens nicht für bindend anerkennen. Das vernahm der Kaiser und künimerte sich, wie er den Streit in Güte schlichtete. Und des Nachts hatte er darauf Bedacht genommen, wie er sie auseinandersetze, und des andern Morgens ließ er einen Vergleich niederschreiben, der nur auf drei Jahre gelten sollte. In dieser Zeit sollte man die Streitigkeiten durch vier Schiedsrichter schlichten, durch die Grafen von Mansfeld und von Barby von des Bischofs wegen und Heine Uleman und Herman Cyriacus von der Bürger wegen. Könnten die sich nicht vereinigen, so sollte man die Sache wieder vor das Reich bringen. Als nun der Vergleich am Sonnabend vor St. Veitstag (15. Juni 1377) zu Stande gekommen war, wollten die Bürger Urlaub nehmen von dem Kaiser. Da sprach er: „Ich will zu Euch nach Magdeburg kommen, nächsten Dienstag!“

Am Dienstag den 16. Juni 1577 kam Kaiser Karl, der König von Böhmen, zu Schiff von Tangermünde nach Magdeburg mit kleinem Gefolge. Man sandte ihm den Stadthauptmann mit Bürgern und Bürgerkindern wohlgewappnet entgegen bis gen Insleben, und sie hielten dort neben dem Wege wohl mit anderthalbhundert Lanzen. Darnach zogen die Rathmänner und Schöppen und andere Bürger in ihren besten Kleidern ungewappnet dem Kaiser entgegen bis diesseits Insleben und die Rathmänner stiegen von den Pferden, den Kaiser zu empfangen. Er hieß sie wieder aufsitzen. Man geleitete ihn ins Krökenthor und läutete alle Glocken und empfing ihn mit Kränzen und mit Fahnen, mit Prozession aller Pfaffen und Mönche, die in der Stadt waren. Der Kaiser stieg in der Stadt nahe am Thor ab und küßete das Heiligthum, welches der Abt von Bergen und der Propst von unser lieben Frauen in vollem Ornate trugen. Er setzte sich wieder auf das Pferd. Man führte ihn den breiten Weg hinauf bis zu dem Dom. Der breite Weg und alle Fenster und Böden der Häuser waren voller Leute.

Als er vor den Dom kam, da war Bischof Peter bereit in vollem Ornat mit seinem Stabe. Er empfing den Kaiser und geleitete ihn zur Thurmthür hinein. Die Geistlichkeit sang ihm ein Tedeum zum Orgelklang und man setzte ihn mitten in den Dom. Da der Lobgesang aus war, brachte man ihn auf das Moshaus (den Bischofspalast). Dann gingen die Rathmänner wieder von dem Moshaus und kamen auf die Lauben (zum Rathhause). Sie hatten Ehrengeschenke und Gaben für den Kaiser bereit. Darum gingen sie desselben Abends wieder zum Kaiser. Sie fanden ihn oben auf dem Moshause; er hatte sich an die Tafel gesetzt und wollte essen. Da schenkten sie ihm einen außen und innen vergoldeten Becher, der hatte gekostet 15 Mark Silbers und ein golddurchwirktes Stück Tuch, das kostete 8 Mark, dazu ehrten sie ihn mit einem Fuder Wein und mit fünfzig Wispel Hafer. Seinem Kanzler gaben sie einen goldenen Fingerring von 8 Mark, seinem Hofrichter einen Fingerring von 4 Mark, weil sie ihnen viel Dienste geleistet hatten in des Kaisers Hofe. Dem Bischof schenkte man ein Fuder Wein und 10 Wispel Hafer, denn er war in zwei Jahren nicht in der Stadt gewesen.

Des andern Tages fuhr der Kaiser auf den Markt und ließ sich fahren zum Rathhause vor die Treppe, die auf die Lauben führt («leit sik voren under de loven vor de treppen, als men up de loven geit»); aber er wollte nicht vom Wagen, sondern klagte, daß ihm die Beine wehthäten, denn er hatte das Podagra an den Füßen. Die Rathmänner hätten gern gesehen, daß er auf die Lauben gekommen wäre. Denn sie hatten sich darauf eingerichtet. Die Schöppen und die andern angesehenen Männer und Bürger waren mit und bei den Rathmännern; doch kam der Kaiser nicht hinauf. Sie schenkten ihm Wein ein und man gab ihm Elektuarium aus der Apotheke und sendete damit die jungen Knechte, die Bürgerkinder, in ihrem besten Gewande mit silbernen Gürteln wohl geziert. Der Kaiser aber fuhr wieder auf das Moshaus. Des Donnerstags Morgens zu guter Zeit fuhr er zu Schiff die Elbe hinunter nach Tangermünde und war zu Magdeburg nicht länger denn zwei Nächte gewesen. Als er in



das Schiff kam, waren die Bürgermeister bei ihm. Denen dankte der Kaiser sehr, daß sie ihn ehrenvoll empfangen hätten.

Desselben Jahres in der Herrenmesse (September) kam die Kaiserin in die Stadt Magdeburg, bald nachdem sie aus dem Kindbette aufgestanden war. Man empfing sie mit Kränzen und Fahnen und mit der Pfaffen Prozession in gleicher Weise wie den Kaiser und fuhr sie den Breiten Weg entlang auf einem Wagen bis zum Dom. Bischof Peter hob sie vom Wagen und geleitete sie in den Dom, die Geistlichkeit sang ihr das Tedeum laudamus und schlug die Orgel. Als das Tedeum aus war, brachte man sie auf das Moshaus. Die Bürger kamen zur Lauben und beriethen sich auf das Präsent, das sie ihr gaben. Da gingen die Bürgermeister und Rathmänner hin und gaben der Kaiserin eine vergüldete Kanne, die kostete acht Mark; ferner gaben sie ihr zwei golddurchwirkte Stück Tuch und ihrer Tochter einen Baldachin und ihrem Sohne, dem jungen Markgrafen, ein golddurchwirktes Stück Tuch. Und am ersten Abend machten die jungen Konstabeln ihr zu Ehren einen Abendtanz auf dem Moshaufe. Als nun der Bürger Frauen und Töchter (die Bürgerinnen) kamen mit köstlichen Kleidern und silbernen Gürteln, da staunte die Kaiserin. Die Tanzherren aber traten züchtiglich vor die Kaiserin, und baten um ihre Jungfrauen, daß sie mit ihnen tanzen möchten. Sie sagte, ihre Jungfrauen wären dazu nicht gekleidet, daß sie mit ihnen tanzen möchten; denn die Bürgerinnen wären gekleidet wie Kaiserinnen, ihre Jungfrauen könnten es ihnen nicht gleichthun. Also tanzte man allein mit den Bürgerinnen und wurden der Kaiserin Jungfrauen nicht weiter genöthigt.

Des andern Abends spät begehrte die Kaiserin die Heiligthümer (die Reliquien des Doms) zu besehen und etwas davon zu haben. Da entboten ihr die Domherrn, daß man bei Abend nicht pflege zu öffnen die Kasten und die Schreine; allein wenn sie sich bis an den andern Tag aufhalten wollte, dann sollte es gern geschehen. Auch wollte sie dem Bischof Peter 100 Mark abborgen, aber der Bischof wollte ihr nichts leihen. Da zog die Kaiserin wieder fort nach Tangermünde, voll Unmuth und Zorn." —

Heiter und sonnig muthen uns heute diese Erzählungen des alten Schöppenchronisten an. Ein freundliches Bild fürwahr bietet uns die reiche Bürgerschaft der alten herrlichen Stadt, zwar im Streit mit dem mächtigen Kirchenfürsten, ihrem Landesherrn, aber doch mit ihm wetteifernd in gastlicher Aufnahme des klugen und milden Kaisers. Die Wirklichkeit sah weniger hell aus; tiefdunkle Schatten fielen auf die Pfade, auf denen unsere Vorfahren in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts das Glück suchten. Und des Kaisers Politik hat wenig genug zur Förderung der Nation beigetragen. Alle seine Erbländer, die neuen wie die alten, haben ihm für Wiederkehr von Gesetz und Ordnung und für sorgsame Pflege der

Landeskultur zu danken. Seinen Böhmen ein Vater — ist er dem Reiche, wie der Kaiser Maximilian I. es ausdrückte, — ein Stiefvater gewesen.

Die Pest war zum ersten Male im Herbst 1347 in Europa eingekehrt, der „schwarze Tod“ hielt seitdem manches Jahr Umgang in deutschen Landen, „der schwarze Tod mit seinem aberwitzigen und scheußlichen Gefolge, der Geißlerfahrt und dem Judenbrand.“ Die erste Wanderung der Pest durch Deutschland soll über die Hälfte seiner Bewohner hingerafft haben, allein 124,450 Brüder aus den Barfüßerorden, — so meldet der Schöppenchronist. In Magdeburg begann das große Sterben gleich nach Pfingsten 1350 und dauerte bis nach St. Michaelstag, die Reichsten und Redlichsten wurden nicht verschont, es starben Laien und Pfaffen, Alte und Junge, Reiche und Arme; bald war auf den Kirchhöfen nicht mehr Platz, da fuhr man die Leichen in das Feld und warf sie in große Gruben.

Mitten unter den Schrecknissen der Pest durchzogen sonderbare Büsser-  
gesellschaften, Geißler oder Kreuzbrüder genannt, Deutschland von einem Ende bis zum anderen. In eintönigen Liedern mit schwermüthigen Weisen mahnten sie zu Buße und Bekehrung. Mit Kreuzen und Kerzen und Fahnen pilgerten sie von Kirche zu Kirche; in tollen Feierlichkeiten, halbnaect springend und tanzend, zerfleischten sie sich mit Geißelhieben den Rücken. Ritter und Knechte, Bürger und Bauern einfältigen Sinnes schlossen sich ihnen an und luden sich bei „ehrbaren Leuten“ zu Gast.

Grauenhaft waren die „Judenbrände.“ Raubsucht und Fanatismus vereinigten sich, die Juden für die Pest verantwortlich zu machen. Verschuldete Landjunker und Fürsten und die Hefe der städtischen Bevölkerung plünderten die Brunnenvergifter aus und verbrannten dann die Judenstraßen und Judendörfer mitsammt ihren Bewohnern; viele tausend jüdische Männer, Weiber und Kinder wurden grausam gemordet, — Schuldverschreibungen und Pfandbriefe blieben erloschen. In Magdeburg ging es an die Juden erst 1357, als zum zweiten Male die Pest einkehrte. „Das Sterben legte man den Juden zur Last, daß es von ihrem Gift wäre, darum vertrieb man die Juden und ihrer wurden viele vertilgt.“ So die Schöppenchronik.

Durch das große Sterben ward das Volk verwildert. Schrecken und Todesangst, und das Grauen über das Erlebte hatten die Herzen verhärtet.

Viele fanden in Grausamkeit und religiösem Fanatismus ihre Befriedigung, Andere suchten in Ueppigkeit und Sinnenlust die Gedanken an die Vergangenheit zu vergessen. Ein mildernder, versöhnender, wahre Menschenliebe lehrender Einfluß der Geistlichkeit, der „Pfaffheit“, war kaum zu bemerken. Das Ansehen der zu Avignon Hof haltenden Päpste war tief gesunken; wie der päpstliche Hof, so war auch die deutsche Pfaffheit wegen Schwelgerei, Sittenlosigkeit und Habucht vom Volke verachtet. Die Nachwehen der Pest wurden noch lange in Deutschland empfunden. In allen durch die Pest entvölkerten Orten Steigerung aller Preise und Arbeitslöhne, völlige Umwandlung der Vermögensverhältnisse, Mangel und Noth und Janß und Streit um Besitz und Eigenthum. Auch die siebziger Jahre waren traurig — Mißernte, Theuerung, Hungersnoth (1370), und großes Sterben (1375).

Mit den Reichsangelegenheiten stand es ebenfalls nicht gut. Kaiser Karl's goldene Bulle, das große Reichsgrundgesetz, 1356 auf den Reichstagen zu Nürnberg und Meß mit den Kurfürsten vereinbart, war für die Nation von zweifelhaftem Werthe. Angeblich bestimmt, Freiheit und Recht im Reich zu sichern, hatte die goldene Bulle zwar die Wahl der deutschen Könige durch die Kurfürsten geordnet, aber zugleich den Letzteren unter Abminderung der königlichen Rechte die volle landesherrliche Gewalt über ihre für untheilbar erklärten Kurlande gesichert und dadurch die Reichseinheit geschädigt. Ueber den Landfrieden, den die Bulle verkündete, murrten die rauf- und raublustigen Ritter und Mannschaften, und in den geistlichen Gebieten oder wo sie sonst durch keine starke Landesherrschaft mit kräftiger Faust niedergehalten wurden, blieb es ziemlich beim Alten. Am schlimmsten traf die goldene Bulle die Städte. Ihnen versagte sie das Pfalzbürgerthum, durch welches sie das Gebiet ihres Rechtsschutzes auf Kosten der umwohnenden Landesherren ausdehnten und sich eine Art Ersatz für die mangelnde Freizügigkeit beschafften; ihnen verbot sie sogar alle Verbindungen, Verstrickungen und Eidgenossenschaften ohne ausdrückliche kaiserliche oder landesherrliche Genehmigung.

Von Rechten der Kirche enthielt die Bulle nichts. Bereits 1358 unter dem excommunicirten Kaiser Ludwig war in den einstimmig von den Kurfürsten angenommenen Constitutionen von Renße und Frankfurt dem Papste



jedes Recht der Bestätigung der deutschen Kaiser und Könige abgesprochen worden. Karl freilich hatte daraus keinen Nutzen gezogen. Nachdem er als Markgraf von Mähren im April 1346 dem Papst zu Avignon die unerhörtesten Zugeständnisse gemacht hatte, war er im Juni von einer Kurfürstenfraction durch den Einfluß seines Großoheims, des Erzbischofs von Mainz, zum König erwählt worden. Der „Pfaffenkönig“ war nicht in Aachen, das ihm den Eintritt versagte, sondern in Bonn gekrönt, und hatte als „unterthänige Kreatur des Papstes“ mit dessen Einwilligung 1355 seine erste Romfahrt, eine bloße Krönungsreise, gemacht. Ganz bescheidenlich war der fromme gelehrte König erst nach Mailand gezogen, sich die eiserne Krone der Combardei zu holen, und von da weiter „nicht wie ein Kaiser, sondern als ein Kaufmann, der zur Messe reist.“ Ueberall hatte er Geld zu verdienen gewußt. Endlich am 1. April 1355 war er vor Rom angelangt. Seiner schimpflichen Zusage gemäß hatte er als Kaiser die Stadt nur am Krönungstage betreten dürfen und sie vor Sonnenuntergang verlassen müssen, doch war er als Pilger verkleidet mit einigen böhmischen Rittern schon vorher hineingeschlichen — um in den Kirchen zu beten. Am Osters- tage endlich hatte er die goldene Kaiserkrone empfangen. Dann Krönungszug zum Lateran. Bei der Festtafel hatte er die Römer ermahnt, dem Papst gehorsam zu sein. Hierauf war er unter dem Vorwande der Jagd wieder aus der Stadt geritten, aber nur ins Nachtquartier zum nächsten Kloster. Auf der Heimfahrt nach Deutschland hatte er noch manches Tausend Gold- gulden zu erpressen verstanden. Wie ein Flüchtling war er durch das Mailändische geeilt und ehrenlos in Deutschland erschienen, — wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt — „mit der Krone, die er ohne Schwert- schlag erlangt, mit vollem Geldbeutel, den er leer nach Italien gebracht, mit wenig Ruhm männlicher Thaten und mit viel Schande ob der erniedrigten kaiserlichen Majestät.“ Auch später war er ein echter Pfaffenkönig geblieben; einen Söldner und Kaufburschen der Avignoner Pfaffen nannten ihn Streit- schriften oppositioneller Franziskaner. Das Schmähhchste war, daß er 1369 seine Genehmigung zur Einführung der Inquisition in Deutschland gegeben hatte. Unter dem päpstlichen Kezer-Inquisitor Dr. Kerling wurden in Thüringen und Sachsen, z. B. in Nordhausen und Erfurt, zahlreiche Kezer,

Begharden und Beginen und die sie hausten und herbergten, verbrannt und ihr Vermögen eingezogen. Davon erhielten  $\frac{1}{3}$  die Inquisitoren,  $\frac{1}{3}$  wurde zu wohlthätigen Zwecken verwendet,  $\frac{1}{3}$  verblieb der Gemeinde zu Mauer- und Straßenbauten. Die Entdeckung reicher Ketzer ward somit förmlich prämiirt. Um dieselbe Zeit wurden alle Bücher deutscher Sprache über Religiöses verboten, weil sie lasterhafte, irrige, ketzerische Lehren enthielten, — „jedenfalls die Menschen verleiteten, daß sie aus sich selbst, mehr als sie sollten, zu wissen bestrebt seien!“ —

Nach Magdeburg kam der vom Podagra arg gezwackte Kaiser weder wegen des Erzbischofs Peter, noch des bloßen Vergnügens halber. Ohne Zweifel lag ihm an der Freundschaft der reichen Hansestadt. Mit schweren Sorgen sah er in die Zukunft. Für seine Familie hatte er ein umfangreiches Ländergebiet zusammengebracht, das er wie ein guter Hausvater bewirthschaftete und durch Erbverträge zu vergrößern trachtete. Aber er hatte auch gemeint, seinen Nachkommen mit einer ständigen Mehrheit der Kurfürstenstimmen die Königskrone dauernd gesichert zu haben. Seit Jahren jedoch ging es im Reiche immer wüster zu. Überall Verwirrung, Streit, Krieg zwischen Städten und Adel. Die deutschen Städte wuchsen schnell an Macht und Reichthum; ihre neuen Einigungen, gegen das Verbot der goldenen Bulle geschlossen, hatte der Kaiser anerkennen müssen. Im Kampf wider die Städte standen dem Adel meist die Bischöfe und ihre Kapitel zur Seite, — und mit den Pfaffen hielt es der Kaiser. Würzburg lag im Krieg mit seinem Bischof, Köln mit seinem Erzbischof. Die Erledigung des Mainzer Erzbisthums brachte neue Wirren. Das Kapitel wählte den Bischof von Speyer Adolf von Nassau, Papst und Kaiser verwarfen die Wahl und beriefen den Bischof von Bamberg Ludwig von Meissen. Nun Krieg zwischen beiden. Das reiche Erfurt schlug sich aus Feindschaft gegen Ludwigs Bruder, den Markgrafen von Meissen, auf Adolfs Seite, unbekümmert um Reichsacht und Interdict. Einer langen Belagerung widerstand die Stadt, und der Kaiser, der selbst ein paar Monate davor gelegen, begnügte sich damit, einen Waffenstillstand zu vermitteln, bei dem er sich die vorläufige Aufhebung der Reichsacht tüchtig bezahlen ließ (Juli 1375). Von da zog der Kaiser nach Lübeck, um die Hanse, die sich im Kriege mit König Waldemar plötzlich

als Großmacht bewiesen hatte, für sich zu gewinnen. Die Hanfa umfaßte mehr denn hundert durch Mauern und Gräben und hohe Thürme geschützte, waffengeübte, reiche Gemeinwesen, sie nöthigte den Nordischen Mächten ihre Gesetze auf. Eine starke Flotte sicherte ihr die Herrschaft zur See. Karl kam als Kaiser mit Krone und Scepter, mit Reichsapfel und Reichsschwert in die Reichsstadt Lübeck, den Vorort der Hanfa, — aber er erreichte nichts als ausgesuchte Ehren und köstliche Bewirthung.

Die Anarchie im Reiche nahm stetig zu. Dem Kaiser erschien es darum dringlich, sich die Nachfolge seines Sohnes Wenzel zu sichern. Durch klingende „Handsalbe“ setzte er bei den Kurfürsten durch, daß sie, entgegen der goldenen Bulle, den sechszehnjährigen Wenzel zum König wählten (10. Juni 1376). Von Frankfurt ging es zur Krönung nach Aachen; Köln mußte dabei umgangen werden, da die geächteten Kölner, im Kriege mit ihrem Erzbischof, dem kaiserlichen Herrn den Durchzug versperrten. Von Aachen zog Karl nach Schwaben, wo unter Ulms Führung die Städter sich fest verbunden hatten, dem neuen Könige die Huldigung zu versagen, damit sie nicht abermals „geschagt“ würden. Mit dem Reichsheere belagerte Karl das trohige Ulm sechs Wochen lang vergeblich; — unempfindlich für Schmach und Schande zog er dann heim nach Tangermünde.

Auch im Jahre 1377 war es nicht besser geworden im Reiche; die Zeit war wenig dazu angethan, auf der Burg Tangermünde neue Fastnachtscherze einzuführen. Karl bestimmte jetzt, daß die Marken sein zweiter Sohn Sigismund, ein neugebildetes Herzogthum Gorliz sein dritter Sohn Johann erhalten solle. Weniger die Besorgniß, es werde die Vereinigung der beiden Kurfurstenthumer die Schwierigkeiten der Zukunft vergrößern, als eine väterliche Schwäche gegen die Kinder letzter Ehe wird ihn zu dieser Änderung veranlaßt haben. Aus dem Süden kamen ungünstige Nachrichten. Der Städtebund wuchs; bei Reutlingen siegte er über Graf Eberhard, den Greiner; nun schlossen sich auch die Rheinischen und Fränkischen Städte an. Desto wünschenswerther wurde dem Kaiser ein engeres Verhältniß zu den spröde abwehrenden Hansestädten. Die Lübecker und Magdeburger hatten sich bei der Belagerung von Dannenberg willig erwiesen; die Gelegenheit zu einem Besuch der einflußreichen Hansestadt Magdeburg bot sich dar. Karl



kam mit „kleinem Gefolge“; Reichsinsignien, Kaiser- und Königs kronen blieben zu Haus; aber er kam doch nicht als Privatmann, denn Kanzler und Hofrichter begleiteten ihn. Der seit dem blutigen Sieg der Zünfter demokratische Rath der Stadt Magdeburg empfing ihn mit gleicher Ehrerbietung, wie der noch von den alten Adelsgeschlechtern beherrschte Lübbische Rath.

Von politischen Folgen des Magdeburger Besuches wissen wir nichts. Aus der Schöppenchronik ersehen wir nur, daß des Kaisers Erzählungen seiner Gemahlin Lust gemacht haben, den Magdeburgern zur „Herrenmesse,“ zu dem noch gegenwärtig alljährlich stattfindenden, durch die Schmalzkuchenbuden berühmten September-Jahrmarkt, ebenfalls in höchst eigener Person einen Besuch abzustatten. Der Magdeburger Stadtschreiber will durch die Bemerkung, daß sie erst kurz zuvor vom Kindbett aufgestanden sei, wohl den Grund andeuten, weshalb sie ihren Gemahl Mitte Juni nicht hatte begleiten können. Sonderbarer Weise weiß man von diesem Kindbette, — dem einzigen, welches eine Kaiserin in der Altmark abgehalten hat, sonst nicht das Geringste.

In Magdeburg zeigte sich die Kaiserin, die gewiß eine treue Gattin und gute Mutter war, habüchtig und hochmüthig. Daß sie ihren Gatten im Gelderwerben nachzuzahlen bestrebt war, läßt sich entschuldigen. Sie wußte aus eigener Kenntniß, wie er sich auf Huldigungsreisen zu bereichern verstand. Hatte sie ihn doch 1368 auf seiner zweiten Romfahrt begleitet und dort seltsame Erfahrungen gemacht. Sie waren, sechs Wochen nach der Geburt ihres ältesten Sohnes Sigismund, von Prag abgereist, — über Wien nach Italien. Hier zog der Kaiser von Stadt zu Stadt, seinen Beutel zu füllen. In Rom hielt er erst am 21. Oktober in herzlichster Eintracht mit dem auf einige Zeit von Avignon heimgekehrten Papst Urban V. seinen Einzug. Von der Engelsburg bis zu den Stufen der Peterskirche, viel weiter als je ein Kaiser gethan, führte er den Zelter des Papstes „in christlicher Demuth“ am Zügel. In St. Peter wurde Elisabeth durch den Papst gekrönt, während ihr kaiserlicher Gatte als Meßdiakon fungirte. Auf dem Rückwege ließ sich Karl von jeder Stadt „wie ein Bandenführer“ für ein paar tausend Gulden abkaufen; endlich im August 1369 kehrte er nach Deutschland zurück „mit gefüllter Börse, von ganz Italien mißachtet, der

unkaiserlichste aller romfahrenden Imperatoren, doch ein verständiger Mann.“\*) Vielleicht hat auch die Königin bei dieser Romfahrt das System, von Geistlichen und Laien erhebliche Beträge „zu borgen,“ um sie nicht wieder zu bezahlen, für sich erprobt und praktisch befunden.

Daß die Kaiserin in Magdeburg den Wunsch aussprach, „etwas Heilthümer,“ etwas von den Reliquien des Domes, die sie noch gar nicht gesehen hatte, vom Domkapitel geschenkt zu erachten, klingt heute wunderbar. Allein da Reliquien dazumal zu den beliebtesten Handelsartikeln gehörten, und Kaiser Karl ein leidenschaftlicher Sammler derselben war, so kann man sicher annehmen, daß die fromme Kaiserin schon öfters von Geistlichen, die sich dem Kaiser empfehlen wollten, mit Reliquien beschenkt worden war. So vielleicht in Erfurt, zu dessen vergeblicher Belagerung im Sommer 1375 sie ihren Gemahl begleitet hatte; nach dem Abschluß des Waffenstillstandes hatte sie sich in die Stadt führen lassen und deren Reichthum bewundert. Vielleicht auch in Lübeck, im Oktober desselben Jahres; bei dem Besuch, den das kaiserliche Paar dort abstattete, waren viele Bischöfe, sogar aus weiter Ferne, wie der Erzbischof von Köln, zugegen gewesen. Von den reichen Städten Erfurt und Lübeck hatte sie wohl kostbarere Geschenke erhalten, als von Magdeburg, dessen Rath an sie, außer ein paar Stücken Tuch, bloß eine silberne Kanne anwendete, von nicht höherem Werthe als der Ring, den man wenige Monate zuvor bei des Kaisers Anwesenheit seinem Kanzler geschenkt hatte.

Zur weiteren Entschuldigung der Kaiserin kann der Umstand dienen, daß der Kaiser ein genauer Wirth war und „im Großen wie im Kleinen seinen geregelten Haushalt“ selbst leitete. Zur Zeit der Magdeburger Herrenmesse mochte seine Gemahlin bereits wissen, daß er wenige Wochen darauf ohne sie nach Paris ziehen werde; sie hatte Grund zu befürchten, daß er ihr, beim Antritt einer so kostspieligen Reise, zur Bestreitung des Haushalts und der eigenen Bedürfnisse kaum ausreichende Geldmittel zurücklassen werde.

Zu dem hochmüthigen Benehmen der Kaiserin bei dem Abendtanz im erzbischöflichen Palaste, auf dem Moshaufe, mögen wohl kleine Verstöße der

\*) Gregorovius in seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter Bd. VI. S. 435, nach Moratoris Annalen von 1369.

Gastgeber, der jungen Konstabler, die eigentliche Veranlassung gewesen sein. Konstabler nannten sich ursprünglich die Söhne der roßdienstpflchtigen alten Geschlechter, später allgemein die zu Roß dienenden Bürgeröhne. Abendtänze waren zu Ehren des Kaisers auch bei den Festlichkeiten zu Lübeck veranstaltet worden; sollten die Lübeckerinnen nicht ebenfalls in kostbarem Staat und Putz erschienen sein? und warum nahm die Kaiserin dort nicht daran Anstoß? — Vielleicht war in ihren Augen noch ein erheblicher Unterschied zwischen den Tänzerinnen der beiden Städte. Lübeck hatte sich seine alte aristokratische Verfassung bewahrt. Hier herrschte die Zirklergesellschaft, auch Junkercompagnie genannt, eine adelige „Stubengesellschaft,“ die mit Hilfe eines verfassungswidrig bestellten Rathes in vielen blutigen Kämpfen bis in die Reformationszeit hin die Errichtung eines demokratischen Stadtreimentes hintertrieben hat. Auf den Abendtänzen, welche die ritterlichen „Konstabler“ von Lübeck der Kaiserin gaben, mochte diese meinen, unter höfischem Adel zu verweilen. Magdeburg hingegen hatte seit fünfzig Jahren eine demokratische Verfassung. Nicht die Geschlechter herrschten hier. Nicht einmal die fünf vornehmen kaufmännischen Innungen der Gewandschneider, der Kramer, der Leinwand Schneider, der Kürschner, der Kohgerber mit den Schustern hatten hier den maßgebenden Einfluß; sie hatten sich vielmehr mit den fünf gemeinen Innungen der Knochen- und Fleischhauer, der Lakemacher, der Schmiede und der vereinigten Goldschmiede, Schilder (Maler) und Schröder (Schneider) in die Herrschaft zu theilen. In einer Stadt, wo neben feinen Kaufleuten und Schustern, sogar Fleischer und Schneider ihren ständigen Sitz unter den Rathsherrn hatten, da mochten die von den Konstablern zu festlichen Abendtänzen geladenen Frauen und Fräulein trotz prächtiger Kleider und kostbarer Schmucksachen vor den Augen der Kaiserin weniger Gnade finden, als die Töchter der Lübecker Stadt-Aristokratie. Wir meinen also, daß die Tanzgesellschaft auf dem Moshause zu Magdeburg der Frau Kaiserin nicht fein genug war, und in ihrer ehrlichen, pommerischen Art machte sie daraus kein Hehl, wenn schon sie ihre Meinung durch eine vergleichende Bezugnahme auf die geringere Kleidung ihrer vornehmen Hofdamen ausdrückte. Die schmucken Konstabler verstanden sie recht gut; aber in echtem Bürgertroß waren sie nicht gewillt, um der stolzen Kaiserin



Gunst demüthig zu betteln. Und so hatten unter dem Verbot schließlich nur die Hoffräulein zu leiden, die den reichen, in Turnieren und Kriegsspielen wie in blutigen Kämpfen mit der feld- und raublustigen Ritterschaft gleichermaßen bewährten jungen Bürgern den Tanz gewiß nicht versagt hätten, sondern sich von ihnen nicht minder gern hätten umwerben lassen, wie von den armen Rittern und Knappen des Hofes von Tangermünde.

Voll Unmuth und Zorn fuhr die Kaiserin die Elbe hinunter heim nach Tangermünde, voll Unmuth und Zorn über die knauserigen Pfaffen und die übermüthigen Städter. Ob sie den Unmuth daheim an ihrem Gatten ausgelassen und auf welche Weise dieser sie getröstet hat, ist uns leider verborgen geblieben. Dem alternden kranken Kaiser scheint jetzt die Lage der Kirche die meiste Sorge gemacht zu haben. Papst Gregor XI. hatte Avignon verlassen und war nach Rom zurückgekehrt (Januar 1377), ohne eine Besserung der grauenvollen Zustände Italiens zu bewirken. Karl hoffte, seinen Schwestersohn, den König von Frankreich, Karl V., zu einer übereinstimmenden Kirchenpolitik bewegen zu können und entschloß sich zu einem Winterritt nach Paris. Frau und Kinder ließ er im Tangermünder Schloß zurück. Unterwegs stattete er der alten Westfälischen Reichs- und Hansestadt Dortmund einen Besuch ab und wurde hier mit ähnlichen Feierlichkeiten, wie in Lübeck empfangen (22. November). Am 3. Januar 1378 ritt er mit seinem Sohne Wenzel und zahlreichem Gefolge in Paris ein. Bei seinem Neffen erreichte er nichts; die Interessen beider Herrscher gingen in der Kirchenpolitik auseinander. Am 27. März 1378 starb Gregor in Rom. Kurze Zeit schien es, als würde sein Nachfolger Urban VI. allgemein anerkannt werden. Der kranke Kaiser konnte wieder Hoffnung fassen. Inzwischen hatte er durch Wenzel auf dem Reichstage zu Nürnberg einen Frieden zwischen dem schwäbischen Städtebund und den Fürsten zu Stande gebracht, — einen Frieden, der durch Anerkennung des Einigungsrechtes der reichsfreien Städte wiederum eine Bestimmung des Reichsgrundgesetzes zerriß und schließlich doch nur den großen wilden Städtekrieg vorbereitete.

Nun trat auch in Italien das lange Gefürchtete ein. Urbans Wahl wurde angefochten. Ein neues Conclave unzufriedener Cardinäle erklärte sie für erzwungen und ungiltig und wählte, der Zustimmung des Königs von

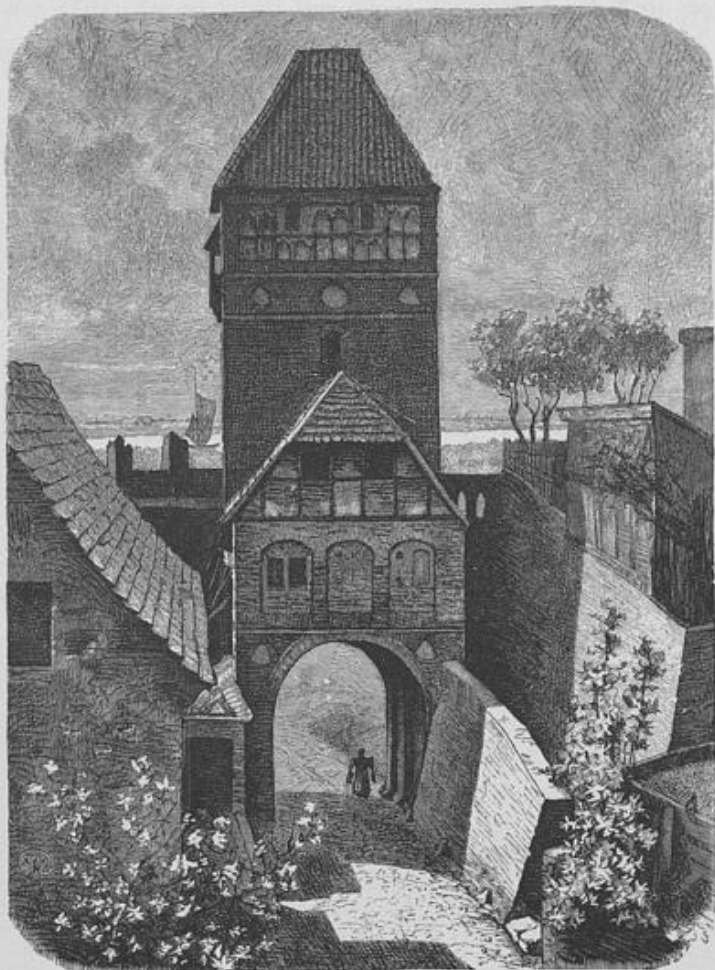


*J. P. Richter's X. A. Hamburg.*

Das Neustädter Thor zu Tangermünde.







Die Kofffurt oder das Wasserthor zu Tangermünde.

Frankreich gewiß, einen Gegenpapst Clemens VII., der seinen Sitz wieder in Avignon nahm. Jetzt war das große Schisma da: zwei Päpste, der eine in Rom, der andere in Avignon, schleuderten sich und ihren Anhängern Bannflüche zu und bekriegten sich mit Mord und Brand durch fremde Freibeuterbanden. Der „Pfaffenkönig“ lag zu Prag am schleichenden Fieber, als ihn die Nachricht traf. Er starb am 29. November 1378 im 63. Lebensjahre und nahm „die Ge-

wisheit ins Grab, daß das Trauerspiel begonnen habe.“

Das war das traurige Ende des einzigen Kaisers, der in der Altmark residierte. Seit November 1377, seit seinem Winterritt nach Paris, scheint er die Altmark nicht wieder gesehen zu haben. „Wie ein schöner Traum war die ganze Herrlichkeit vorüber und böse Tage folgten auf die bisherige Kaiserpracht!“ (Göze in der Geschichte der Burg Tangermünde) — —

Das hohe Kaiserschloß und die kostbare Kapelle mit ihren wunderthätigen Heilthümern und was sonst der pfaffenfreundliche Kaiser auf der Burg Tangermünde gründete und stiftete, — alles ging bereits vor Jahrhunderten zu Grunde. Längst erlosch in der Altmark jede Erinnerung an die weiten Pläne seiner Politik. Nichts blieb von Allem übrig, — als ein feiner lustiger Rundgesang, der einzig und allein noch Zeugniß giebt von den spaßhaften Geschichten, die nach Enzelt vor dreihundert Jahren über den „kurzweiligen“ Herrn Kaiser zu Tangermünde im Volksmunde umgingen. Noch heute singt man zuweilen in Stadt und Land:



De Kai-ser Ka-ro-lus de harr ên Pârd, dat was 'ne fah-le  
Up ê - nem O - ge da sach se nich recht, dat an-ne-re was rein

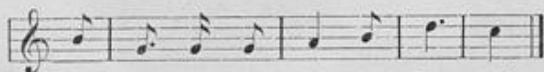


Stu - te. | Rein u - te, rein u - te, rein u - te, rein u - te, rein  
u - tel |



u - te, rein u - te, rein u - te, rein u - te.

und so fort bis derjenige, dem der Sang gesungen wird, ausgetrunken und die Nagelprobe gemacht hat, —



Da wischt he sik si - ne Snu - tel

## Die letzten Luxemburger und die ersten Hohenzollern auf Schloß Tangermünde.

Mit Kaiser Karl fiel das Land an Sigismund, einen zehnjährigen Knaben. Derselbe hatte mehrere Jahre auf dem Schlosse zu Tangermünde verlebt, — dennoch nahm er nur ein geringes Interesse an der Altmark. Die Zügel der Regierung, unter Karl so fest geführt, begannen unter seinem Nachfolger locker zu werden. Schon im nächsten Jahre schlossen die Altmärkischen Städte ein Bündniß mit Magdeburg gegen solche, welche „die Städte verunrechtigen und beschädigen, die Straßen rauben, schinden und brennen oder Räubern und Fliethern Zuflucht und Förderung geben.“ So schnell waren die Stellmeiser wieder da.

Sigismund verpfändete 1388 die Mark Brandenburg an seinen Vetter den Markgrafen Jodocos oder Jobst von Mähren unter Bedingungen, die von vornherein einer Veräußerung des Landes gleichkamen. Jobst, nach eines Zeitgenossen Zeugniß der gelehrteste der Fürsten, war klug und voller Ränke und Tücke. Nach Geld und nichts als Geld stand sein Sinn. Er ließ sich öfters in der Mark sehen, so zuerst im Juli 1388 in Tangermünde, um die Huldigung zu empfangen, aber sobald er „etliche Gelder gesammelt,“ ist er „wiederum nach dem Lande Mähren gezogen und hat die Märker in Irrung und Trübsal, wie er sie gefunden, gelassen.“ So klagt der ehrliche Engelbert Wusterwiß.

Unter Jobst's Regiment „bildete sich in der Mark der Zustand heraus, der als die Zeit der Quitzows ein unglückliches Andenken hinterlassen hat,“ — unter Jobst's Regiment „herrschte überall Zwietracht, Willkür und Zügellosigkeit und war völlige Auflösung aller Bande der öffentlichen Ordnung die Folge.“ . . . „Das Waffen- und Fehderecht . . . war die Grundlage des öffentlichen Rechtszustandes, wie die Ritterschaften ihn festzuhalten gedachten.



Mochten dann immerhin ein paar Städte . . sich in ihrer besonderen Art behaupten, ihrer etliche fingen schon an, den Rittern und Herren förmlich Tribut zu zahlen. Mochten die Stifter bleiben, sie waren gute Versorgungsn für die jüngeren Söhne, und ihre Lehen waren so gut, wie alle andern; im einzelnen Falle konnte man ihre Fischteiche und Vorrathshäuser, ihre „„armen Leut““ und ihre Tafelgüter so gut plündern, wie die Waarenzüge der Städte.“\*)

Jobst hatte bei seiner letzten Reise in die Altmark (1409) in Tangermünde, wo er drei Monate lang verweilte, wie Wusterwitz erzählt „alle Städte und die vom Adel der alten Mark versammelt und ihnen vorgehalten, Jeder solle von seinem Lehen eine Steuer geben, damit er die verletzten Schlösser wiederum lösen und etwas Merkwürdiges ausrichten könne.“ Die Städte opponirten. Doch scheint er Geld bekommen zu haben. Dann verkaufte er „aus Geiz und Begierde des Geldes“ an Dietrich von Quitow erblich das Schloß Friesack für 2000 Schock Groschen, verpfändete dem Kaspar Gans von Putlitze die Vogtei Arneburg und das Schloß Tangermünde für 1200 Schock und setzte diesen, einen vertrauten Freund der Quitow's zum Hauptmann der Altmark ein. Hierauf verschwand er für immer, jedoch nicht ohne die werthvollsten Reliquien, einen großen goldenen Abendmahlskelch und andere Kostbarkeiten aus der Burgkapelle zu Tangermünde fortzunehmen und nach Mähren zu schleppen. Er raubte nur was Metallwerth hatte; — des heiligen Georg wunderthätige Lanze, deren Beschaffung dem Kaiser Karl bedeutende Schwierigkeiten gemacht hatte, ließ er liegen, — sie war bloß von Holz und Eisen.

„Sobald aber der Markgraf wieder hinwegkommen, ist das Land wiederum voller Räuber worden, also daß je näher Jemand der Mark kommen, je fährlicher er gereiset oder gewandert hat. So hat sich auch ein Jeder der Gewalt, so er gehabt, überhoben und nur was ihm gelüstet gethan.“

Insonderheit soll auch Kaspar Gans selbst dreist zugegriffen haben. — Die Quitow's standen dazumal auf der höchsten Stufe der Macht. Kühne Zukunftspläne wurden sicherlich erörtert, als um Johannis 1410 die

\*) So Ranke, Genesis, S. 68; Riedel, Geschichte des Preussischen Königshauses II., 12 und Droysen, Geschichte der Preussischen Politik, I., 76.

gesamnte Familie in Friesack bei Dietrich von Quitzow zu einem prunkvollen fröhlichen Feste versammelt war. Es galt der Taufe eines Söhnleins, den ihm seine Gattin Elisabeth, die Tochter des Herrn Schenk von Sidow geboren hatte.

„Von dannen sind sie gen Tangermünde an der Elbe auf eine andere Kindtaufe gezogen. Denn da hat Herr Kaspar Gans, edler Herr zu Putlitz, Statthalter in der Altmark, auch einen Sohn taufen lassen. Nachdem aber nun dieses auch zum Ende gebracht und ein Jeder hat wieder anheimziehen wollen und nun Dietrich von Quitzow und Konrad von Quitzow zu Hohenwalde und der genannte Apitz Schenk von Sidow in einem Kahn gefessen und über die Elbe schiffen wollen, ist das Schiff oder der Kahn (die Fähre) untergangen, also daß Konrad von Quitzow mit 23 Reutern erfoffen. Dietrich von Quitzow aber und Apitz Schenk von Sidow sind mit den Pferden ausgeschwommen.“ (Wusterwitz.)

Das Volk sah in dem Unglücksfall ein Gottesgericht.

Am 28. Januar 1411 starb Markgraf Jobst zu Brünn im 60. Lebensjahre, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Die Mark Brandenburg fiel wieder an Sigismund. Am 8. Juli desselben Jahres ernannte dieser den Burggrafen Friedrich v. Hohenzollern in Anbetracht seiner mannigfaltigen Dienste und Werke und „im Vertrauen auf seine Vernunft“ zum obersten Hauptmann und Verweser der Mark



Kurfürst Friedrich I.

(Nach einem alten im Hohenzollernmuseum befindlichen Oelgemälde).

Brandenburg mit allen Rechten und Pflichten, wie ein „jeglicher wahrer Markgraf“ sie ausüben würde. Erst am 22. Juni 1412 zog dieser ausgezeichnete Fürst mit einer stattlichen Schaar fränkischer Ritter in die Stadt Brandenburg ein, um das schon halb verloren gegebene Land dem Reiche zu erhalten. Ein hartes Stück Arbeit fand er vor. Überall Gewalt und Fehde, Zucht- und Rechtlosigkeit. Adel und Städte weigerten den Gehorsam und spotteten des „Nürnberger Landes.“ Am hartnäckigsten waren die Altmärker. Friedrich konnte nicht mit Gewalt vorgehen, er hatte weder Geld noch Mannschaft genug. Die Burgen und Schlösser waren im Pfandbesitz des auffässigen Adels. Durch Langmuth und Freundlichkeit gewann er zuerst die Städte. Am Freitag den 11. November 1412 ritt er in Karls IV. Kaiserburg zu Tangermünde ein. Von hier aus besuchte er in den Tagen bis zum 25. November eine altmärkische Stadt nach der andern, um die Huldigung zu empfangen. Freilich war damit nicht viel gewonnen, so lange der Adel feindlich blieb. Eine Geldsendung aus Franken hatte eben hingereicht, die Burg Tangermünde, die stattlichste der Altmark einzulösen. Kaum hatten die Herren von der Ritterschaft bemerkt, daß sein Geld zu Ende war, da ließen sie die Besorgniß fahren und vereinigten sich — Schloßgeseßene und Zaunjunker — fester denn je zu großen Fehdegenossenschaften, um unter den Augen des Burggrafen in alter Weise die Dörfer des Erzstifts Magdeburg, mit dem er vorbedächtig Frieden geschlossen hatte, auszuplündern und niederzubrennen. Gewiß war es kein Zufall, sondern wohlüberlegte Absicht, wenn mitten in jenen Huldigungstagen die von Alvensleben zu Gardelegen und Calbe, die von der Schulenburg, von Jagow, von Rundstedt einen großen Raubzug ins Magdeburgische nach Haldensleben und Umgegend unternahmen, welchem dann sofort Erzbischof Günther durch einen gleichen Einfall in die Altmark erwiderte, und dabei die Umgegend von Gardelegen mit Plünderung und Brand heimsuchte. Genau in gleicher Weise verfahren die Priegnitzischen Ritter, die Gänse von Putliz, die Quitzow's, Rochow's, Wuthenau's, als Friedrich im Dezember die Huldigung der Priegnitzischen Städte entgegennahm. Die Märkischen Ritter mochten hoffen, dem Fränkischen Fürsten, dessen Herrschaft sie beharrlich ignorirten, den Aufenthalt in der Mark schnell verleiden zu können. Friedrich nahm ihnen den Wahn: zum Zeichen, daß er sich in



dem unwirthlichen Lande dauernd niederlassen wolle, ließ er Frau und Kinder nachkommen. Seine Gemahlin, die „schöne Else,“ zog schon im Winter 1413, geleitet vom Herzog Rudolf von Sachsen, „mit ihren Fräuleins und Frauenzimmern in fürstlicher Zier und Herrlichkeit“ von Frankenland in die Mark. Friedrich ritt ihr entgegen. Am 28. Januar 1413 nahm er sie in Lehn in Empfang und führte sie in das Tangermünder Schloß.

Erfolgreicher waren für Friedrich die nächsten Jahre. Die fehdesüchtigen Edelleute fuhren in ihrem verwüstenden Treiben gleichmäßig fort, ja entzündeten voll Übermuth sogar eine innere Fehde, die das Land verheerte. Die Putliz-Quitow'sche Kumpanei befehdete Bischof und Stift Brandenburg. Jetzt gelang es dem Burggrafen, den Adel zu überlisten. Ende 1413 vermittelte er zwischen dem Erzbischof von Magdeburg und dessen Mannen einer Seits und den Utmärkischen Schloßgeseffenen, den von der Schulenburg, von dem Knesebeck, von Jagow, von Alvensleben und allen ihren Helfern anderer Seits einen bis zum Sonntag nach Ostern reichenden Waffenstillstand, einen „alten rechten Handfrieden.“ Die Utmärker ahnten nicht, daß Burggraf und Erzbischof sich drei Wochen zuvor unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit vereinigt hatten, eines nahen Tages gemeinschaftlich die Burgen der schlimmsten Mittelmärkischen Räuber, der Quitow's und Rochow's zu brechen. In der Nacht vom 6ten zum 7ten Februar 1414 wurden demzufolge die Schlößer Golzow, Plauen, Friesack, Beuthen von den Verbündeten umstellt und in wenigen Tagen genommen. Kaum war dies erreicht, so eilte Friedrich zur Utmark, um nun den Utmärkischen Adel zu züchtigen. Er nahm dem Hauptmann der Utmärkischen Vereinigung Gebhard von Alvensleben die verpfändete Burg und Vogtei Gardelegen. „Dieser Vorgang reichte hin, um die übrige Utmärkische Mannschaft in größter Unterwürfigkeit um den Burggrafen zu versammeln. Dienstfertig beeiferten sich nun die Borstel, Bismarcke, Cüderitze, Ikenplitze und andere Utmärkischen Mannen, die bis dahin sich nie in des Burggrafen Gefolge hatten erblicken lassen, dem gefürchteten Herrn bei seinem Abzuge aus der Utmark noch das Ehrengelcit zu geben.“ Auch Dietrich von Runtdorf huldigte, ohne sich dadurch den Pfandbesiß Arneburgs zu erhalten. Dagegen bestätigte der Burggraf großmüthig den Schulenburg's, die sich ebenfalls unterwarfen,

den Pfandbesitz von Burg und Vogtei Saltzwedel und das Erbküchenmeisteramt.

Nach Demüthigung des schloßgeseffenen Adels errichtete Friedrich mit den Landständen zu Tangermünde ein strenges Gesetz zur Wahrung der Landesicherheit — den Landfrieden vom 20. März 1414. Zu Ende des Jahres zog er nach Konstanz am Bodensee zum Konzil. Am 5. Januar 1415 hielt er als Burggraf von Nürnberg und gleichzeitiger Verweser eines Kurfürstenthums mit vierhundert Reitern und vier bemannten Wagen seinen feierlichen Einzug in die Reichsstadt, in welcher eine große Kirchenversammlung



Die Wöschungsmauern der Burg Tangermünde an der Elbseite.

die schweren Aufgaben lösen sollte, das Schisma, den Streit zwischen drei gleichzeitigen Päpsten zu beseitigen, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren und die Hussischen Lehren zu unterdrücken. Hier wurde Friedrich durch kaiserl. Urkunde vom 30. April 1415 zum Reichs-Erzkämmerer, Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg ernannt. „Ich wünsch Dir dazu Glück, Krieg und Widerwärtigkeit genug!“ rief zur Belehnung König Sigismund dem tapfern Manne zu. Der Wunsch ging in

Erfüllung: die drei Dinge hat Kurfürst Friedrich I. in reichem Maße kennen gelernt. An dreißig Kriegszüge werden aufgezählt, an denen er sich muthvoll und tapfer betheilig hat. An der Mark und den ungefügigen widerhaarigen Märkern erlebte er trotz allem Glück wenig Freude. Gerade während der Zeit von 1416 bis 1420, wo er fast seine ganze Thätigkeit fern von der Mark Brandenburg den Reichsangelegenheiten widmete, ging es hier am wüthtesten zu. Den Landfrieden schienen Märkische wie Magdeburgische Edelleute gänzlich vergessen zu haben. In alter Weise wurde unausgesetzt Wegelagerei und Raub und Auspochen und Niederbrennen der Dörfer geübt. Als Kurfürst hat Friedrich in der Mark, wenn man die einzelnen Perioden seines Aufenthalts zusammenrechnet, von 25 Jahren kaum drei verlebt. 1426 schied er für immer von ihr.

Von den Widerwärtigkeiten, unter denen der tapfere Mann zu leiden hatte, war die stete Geldnoth nicht die kleinste. Seine Gattin Elisabeth, die Tochter des Herzogs Friedrich von Bayern-Landshut und seiner aus dem durch Bildung und Reichthum ausgezeichneten Hause Visconti zu Mailand stammenden Gemahlin, brachte ihm bei der Hochzeit am 18. September 1401 die reiche Aussteuer von 25,000 Ungarischen Gulden in die Ehe. Aber schon 1404 waren sämtliche Kleinodien des Burggräflichen Hauses den Juden Nürnbergs verpfändet. In der Mark fehlte es oft an Mitteln zur Deckung der allernothwendigsten Ausgaben. Als Friedrich seine Gemahlin im Januar 1413 in Lehn in Empfang nahm, mußte er dem Herzog Rudolf von Sachsen die verauslagten Reisekosten schuldig bleiben, und zur Bezahlung des Fuhrlohnes an die Fränkischen Fuhrleute, die darauf Wochen lang warteten, von „seinen lieben getreuen Rathmannen zu Berlin“ Vorschuß erbitten. Zur Deckung der laufenden Bedürfnisse seines Regiments in der Mark nahm er oft kurzfristete Darlehen zu hohen Wucherzinsen von Märkischen Edelleuten auf; so ließ er sich zum Beispiel am Sylvesterabend 1413 von Albrecht Quast 200 Schock Böhmische Groschen auf vier Wochen zu zehn Prozent Zinsen. Um für den prunkvollen Aufenthalt auf dem Konzile zu Konstanz die schweren Kosten zu erschwingen, verkaufte er die alte thurmgekrönte Burg zu Nürnberg. Zuweilen fehlte es selbst an Geld zur Bestreitung des Haushalts. Der getreue Kunz Eben, sein Fränkischer



„Küchenmeister“ und Finanzminister unterschlug bei solchem Nothstand einstmals zum Nutzen seines Herrn vierhundert Goldgulden, die ihm ein Ungar anvertraut hatte, damit eine ewige Messe in der Kirche des heiligen Wunderbluts zu Wilsnack zu stiften. Friedrich wußte davon. Denn noch in seinem Testamente gedachte er der Handlung. Ebenso bedrückte es ihn, daß er die Glocken der Marienkirche zu Berlin vom Thurme heruntergeholt und in Kanonen wider den auffässigen Adel umgegossen hatte. Sterbend verpflichtete er seine Söhne, diese Eingriffe in das Eigenthum der Kirche wieder gut zu machen.



Die schöne Else.

Mochte der erste Brandenburgische Hohenzoller noch so sehr mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, — daß er während seines altmärkischen Aufenthaltes ein glückliches Familienleben führte, würde sicherlich der alte Kapitelthurm der Burg Tangermünde bezeugen können. „Schön Elsin“ von Baverland war ein schlankes, fröhliches Mädchen von zartem Gliederbau, hellblonden Haaren und großen blauen Augen, als sie sich mit dem etwa zwölf Jahre älteren Burggrafen vermählte. Sie ward ihm eine durch Geist und Gemüth, durch Klugheit und treue Hingebung in seltenem Grade ausgezeichnete Lebensgefährtin. Auf dieser Ehe ruhte der Fortbestand des sonst aller Erben ermangelnden Burggräflichen Hauses. Nach Tangermünde kamen 1413 mit ihrer Mutter schon mehrere Töchter und der älteste Sohn Johann. Im Schloß zu Tangermünde gebar Elisabeth in den ersten zwei Jahren ihres Aufenthaltes zwei Knaben, in denen sie der Mark den zweiten und dritten Kurfürsten aus Hohenzollerngeschlecht schenkte. Sie lebte mit ihren Kindern daselbst manches Jahr, und als sie 1416 vor der Pest nach Franken entfloh, ließ sie die jüngeren Söhne unter der Obhut von Ärzten und Erziehern zurück. Nachdem die Stellvertretung in der Regierung der

Mark dauernd den Söhnen übertragen war, lebte sie abwechselnd in Tangermünde und in Franken. Auch mehrere Verlobungen und Vermählungen der Markgräflichen Töchter wurden in dem alten Kaiserschloß gefeiert — Cäcilie mit Herzog Wilhelm und Magdalene mit Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, Margarethe mit Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin.



Die Schreiberei (sogenannte Kapelle) auf der Burg Tangermünde.

Von den vier Söhnen Friedrichs I. hat jeder Einzelne besondere Beziehungen zur Altmark gehabt und auf dem Tangermünder Schloß gewohnt, — am längsten freilich der älteste und der jüngste Bruder. Der Älteste, Johann, der Alchimist genannt, übernahm 1426, als sein Vater von der Mark schied, die Statthalterschaft und führte sie bis 1437. Seine ständige Residenz war Tangermünde. Er zeigte sich der schweren Aufgabe in keiner Weise gewachsen. „Er findet die Muße“ — sagt Droysen a. a. O., Bd. I., S. 425 — „zwischen durch einen Zug nach dem heiligen Grabe zu machen und bürdet dem schon so erschöpften landesherrlichen Einkommen neue Verpfändungen auf; in den unablässigen Geldverlegenheiten kommt er denn darauf, sich auf die Geheimnisse des Goldmachens einzulassen, die einer der schlesischen Fürsten ihn zu lehren verspricht. Von jener Ader, die ein junges emporstrebendes Geschlecht haben muß, ist in ihm keine Spur.“ In der Altmark trat die alte Verwilderung wieder ein; die Städte schlossen zu eigenem Schutze große Vereinigungen, wie sie sagten: „da dieses Landes Orte und Einwohner mit mannigfaltiger Überfahung, Verderben, Mord, Raub, Brand und Mordbrand, besonders auch der Kaufmann und Pilgrim beschädigt und beschwert

worden, solches nach unserm Vermögen zu wehren und auch des heiligen Reiches Strafe desto besser damit zu beschirmen.“ —

Auch der jüngste der Brüder, Friedrich der Jüngere oder der Fette, der von 1447 bis zu seinem 1463 erfolgten Tode mit seiner Gemahlin Agnes auf Burg Tangermünde residirte, war ein unfähiger Regent, der die Mark schwer vernachlässigte und schädigte. Von ganz anderer Art waren die beiden mittleren Brüder. Diese im Tangermünder Schloß geborenen und erzogenen Knaben Friedrich der Ältere und Albrecht wuchsen zu klugen und tapferen Männern heran. Sie wurden tüchtige Regenten, eifrig bemüht, Ordnung im Lande herzustellen, den auffässigen Adel zu bändigen und die Freiheit der auf ihre Privilegien trohenden Städte zu brechen. Sich einzuleben aber in die rauhe märkische Art gelang ihnen nicht. Ullmärker von Geburt blieben sie Franken im Dichten und Trachten, im Lieben und Hassen. Sie lebten ungern in der Mark und starben fern von ihr, — sie mochten im Tode nicht in Märkischer Erde ruhen.

Kurfürst Friedrich Eisenzahn, geboren den 19. November 1415, „ruhig von Natur, biderbe, ohne Falsch, vor allem darauf bedacht, ein frommer Fürst zu sein und ein guter Regent, Niemand Unrecht zu thun, ohne doch sich selbst etwas zu vergeben“ (Ranke), verfiel nach dreißigjähriger Regierung „in Wehmuth und Melancholei, also daß er unstet wurde in allen Dingen;“ er überließ seinem thatkräftigen Bruder Albrecht Achilles, geboren am 24. November 1414, schon bei Lebzeiten das Kurfürstenthum und ritt heim gen Franken. Wilibald Alexis hat in seinem „Roland von Berlin“ trefflich dargestellt, wie im Herbst 1470 der arme franke Kurfürst aus den Marken ritt, weil er satt war des Regierens:

„Hatte sein lieb Gemahl verloren und seine Söhne waren vor ihm dahingegangen und er hatte die Kurwürde niedergelegt und das Markgrasthum, beides in die Hände seines Bruders in Franken, des Burggrafen Albrecht Achilles. Nun zog er aus dem feuchten kalten Lande nach Franken, wo die Sonne wärmer scheint. Da wollte er sterben. Wer so aus seinem Lande zieht, der kann wohl traurig ausschauen. Dreißig Jahre hatte er darin das Regiment gehabt, aber wenig Freude. Er hatte viel gethan und geduldet und wo war es! Sie läuteten nicht mit den Glocken, sie streuten nicht Blumen auf die Straße, sie zogen ihm nicht weinend nach, sie standen nicht am Wege und riefen ihm schluchzend Ade zu. Die Luft war rauh und feucht. Die Krähen flatterten schreiend von den Kiefern; der Ritter hinter ihm waren wenige.



Er hatte es redlich gemeint. Wer erkannte es! Sie fragten in den Dörfern: „Wer ist der alte Herr?“ — „Das ist der alte Markgraf, der zieht ab.“ — „Warum zieht er ab?“ — Weil's ihm hier zu kalt ist.“ — — — —

Hoffnungsvoll zog Albrecht Achilles ein. Er war von Jugend auf ein Kriegermann von Profession, zugleich aber unermüdlich eifrig in allen Unterhandlungen, — schlau und unzuverlässig. Am 17. November 1471 ritt der 57jährige Markgraf als Landesherr in die Burg, auf der er geboren war. Es gefiel ihm hier gut, ebenso in allen altmärkischen Städten, die er der Huldigung halber besuchte. Mit dem Empfang konnte er zufrieden sein. Überall Glockengeläute, Prozessionen „mit hoher Frohlockung,“ Frauen und Jungfrauen „in Geschmeide und Kleidung, wie bei hohen Festen.“ — „Wir können nicht anders merken“ — schrieb er nach Franken, „denn daß sie uns gern haben.“ Aber er irrte sich. Die Stimmung im Lande war

durchaus nicht heiter. Nur mit Murren fügten sich, um keinen ungnädigen Herrn zu bekommen, die Städte dem Verlangen, bei der Huldigung für den Hof die Zeche zu bezahlen. Nein wahrlich, gern hatten sie ihn nicht, die Altmärker den Kurfürsten Albrecht und es kam schnell zu heftigem Streit, als er, gestützt auf eine gar kühne Auslegung eines Kaiserlichen Privilegii, Bier- und Weinsteuern ausschrieb. Mit Erfolg verweigerten die Städte die Steuern. Der Kurfürst ließ sich bald wenig mehr in der Mark blicken, zuletzt geschah es 1479 im Herbst auf dem Landtage zu Tangermünde. Dann ritt er nach Franken auf ~~Nürnberg~~ wiedersehen. Er starb im März



Kurfürst Albrecht Achilles. (Aus der Ambacher Sammlung).



1486 auf dem Reichstage zu Frankfurt a/M. Unmittelbar nach seinem Tode brach der Aufruhr der Städte gegen die verfassungswidrig auferlegte Bierziese los. Markgraf Johann Cicero schaffte Ruhe und Gehorsam — durch den Scharfrichter. Die Rechte und Freiheiten der Städte gingen darüber verloren.

Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an büßte Tangermünde mehr und mehr die Eigenschaft der kurfürstlichen Residenz ein. Friedrich Eisenzahn baute sich, nach Niederwerfung der Städte Berlin und Köln — wie er sagte: „der Herrschaft und dem Lande zum Frommen und zur Zierde“ die Burg zu Köln an der Spree und bezog dieselbe 1451. Seitdem kamen die Kurfürsten nur auf kurze Zeit zu Geschäften oder zur Sommerfrische in das Kaiserschloß an der Elbe. Einmal jedoch noch im sechszehnten Jahrhundert hielt eine Kurfürstin hier ihre Wochen. Gerade hundert Jahre später als Albrecht Achilles kam in Tangermünde Hans von Küstrin zur Welt.

### \* Markgraf Hans von Küstrin.

Auf dem Schlosse zu Tangermünde wurde am 3. August 1513 Herrn Joachim I. von der dänischen Elisabeth ein Söhnlein, der spätere Markgraf Hans von Küstrin, geboren, welcher sich nachmals so hohes Verdienst um sein Fürstenthum, die Neumark, erwerben sollte. Nicht ist hier der Ort, auf die Ereignisse der Regierungszeit dieses staatsklugen Hohenzollern näher einzugehen; wohl aber fordert seine Geburtsstätte uns auf, das nicht uninteressante Charakterbild des Markgrafen zu zeichnen. Klug und scharfblickend, ein überaus fühler Rechner, war er ein Mann der Ordnung und des Gesetzes, ein vorzüglicher Wirth und des Reichsoberhauptes getreuester Unterthan. Freilich fehlt in dieser Fürstengestalt Alles, was unser Herz erwärmen, was uns dem Herrscher menschlich nahe bringen könnte. Sein Wahlspruch:

„Unter Tausenden trau' Einem recht,  
Bis du ihn kenn'st treu oder schlecht!“

hat den großen Oekonomus in der That sehr mißtrauisch und unliebenswürdig gemacht. Sein Cardinalfehler war und blieb der Geiz. Wohl war es recht und wohlgethan, daß er seinem prachtliebenden Kanzler Barthold von Mandelslohe die Worte entgegenrief: „Bartholde, ich habe auch seidene Strümpfe; aber ich trage sie nur an Sonn- und Festtagen;“ aber wie unfürstlich steht der Markgraf da, wenn ihm ein Nürnberger Büchsenmacher schreiben muß: „Guten Tag, Herr Markgraf, — Eure Büchse ist fertig. Schickt Ihr mir Geld, so schick' ich Euch die Büchse. Schickt Ihr mir das Geld nicht, so schick' ich auch die Büchse nicht. Hiermit Gott befohlen!“ Einen Augenblick seines Lebens wollen wir indessen dem eifrigen Protestanten nicht vergessen; Markgraf Hans steht in demselben wirklich groß und heldenhast da! Es war im Jahre 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, als das berüchtigte Interim den Reichsfürsten vorgelegt wurde, jene Vereinigungsformel, welche Niemandem recht gefiel. Dennoch unterschrieben die Stände, die Städte. Nicht so Markgraf Hans. Er legte vor Kaiser und Reich das muthige Zeugniß ab, „daß er dies verführerische Gemisch von Trug und Wahrheit nicht annehmen könne noch wolle.“ — „Lieber Beil als Feder! Lieber Blut als Tinte!“ rief er aus und warf zornig den Kiel auf den Tisch. Das Auge des hispanischen Kaisers rollte; er befahl dem Widerseßlichen, sogleich den Reichstag zu verlassen. Das that Markgraf Hans denn auch mit tausend Freuden. Ohne Rast ritt er nach Küstrin. Wohl hatte er des Reiches Exekution zu erwarten; aber er wußte sich zu trösten, indem er an die Thür seines Arbeitszimmers auf dem Schlosse über der Oder die Verse schrieb:

„Hast du viel Feind' und fehlt dir Glück,  
Hab' guten Muth, weich' nicht zurück!  
In steter Hoffnung leb' und trag',  
Was dir auf Erden begegnen mag!“

Neben diesem Zuge haben wir freilich auch eine finstere Strenge in dem Charakter des Fürsten zu erwähnen. Er war ein unerbittlicher Richter; Sprüche wie jenes: «Fiat justitia et pereat mundus!» (Recht muß sein, ginge auch die Welt unter!) — wie das harte, alttestamentliche: «Auferas malum e medio populi tui!» (Tilge die Bösen aus Deinem Volke aus!) führte er stets im Munde; in seinem Vorgehen gegen die Johanniterritter



im Lande über der Oder bewies Hans sogar eine nicht wegzuleugnende Grausamkeit. Dennoch war er ein wackerer Fürst, und in den Landeskulturarbeiten der Neumark, in der Gründung der Feste Küstrin liegen die Spuren seines Wirkens noch heute offen vor uns. Es war segensvoll für ganz Brandenburg, daß wenigstens ein Theil der Hohenzollernstaaten nicht von jenem Geiste der Appigkeit und Verschwendung berührt wurde, welche ständige Gäste an Joachims II. Hoflager geworden waren. Mit Recht hat man Herrn Hans von Küstrin einen Vorläufer der wirthschaftlichen Thätigkeit Friedrich Wilhelms I. genannt. Wie dieser, führte er sein fürstlich Amt vor Allem in „Treuen“. Noch werden in der Neumark eine Menge anekdotenartiger Sagen von ihm erzählt, welche diese Thatsache in das hellste Licht setzen. So trat er unerkannt einst an einen seiner eigenen Schäfer heran und drang in denselben, ihm einen Hammel aus der Heerde zu verkaufen. Als der redliche Mann sich dessen weigerte, suchte der vermeintliche gardende Soldat ein Thier zu ergreifen. Aber Markgraf Hans hatte seinen Mann gefunden; der Schäfer warf die Hellebarde so sicher nach dem Räuber, daß sie in dessen Sattel hängen blieb. Herr Hans ritt heim und ließ den Sattel mit dem Spieße in seinem Marstalle aufhängen. Herzlich freute es ihn, daß er einen „treuen Mann“ gefunden hatte!

Wie trotzig auch jener protestantische Sinn, welcher in dem Markgrafen lebte, sich äußern mochte, und wie wenig lebenswürdig es auch klingt, was er z. B. auf eine seiner Kanonen, den „Wilden Mann“, schreiben ließ:

„Der Papst heißt recht der wilde Mann,  
Der durch sein' falsche Schalksbahn  
All Unglück hat gefangen an!“ —

— so unerschütterlich treu blieb Hans dem Kaiser in politischen Dingen. Die Idee des alten Reiches beseelte ihn; darum nahm er, der Protestant, des altgläubigen Kaisers Dienste. Nie hätte er es über sich gewonnen, mit den Waffen in der Hand dem geheiligten Haupte der Nation entgegenzutreten. Fürwahr! solche Gesinnung thut wohl in einer Zeit, in welcher protestantische Fürsten den schmäzlichsten Verrath an Kaiser und Reich begingen.

Nur selten mag Markgraf Hans den Ort seiner Geburt, dies ehrwürdige Tangermünde, wieder erblickt haben. Es litt ihn nicht in Joachims II.

Landen; die Brüder waren allzu verschiedenen Geistes, und was Herr Hans an dem farben glänzenden Hoflager des Kurfürsten sah, das konnte ihn wenig erfreuen. Wir Epigonen aber dürfen mit Fug und Recht die Stätte altmärkischen Landes segnen, auf welcher dem Hause Brandenburg ein Fürst von so „ausbündigen“ wirthschaftlichen Tugenden und von so reichgesegneter Thätigkeit geschenkt ward. Wohl durfte der preiswürdige Markgraf, ehe er im Jahre 1571 von seinem Tagewerke abberufen ward, auf seinen letzten Jahreschluß-Entwurf die Worte setzen:

„Alles durch Gottes Gnade und Segen!“

denn reichlich hatte er seines Hauses Habe gemehrt. Beim Kaiser allein hatte er 150,000 Thaler zu stehen, und in den Kellern des Schlosses zu Küstrin lag nach gemeiner Sage so viel Geld, daß die Düttchen mit Scheffeln gemessen wurden. Die Gebeine des wackeren Herrn wurden im Jahre 1880 in einer verschütteten Gruft der von den Russen 1758 eingeschossenen St. Marienkirche zu Küstrin wieder aufgefunden; der bleierne Sarg Hansens trug jene Worte, welche den Fürsten auf seinem mühevollen Lebenswege geleitet hatten, jene Devise:

«Solá opes mea Christus!» — „Christus ist meine Hoffnung allein!“

W. G.



Aus der Katharinenkirche zu Salzwedel.

## Grete Minden und die Feuersbrunst vom 13. September 1617.

Eine Ehrenrettung.

Noch heutigen Tages weiß in Tangermünde Jedermann, klein und groß, jung und alt, von dem furchtbaren Brande zu erzählen, der vor länger als einem Viertel-Jahrtausend die reiche und schöne Stadt fast ganz zerstörte. Noch heute wissen sie Alle von dem entsetzlichen Weibe zu berichten, welches die Stadt mit Hilfe einer Anzahl angeworbener Genossen in Brand steckte. Auch die alten Chroniken melden von Grete Minden und der großen Feuersbrunst, die am Sonnabend nach Marien, am 13. September des Jahres 1617 die Stadt verzehrte. An mehreren Stellen gleichzeitig ausgekommen, verbreitete sich das Feuer schnell von Straße zu Straße:

„Und wie wohl es an menschlicher Hilfe, die Flamme zu dämpfen, im Anfang nicht gemangelt, hat doch das Feuer in aller Eil erschrecklich um sich gefressen und fast alle Gassen der Stadt erfüllet, ja das Wasserthor oder den Rosfurt an der Kirchen gesperret, daß Jedermann verzagt worden, dem Seinigen zugeeilet und sein und der Seinigen Leben zu erretten aus der Stadt gelaufen.“

Aus Stendal und den Nachbarländern kam man zu Hilfe. Aber es gelang nur, die Häuser vom Markt bis an die Neustadt zu erhalten. Auch das Rathhaus wurde vom Feuer ergriffen, in demselben verbrannten „fast alle alte brieflichen Urkunden, viele Accis-, Schoß- und Kindergelder.“ Von der schönen Stephanskirche verbrannte die mächtig hohe Thurmspitze und fiel am folgenden Tage, einem Sonntage, mit allen Glocken herunter. Im Ganzen wurden in der Altstadt und im Hühnerdorf 486 Wohnhäuser und



52 Scheunen voller Getreide und sehr viele Hintergebäude mit Futter durch das Feuer vernichtet. Mitsammt dem,

„was sonst das Feuer an Menschen, Vieh, Geld, Gold, Silber, Kramwaaren, Victualien, Kleidung, Schmuck, Zinnern, Ehren-, Bett- und Leinwerk, auch andern beweglichen und unbeweglichen Gütern erhaschet, ganz geschwinde in wenigen Stunden in einen Haufen geworfen, zermalmt und verzehret,“ — seien „bei fünf Tonnen Goldes Werth ganz erbärmlich in Staub und Asche gelegt.“

So lautet es in einem Bericht des Raths an den Schöppenstuhl zu Brandenburg.

Vom Markte südlich bis zur Neustadt blieben die Häuser unverbrannt, ebenso die Predigerhäuser, die neue, erst 1609 erbaute Schule, sowie einige kleine Fischerhäuser im Hühnerdorf.

„Da sahe und hörte man nichts, denn Schreien, Heulen, Winseln und Wehklagen; ihrer viele redeten gar kleinmüthig und verzagt. Die armen Leute lagen mit ihren kleinen Kindern auf den Aekern und Aengern vor der Stadt, und hatte der größte Hauf weder zu heißen noch zu brechen, weil alles im Feuer untkommen war“ . . .

So Andreas Ritner, der von 1637 als Stadtschreiber und Rathsherr und später als Bürgermeister in Tangermünde wohnte, in seinem 1657 in Druck gegebenen Altmärkischen Geschichtsbuche. — Als der Winter herbeikam, mußten die meisten Leute in den Kellern wohnen. Im folgenden Jahre wurde die Stadt allmählich wieder aufgebaut. „Etliche tausend Eichbäume“ wurden dazu aus dem Stadtbusch verabfolgt. Bald aber gerieth man wieder in Furcht,

„indem diese Mordbrenner aufs Neue Brandzeichen legten, ja gar durch ihre Bundesgenossen in der Stadt, — welche Bürger waren und sich als Auskundschafter solcher Buben vom Rath hatten bestellen lassen, dieselben aber heimlich verwarnten, inzwischen viele Unkosten erforderten, — abermals bei der Büttelei Feuer einlegten, also daß etliche Häuser davon in Rauch aufgingen. Dannenhero man alle Nacht in Gefahr stehen und durch fleißiges Wachen und andere Anstalt sich vorsehen mußte, bis der liebe Gott die bösen Buben an Tag gegeben, wie in allen Predigten auch umliegenden Orten drum war gebetet worden.“ . . .

Der liebe Gott also ließ die Grete Minden und zwei ihrer Helfershelfer entdecken. Dieselben wurden verurtheilt und hingerichtet. Später wurden noch mehrere Helfershelfer erwischt; etliche aber entkamen.

„Hierdurch ist die große Fehde gestillet worden und hat man nach und nach die Kirche und Glocken nebst anderem Kirchenornat, dann auch das Rathhaus und den Thurm, und einer und der ander, wiewohl etwas langsamer, sein eigen Haus und Wohnung, so gut er gekonnt, wieder angerichtet, und jährlich auf die Zeit, da das Feuer angegangen, als am Sonnabend nach Mariae Geburt zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags alle Glocken in den Pfarrkirchen zu läuten und des folgenden Sonntags eine Gedächtnißpredigt zu halten angeordnet.“

Durch das Glockengeläute und die Brandpredigt werden nun seit zweihundert und einigen sechszig Jahren alljährlich die Bewohner von Tangermünde an die verruchte Grete Minden erinnert. Über ihre Persönlichkeit und die Ursachen ihres Verbrechens war bis 1843 nur das Wenige bekannt, was in den alten Chroniken von Kaspar Helmreich und Andreas Ritner darüber zu lesen ist. Letzterer bringt nicht viel Anderes als der Erstere, der Alles miterlebte und sich in seinen versificirten Annales Tangermundenses über die Vorgeschichte des Brandes ziemlich breit ausläßt. Wir erfahren daraus folgendes:

Peter von Minden, der Sohn des alten Heinrich von Minden, erschlug im Streit den Krieger zu Bolstorf. Er verließ deshalb Haus und Hof und ging außer Landes unter die Soldaten. In der Fremde nahm er ein „ausländisch Weib,“ zeugte mit ihr eine Tochter und starb fern von der Heimath. Bald nach seinem Tode kam die Frau mit dem Kinde im Korb und forderte für letzteres das Erbtheil aus dem Nachlasse des inzwischen verstorbenen alten Heinrich von Minden. Dem widersprach aber ihres Mannes Bruder, ebenfalls Heinrich mit Vornamen, indem er ihr bestritt, daß sie seines Bruders ehelich Gemahl sei und ihr den Trauschein abverlangte. Sie stellte Klage beim Rath an. Dieser brachte einen Vergleich zu Stande, von dem später behauptet wurde, Heinrich von Minden habe ihn nicht gehalten. Kaspar Helmreich drückt sich darüber mit Vorsicht aus:

Endlich von einem ehrbaren Rath  
Die Sach also verglichen ward:  
Daß Heinrich Minden vorgemeldet,  
Sollt aus der Erbschaft zahlen Geld.  
Ob er's aber hat deponirt  
Oder davon sei recht quittirt:  
Solches stell ich an seinen Ort,

Und mache davon nicht viel Wort  
 Wer dabei und drüber gewesen,  
 Mag Red und Antwort allstets geben.  
 Ein Jeder spreche nur das Recht  
 Wider den Herren und den Knecht,  
 Und achte nicht, obschon seh' saur  
 Der Edelmann, Bürger und Baur:  
 Die Sach durch Gunst noch Geld nicht beug  
 Der Witwen und der armen Leut,  
 Sondern sei Richter, wie es Gott  
 In seinem Wort verordnet hat!

Nach Helmreich's Bericht hat nun Grete Minden später vorgegeben, ihr sei Unrecht geschehen, sie müsse aus ihres inzwischen verstorbenen Vatersbruders Gut noch viel Geld bekommen, und weil der Rath ihr nicht Recht sprechen wolle, müsse sie sich durch Brandstiftung rächen. Sie hat fünf oder sechs Gesellen in Brandenburg beim Bier zusammengebracht, die sich mit ihr verschworen haben, Tangermünde mit der Lunte anzustecken. Das haben sie am 13. September 1617 vollbracht. . . .

Helmreich schildert sodann in holprigen Versen den großen Schaden, den das Feuer an Kirche, Rathhaus, Wohnhäusern und Scheuren angerichtet hat und erwähnt auch, daß sein eigenes Haus am Markt mit abgebrannt sei. Auf das Strafverfahren gegen Grete Minden geht er nicht ein; nur macht er ihr in einer Anmerkung Vorhaltungen, daß sie nicht den Weg Rechtens an den Hauptmann der Utmarch oder an die Rätthe der Kurfürstlichen Kammer zu Cöln eingeschlagen, sondern die schöne Gestalt der reichen Stadt, welche sie gespeiset und gekleidet, verdorben und zum Steinhaufen gemacht, so viele unschuldige Leute betrübet, sich selbst Herzensangst und Leibeschmerzen bei der ausgestandenen Strafe erwecket und die Freunde ihres Mannes „wegen der immerfort und fest währenden Nachrede mit Schande und Unehre erschrecket“ habe. Helmreich war sowohl beim Erbschafts-Prozeß, als bei den späteren Strafprozessen als rechtsgelehrtes Mitglied des Tangermünder Rathes betheiliget. Schon 1609 war er mit Peter Uffeburg und Jacob Brunne Bürgermeister, während Heinrich von Minden der Jüngere zu den Rathsherrn gehörte; er blieb bis 1659 unausgesetzt im Rath. Das vierte Buch der Annalen, in welchem er jene Mittheilungen



bringt, ist 1651 im Druck erschienen, und wohl erst nach der Veröffentlichung der drei ersten Bücher, somit nach 1636, also mindestens 19 Jahre nach dem Brande, geschrieben worden. Helmreich war ein grundgelehrter Jurist; er soll das erste Buch der Institutionen des Kaisers Justinian in lateinische Verse gebracht und das ganze Corpus juris auswendig gewußt haben. Wenn dieser Mann deutlich zu verstehen giebt, daß auch nach seiner Ansicht Grete Minden von ihres Vaters Bruder, dem Rathsherrn Heinrich von Minden, um ihr Erbtheil gebracht sei, so wird man die Richtigkeit dieser Thatsache kaum bezweifeln können.

Grete Minden, die um ihr Erbtheil betrogene Patriziertochter, die aus Rache ihre Heimathstadt Tangermünde anzündet, ist vor wenigen Jahren die Heldin einer herrlichen Dichtung geworden. Theodor Fontane läßt in seiner Novelle das arme, von grausamen Verwandten fast todtgeheßte junge Weib in wilder Verzweiflung die Stadt anzünden und selbst in der Feuersgluth untergehn.

Schon vor vierzig Jahren hat man in Tangermünde die Untersuchungs-Akten wider Grete Minden wieder aufgefunden, ein dickes Buch mit zusammengehefteten Protokollen, Urtheilen und Urteilen und mit blutrothem Deckel. Man übergab diese Akten dem letzten Chronisten von Tangermünde, dem Pastor emeritus A. W. Pohlmann. Derselbe hat darnach ein Büchlein von zwei Bogen geschrieben und es betitelt:

Margaretha Minde oder die Feuersbrunst zu Tangermünde am 13. September 1617. Ein Denkmal menschlicher Verworfenheit. Aus Originalakten gezogen und der werthen Bürgerschaft zu Tangermünde gewidmet vom Verfasser und Verleger. (Tangermünde 1843. Verlag der Georg Doeger'schen Buchhandlung.)

In der Vorrede versichert Pohlmann, aus den Akten Alles mitgetheilt zu haben, „was wesentlich zur Sache gehört und den Stempel der Glaubwürdigkeit enthält.“ Zugleich empfiehlt er die Schrift — doch wohl den Geistlichen? — als Vorbereitung zur sogenannten Brandpredigt. Seine Mittheilungen aus den Akten sind dürftig. Er nimmt ohne alle Kritik dasjenige als wahr und erwiesen an, was die Angeklagten auf der Folter gestanden haben. Grete Minden, das „verwilderte Frauenzimmer“, die würdige Tochter „nichtwürdiger Eltern“ ist ihm „ein Auswurf des

Menschengeschlechtes.“ Ihre Gräueltthaten würden, so lange Tangermünde steht, ein ewiges Denkmal bleiben, wie tief Menschen sinken können. —

Ich kann nicht behaupten, daß ich mit besonderer Neugier das alte, mir durch die Güte des Tangermünder Magistrats zugänglich gewordene Aktenstück mit dem blutrothen Deckel in die Hand nahm, um den zum Theil schwer lesbaren Inhalt der vergilbten Blätter durchzusehen. Was konnte darin anders zu finden sein, als eine wüste Verbrechergeschichte aus einer der traurigsten Zeiten deutschen Elends? In einer linden stillen Sommernacht durchflog ich die leider unvollständigen, willkürlich zusammengehefteten Akten — zu Anfang mit müden schläfrigen Augen. Bald aber schwand die Müdigkeit, mit gespannter Aufmerksamkeit las ich weiter und weiter, bis der Morgen graute. Von Stunde zu Stunde trat mir lebendiger das Bild der vielen, an dem blutigen Drama in der unglücklichen Trümmerstadt theilhaftigen Personen vor die Augen. Immer klarer und deutlicher erkannte ich, daß an Grete Minden ein grausiger Justizmord verübt worden ist. Ihre Schuld an der Brandstiftung war durch nichts erwiesen, — im Gegentheil war es ihr gelungen, durch unanfechtbare Zeugen den Beweis zu führen, daß sie Wochen lang vor und nach dem Brande, viele Meilen von Tangermünde entfernt, krank gelegen hatte. Heute würde in keinem Lande Europas ein Staatsanwalt zu finden sein, der einem solchen Alibi gegenüber eine Anklage zu erheben wagen möchte. . . . Bei den ersten Strahlen der Morgensonne warf ich das rothe Buch mit dem traurigen schaurigen Inhalt bei Seite, ganz erschrocken über meine Entdeckung. . . . Nein, nein! alter Kaspar Helmreich, „immerfort und festwährend“, wie Du ankündigtest, soll denn doch „die Nachrede in Schande und Unehren“ der armen, durch den Unverstand und Uberglauben gelehrter Juristen grausam hingemordeten Grete Minden nicht bleiben. . . . Zur Ehrenrettung des unglücklichen Weibes sei hier ihre Lebens- und Leidensgeschichte streng aktenmäßig erzählt.

Margarete von Minden — Grete Minden — stammte aus Märkischem Patriziergeschlecht. Hans von Minden, der Tangervogt, der Markgräfliche Oberaufseher (Oberförster) über die Tanger, einen großen vom Dorfe Angern bis zur Gardeleger Heide, 2 $\frac{1}{2}$  Meilen Weges sich erstreckenden Forst, bewohnte 1568 eines der Freihäuser vor dem Schlosse Tangermünde. Vermuthlich war

der ältere Heinrich von Minden sein Sohn. Von dessen beiden Söhnen Peter, dem Vater der Grete, und Heinrich, der sich in den Besitz des Nachlasses seines Vaters gesetzt hatte, ist oben schon die Rede gewesen. Der jüngere Heinrich von Minden gehörte von 1609 (aus früherer Zeit fehlen die Nachrichten) bis zu seinem 1616 erfolgten Tode zum Rath der Stadt Tangermünde.

Von Gretens Jugend wissen wir nicht viel. Sie muß auch die Mutter früh verloren haben. Nach deren Tode diente sie eine Zeit lang in Tangermünde. Vielleicht lernte sie hier ihren späteren Mann kennen. Sie klagte einmal, er habe ihr vorgeredet, viel Geld zu besitzen, darum wäre sie mit ihm „davongegangen.“ In Stendal war es, wo sie im Sommer 1616 Antonius Meilahn — Tonnies Meilahn heirathete. Die Trauung verrichtete Diaconus Schaller von St. Nikolaus, vom Dom, der spätere Generalsuperintendent, im Hause von Joachim Einow und dessen Hausfrau Ilse Dilitzgen, — bei deren Schwager Hans Jürgen Gericke, welcher Fähndrich in Schweden gewesen war, Tonnies „für Junge,“ als Soldatenjunge gedient hatte. Die Hochzeit war klein, man brauchte zum Hochzeitschmaus blos eine Viertel Tonne Bier. Sie wurde bei Lorenz Kuhz gefeiert, bei dem die jungen Eheleute eine Zeit lang wohnten. Tonnies, wahrscheinlich von Gardelegen gebürtig, war ein junger schlanker Kerl, nur klein von Statur, mit langen blonden Haaren. Grete war arg verliebt in ihn. Auf Anrathen der Frau Kuhz hatte sie ihm eine Todtennadel durch die Kleider gestochen, dadurch — behauptete Jene — werde sie bewirken, daß er sie wieder liebe und heirathe. Späterhin entschuldigte sie sich, sie habe an die Kunst nicht geglaubt und es nur aus Scherz gethan. Ihren Trauschein führte Grete stets bei sich. Sie wollte ihn, um ihn ja nicht zu verlieren, in ihr Brusttuch nähen, damit es ihr nicht wie ihrer Mutter ergehe, sie vielmehr den Schein vorlegen könne, falls ihr etwa in künftiger Zeit einer vorwerfen wolle, sie wäre ihrem Manne nicht zur Ehe gegeben.

Tonnies, der früher auch mal bei Jürgen von Jhenplitz als Kutscher gedient hatte, war für ein armes Mädchen keine ganz schlechte Partie, da er sich damals als selbstständiger Berufssoldat aufstun wollte. In jenen Tagen galt der Soldat etwas. Denn überall wurde zum Kriege gerüstet, auch in



Brandenburgischen Landen war dieserhalb durch Kurfürstliches Edikt vom 30. April 1616 allen Unterthanen verboten, in fremde Dienste zu gehen. Ein tapferer Soldat aber zog noch immer nach Landsknecht Art mit Weib und Kind in den Krieg:

Der in den Krieg will ziehen,  
 Der soll gerüstet sein;  
 Was soll er mit ihm führen?  
 Ein schönes Fräulein,  
 Ein langen Spieß, ein kurzen Degen. . . .

Tonnies Meilahn trug wie ein echter Landsknecht einen gelben Koller und ein gefranztes Wamms — aber richtige Soldaten waren nicht auf seiner Hochzeit, die wollten „ihn nicht gern bei sich haben, weil sie ihn nicht für einen redlichen Soldaten geachtet.“ Und mit Recht. Einen Dienst suchte er nicht. Zunächst lebte er mit seiner Grete vergnüglich im Wirthshause bei Kuhz in Stendal. „Allda hatte sie“ — klagte Grete später — „alle ihre stattlichen Korallen und was sie sonst, namentlich an Betten gehabt, verkaufen müssen.“ Auch nach Tangermünde kamen die jungen Eheleute und wohnten dort einige Zeit bei Jahn's. Der blondlockige Tonnies stolzirte in buntem Wamms und bunten Hosen mit einem Degen an der Seite und einem Feuerrohr über die Schulter durch die Straßen. Vergeblich versuchte hier Grete noch einmal etwas von ihrem Erbtheil zu erhalten. Nun kam die Noth. Tonnies ging auf „die Gart.“ Er gesellte sich zu jenen Schaaren Gardibrüder, die als herrenlose Landsknechte „unterm Schein ehrlicher Kriegersleute“ umherliefen und bettelten. Gerade damals (6. Dezbr. 1616) erließ Kurfürst Johann Sigismund ein Edikt „wider den Muthwillen und die Gewalt derer Gardenden, auch wie es mit den vagirenden Soldaten zu halten, und daß Keinem auch nicht gutwillig gereicht werden solle.“ Er klagte darin, daß alle die vielen Edikte, Stazungen und Ordnungen wider das gardende herrenlose Gesindel nichts geholfen hätten. Noch niemals sei es so grob gemacht, wie jetzt. In Haufen von vierzig und mehr zögen sie oft umher, erbrächen dem armen Bauersmann seine Häuser mit Gewalt, schlugen ihm und den Seinigen Arme und Gliedmaßen entzwei, durchmausten die Häuser, nähmen was ihnen passe und schlugen das Übrige in Stücke. Manche behaupteten, Befehl vom Kurfürsten erhalten zu haben, auf ferneren Bescheid

zu warten. Aber dergleichen Edikte seien nicht mehr in Gültigkeit. Manchmal sei unter einem Haufen Placker und Bauernschinder kaum Einer, der einmal unter einem Fähnlein gestanden, — die andern seien Lumpelgesindel . . . .

Im nächsten Sommer (1617) hatte Grete nicht bloß für sich allein zu sorgen, — ein Knäblein war geboren. Zur Erntezeit kam dies Ehepaar und eine starke Magd, die das Kind in einem Sack trug, auf dem Durchmarsch von Gardelegen nach Salzwedel durch Apenburg. Bald darauf kehrten sie ohne die Magd dorthin zurück; Tonnies brachte zwei Gänse und einen Hammelbraten mit; Grete war krank und blieb mit dem Kinde viele Wochen da. Von schwerer Krankheit genesend, mußte sie anfänglich auf Krücken gehen. Ihr Mann hatte sich zuletzt gar nicht mehr blicken lassen. Als sie mit dem Knaben Apenburg verlassen hatte, zog sie lange Zeit allein umher. Sie war eine „Landfahrerin“ geworden, „Planetenlesen“ und „Handbeschauen“ war ihr Gewerbe, sie wahr sagte den Leuten und verkaufte ihnen Kräuter und Arzneien: Göldrian, Enzian, Gallian, Veilchenwurzel, Bibergeil, — Kinderpulver und andere Hausmittel. Auch hatte sie „etliche Padden (Frösche) abgezogen und ihnen von Kückelförnern Angesichter gemacht“ und bot sie den Bauern als Alräunichen oder Galgenmännlein feil, „daß sie sollten mit ihrem Vieh und Anderem groß Glück haben.“ Aus Noth — sagte sie später — habe sie es thun müssen, weil sie sich sonst nicht ernähren konnte und ihr Mann ihr nicht viel gab; den Leuten hätte es ja freigestanden, ihr die Alräunichen abzukaufen oder nicht: „wäre doch die Welt als eine Heumiete, der eine pflückt etwas davon, der andere auch.“

Jahr und Tag nach dem Brande war Grete nicht zu der in Trümmern liegenden Stadt gekommen. Traf sie in anderen Orten Tangermünder an, so erkundigte sie sich, wie weit der Wiederaufbau vorgerückt sei und was ihre Verwandten die Mindenschen machten, von denen sie noch Geld zu fordern habe, und Claus Richert, der ihr Betten und Hausgeräth vorenthalte. „Sie haben mir wehgethan, Gott vergebe es ihnen!“ sagte sie im Krüge zu Groß-Mangelsdorf. Mit ihrem Manne war sie wenig zusammen. Der war ein ganzer Lump geworden. Im Herbst 1618 zog er wie schon früher einige Wochen lang mit vier „Jungen“ umher, er „als Junker, der den Andern Fressen und Saufen schaffen mußte.“ Es waren keine tugendhaften

Knaben, die mit ihm zogen. Neben Paul und Hans Hornborg aus Magdeburg, lernt man zwei Schuhknechte kennen, Hans aus der Prignitz, der die Kunst sich festzumachen verstand und „Hartmacherbriefe“ schreiben konnte und den schwarzhaarigen Broß aus dem Voigtlande, der zum Hartmachen in einem aus rothem und weißem Tuche genähten Beutel etliche mit Zirkeln bemalte Dinger von Papier, etwa einen Thaler groß, bei sich führte, dann den Barbiergehilfen Jürgen von Alken, der auch ein gelbes Bärtlein, gelbe krause Haare und einen gelben Koller trug. Ferner Martin Emmert, der sich Merten von Burg oder Merten von Ziesar nannte, einen gelernten Müllerknecht, gar fertig im Schreiben; — im Krüge zu Mangelsdorf malte er ein mit einem Pfeil durchbohrtes Herz an die Wand, und schrieb darin die Worte:

Allen alten Soldaten Feind, und den jungen Mädchen Freund!

Endlich den Soldatenjungen Peter Fricke, bei Calbe a. M. gebürtig, einen Hirtensohn, mit ledernen Kleidern angethan, der für freie Kost und Zeche und einen Pfennig täglich Meilahn den Riffert nachtrug und den Sack zur Beute. Vor fremdem Eigenthum hatte diese Gesellschaft wenig Respekt. So nahmen sie bei Stendal „auf kaiserfreier Landstraße“ einem „Theerführer“ einen Tobel (Kober) vom Wagen, darin waren Lichte, die sie verkauften, um das Geld zu vertrinken. Auch andere Hausirer, die Kram-, Semmel- und Branntweinträger, wurden zuweilen angehalten und geplündert. Bei Jerichow begegneten sie einem blinden „Briefträger,“ — einem Landfahrer, der „gemalte Briefe“ mit Liedern feilbot, und zwei Weiber mit sich führte. Dem nahmen sie seine Briefe und sein Geld ab, und prügeln ihn fort, indem sie ein Weib, eine Sängerin, zurückbehielten, weil es „kein Brauch bei den Soldaten sei, zwei Weiber zu haben.“

Bei diesen Räubereien war Grete nicht zugegen. Dahingegen sah sie mit zu, als ihr Mann mit zweien seiner Gesellen bei Grueß im Jerichowschen, einen Küster, ebenfalls auf kaiserfreier Landstraße, ausplünderte, ihm die Kleider auszog und Geld und Lebensmittel, die er bei sich führte, fortnahm.

Nach Neujahr 1619 kam Grete wieder zu ihrem Manne und mit ihm nach Tangermünde. Dort war zum Wiederaufbau der Stadt allerlei Gesindel zusammengeströmt. Vergeblich hatte man sich bemüht, die Urheber



des großen Brandes zu ermitteln. Wiederholt wurden neue „Fehdebrieſe“ oder „Feindesbrieſe“, Brandbrieſe aufgefunden. Man nahm an, einer Verſchwörung von Mordbrennern gegenüberzuſtehen. Eine die Entdeckung der Frevler betreffende kurfürſtliche Bekanntmachung wurde überall öffentlich angeſchlagen. Von auswärts kamen mancherlei Anzeigen. In Salzwedel hatte einer erzählt, ein in Thorn ſtrangulirter Miſſethäter habe eingestanden, die Stadt Tangermünde „ſelbviert“ in Brand geſteckt zu haben. Auf dem Havelberger Stadtkeller hatte ein Mäuſefänger mit rothem Barett, der ſich David von Wittenberge nannte, bei hellem lichten Tage von der Schuld der Herren von Tangermünde geſprochen, wie ſie hausgehalten hätten mit Stoltenborger, den ſie von Stendal geſchloſſen nach Tangermünde gebracht und unſchuldig „mit 13 Zügen“ gefoltert, ebenſo mit dem gefangenen Erdmann Lempke u. dgl. Im Kruge zu Räbel bei Werben hatten Mäuſejäger, Gaukler und Spielleute ſich rothweſch unterhalten: wenn die Tangermündſchen auch zwei oder drei der Brandſtifter kriegten und umbrächten, ſo wären doch noch genug übrig; wenn man der armen Leute nicht gedächte, würde die Stadt ſchon wieder in Flammen geſtanden haben.

Der Verdacht wies endlich auf drei Perſonen hin, entweder daß dieſelben das Feuer ſelbſt angelegt, oder daß die Duldung ihrer Miſſethaten die Rache armer Leute herausfordere. Es waren dieſe der „alte Nagelſchmidt“, der ein anrühiges Wirthshaus vor dem Hühnerdorfer Thor an der Schloßfreiheit unterhielt, der Markmeiſter — das iſt der oberſte Polizeimann — und der ihm untergebene Stadtknecht Joachim Stolle. Auf dem Rathskeller zu Tangermünde hatte der „Freiſchlächter“ (Abdecker) Drohungen gegen den alten Nagelſchmidt ausgeſtoſſen, der aus der Stadt müſſe. Man fand Fehdezettel dahin lautend:

„Joachim Stolle, den Markmeiſter, den alten Nagelſchmied ſchafft ut der Stadt, or (oder) wi willen balle kommen! Cito, cito, cito, cito, cito.“

Der Rath meinte, den Schreiber dieſes Fehdezettels unter der eigenen Bürgerschaft ſuchen zu müſſen und durch Vergleichung der Handſchrift ermitteln zu können. Alle Tangermünder, die, wenn auch nur ihren Namen, ſchreiben konnten, müſten eine Probe liefern. Nicht weniger als 210 Schreibproben befanden ſich in den Akten. Endlich am 3. Januar 1619 fand man

im Schloßgraben einen langen Fehdebrief in Versen, worin die Bürger der Gemeinde, arme und reiche, aufgefordert wurden, endlich die drei aus der Stadt zu jagen. Der Brief trug eine Adresse:

Dese Bref tokome den Börgern von Tangermünde,  
De jagen de Schelm ut de Stadt un beholden ere Fründe. . . .

Nach der Handschrift zu urtheilen, hat ihn ein Gelehrter geschrieben. Die Befehder selbst geben sich darin seltsame Namen:

Hans von der Priegnitz bin ich genannt;  
Alle Bubenstreich sind mir wohl bekannt, —  
Matz von Leipzig ist mein Namen  
Ik kann auch mitkommen; —  
Christoffel von Rüdewitz,  
Ik lope in dem Lande mit der Plitz; —  
Hans von Amsterdam aus der See,  
Ik thu auch manichem weh,  
Die andern will ich sparen . . . .  
Da to Stendal oder Garleben in der Helle (Strassennamen)  
Dar finden sich noch gute Gesellen  
Oder to Leipzig uf der Misse,  
Da findet man sie gewisse  
Cito, cito, cito, cito. . . .

Nach Neujahr 1619, also genau um dieselbe Zeit, wo die Bürgerschaft über die neuen Fehdebriefe in Aufregung gerathen war, traf Grete in Tangermünde mit ihrem Manne zusammen. Sie hatte es noch immer nicht aufgegeben, von ihrem Vermögen etwas zu erlangen. Auf ihr Andrängen scheint sie diesmal, gleichsam wie ein Almosen, fünf Thaler erhalten zu haben. Am 16. Januar ging sie zum Bürgermeister Kaspar Helmreich und erhielt von ihm die Vertröstung, er wolle ihrem Manne die Stelle eines Stadtknechts verschaffen. Sie nahm dies Versprechen dankbar an und theilte es freudig ihrem Manne mit. Warum sollte der Rath nicht einem Soldaten, der die Enkelin eines angesehenen Rathsherrn geheirathet hatte, die Stelle eines städtischen Polizeibeamten gewähren? Connies Meilahn bekam die Stelle nicht — statt dessen wurde er an demselben Tage verhaftet. Die Ursache der Verhaftung ist aus den Akten nicht zu ersehen. Von einem Verdacht der Brandstiftung war keinesfalls die Rede. Auch sonst lagen keine erhebliche Thatfachen gegen ihn vor, als daß er angeblich vor ein

paar Jahren mitsammt seiner Frau außer Landes verwiesen sein sollte. Der Rath von Tangermünde beantragte beim Schöppenstuhl zu Brandenburg gegen Tonnies Meilahn „die scharfe Frage“ — die Tortur.

Schon am 20. Januar sprachen die Schöppen beider Städte Brandenburg vor Recht:

„wofern sich ermeldeter Gefangener nicht anderer und besserer Gestalt in Güte erklären wollte, aus was Ursachen er nach geschehener Landesverweisung sich bei Euch wieder finden lassen? was er hin und wieder böses verübet? wo er die Sachen, so er verkauft, genommen? was vor Gesellschaft er gehabt? wie dieselben mit Namen heißen? wo sie sich aufhalten? was er mit ihnen begünstiget? wann? wo? mit was Gelegenheit und Umständen? und dergleichen:

„so mag er zur Ergründung der Wahrheit der scharfen Frage, doch verantwortlicherweise unterworfen und deshalb wie auch seines ganzen Lebens, Handels und Wandels halben fleißig befraget, und die sonst mögliche Erkundigung angestellt werden, was er alsdann gestehen und sich befinden wird, darauf ergeheth hiernach ferner was Recht ist. Von Rechts wegen.“

Mit dieser gewichtigen Urkunde beginnt das rothe Buch.

In jener grauenvollen Zeit der Herenprozesse war die Tortur das wichtigste, ja fast das ausschließliche Beweismittel für alle schweren Verbrechen. Eine jede Beschuldigung war beinahe sicher tödtlich, sobald sie an einen Richter gelangte, der auf sie die Anwendung der „scharfen Frage“ zuließ. Nur Wenige überstanden die Tortur, ohne alles dasjenige zuzugestehen, was der Untersuchungsrichter von ihnen herausbringen wollte. Tonnies Meilahn war kein Held. Am 21. Januar auf die Leiter gelegt, gestand er zunächst Diebstähle und Straßenräubereien ein. Man begann ihn über den großen Tangermünder Brand und die Fehdebriefe zu befragen. Bald hatte er genug gestanden, um sich selbst, seine Frau und alle Genossen, deren man habhaft werden konnte, in den Tod zu liefern. Mit ganz besonderem Eifer warf er die Hauptschuld auf seine unglückliche Frau. Sie habe ihn nur geheirathet, damit er sie an den Tangermünder Rath, der ihr nicht zu ihrem Vermögen verholfen habe, rächen und die Rathsherren meuchelmorden („auf die Plunnen schießen“) oder die Stadt niederbrennen solle. Die Entstehung und die Thaten des großen Mordbrennerbundes schilderte er ganz anschaulich: In einem Keller zu Brandenburg ist beim Trunk die Verschwörung gestiftet. Dort erzählt Martin Emmert, daß er in des



Nagelschmidts Hause zu Tangermünde sich mit dem alten Nagelschmidt geschlagen, der Nagelschmidt hätte die Stadtdiener, den Marktmeister und Joachim Stolle rufen lassen und diese hätten ihn weidlich mißhandelt und mehrmals unter die Bank gestoßen. Dann klagt Grete Minden über die Mindenschen, die ihr ihr Vermögen, eine ganze Hufe Land vor der Stadt und einen beschlossenen Garten, und über Claus Richert, der ihr Betten und Hausgeräth vorenthalte. Bald ist man einig. Grete und fünf Kerle — Tonnies, Merten, Jürgen, Paul Hornborg und Hans Hornborg — trinken Brüderschaft und verschwören sich, die Stadt Tangermünde zu befehlen und anzustecken. Grete gießt Bier auf den Tisch, Merten sagt einen Eid vor. Jeder stippt mit den Fingern in das Bier und spricht mit aufgehobenen Fingern den Eid nach. Der Eid geht dahin, daß sie bei einander stehn und halten wollen, so fest als Gottes Wort hält und wollen Leib und Gut dransetzen, die Stadt anzustecken. Nun gilt es zunächst „Feindesbriefe“ zu dichten und zu schreiben. Hans Hänekenmacher thut es und sein Bruder Michael hilft sie verbreiten. Martin Emmert kauft Pulver ein, fertigt aus Schwefel, Fett und Pulver lange Lunten, die viele Stunden brennen. Mit diesen wird nach Gretens Unterweisung die Stadt an mehreren Stellen zugleich angesteckt — beim alten Nagelschmidt, bei dem Kantor, der eine Schwester der Mindenschen zur Frau hat, bei den Mindenschen u. s. w. Dann zieht die Bande aus der Stadt. Draußen von Kalbau sehn sie das Feuer aufgehn. Am folgenden Tage legen Merten und Hans Hornborg drei Pfund Pulver in einen hohlen Eichbaum des Stadtbuschs, um diesen zu verbrennen, damit kein Bürger daraus Bauholz zum Wiederaufbau erhalten könne. Hierauf wandern sie alle über Stendal nach Gardelegen zu und verabreden vor der Trennung, wenn jene drei Leute nicht aus der Stadt gejagt würden, künftigen Lichtmesses Stadt und Stadtbusch noch einmal anzuzünden, auch die Neustadt zu verbrennen und von der Altstadt nicht bloß die stehn gebliebenen, sondern auch die neu aufgebauten Häuser.

Dieses Gesändniß gab nun den Rahmen ab für die umfassende Thätigkeit, die der Rath von Tangermünde bei Fortführung der Untersuchung entwickelte. Zunächst suchte er schleunig der Genossen Meilahns habhaft zu werden. Schon am folgenden Tage reisten Bürgermeister Kaspar Helmreich

und Rathsherr Gert Köhns nach Brandenburg, wo Hans Hänekenmacher verhaftet war. Dieser, eigentlich Hans Meyer mit Namen, läugnete der Verfasser von Fehdebriefen zu sein und wußte glaubhaft nachzuweisen, daß er sein Lebtag weder lesen noch schreiben gelernt habe. Tonnies' Geständniß enthielt hier also eine falsche Beschuldigung. Tonnies, zur Rede gestellt, erklärte, er habe die Hänekenmacher *ex errore* — irrthümlich genannt: Merten Emmert habe die Fehdebrieve gedichtet und geschrieben, darauf wolle er leben und sterben.

Merten Emmert ward schon am 27. Januar in seiner Vaterstadt Burg verhaftet. Derselbe, ein gelernter Müller, Sohn des verstorbenen Tagelöhners, Klicfers, Holzhauers und „Kuhlengräbers“ gleichen Namens, gestand ein, vor Weihnachten einige Wochen mit Tonnies umhergezogen zu sein. Durch einen Brettschneider wollte er erfahren haben, Tonnies sei verhaftet, weil er „Einen ausgezogen.“ Die Frau desselben kenne er nicht von Person; sie sei eine Planetenleserin, Anna Wiesel mit Namen, und ihrem Manne entlaufen, da der gedroht, ihr einen Arm abzulösen. Merten erbot sich aus freien Stücken, mit nach Tangermünde zu gehn, sich dort zu verantworten und „Unschuldige zu retten.“ — In Tangermünde wurden Tonnies und Merten konfrontirt. Sie machten sich wechselseitig schwere Vorwürfe wegen ihrer vorjährigen Gardensfahrten. Auf das Entschiedenste bestritt Merten jede Theilnahme an der Brandstiftung, er sei erst sechs Wochen vor Weihnachten mit Tonnies bekannt geworden. In des Nagelschmidts Hause war er schon, aber es sei ihm dort nichts Böses widerfahren.

Inzwischen ward auch Grete verhaftet. Mit Entrüstung äußerte sie sich gegen ihres Mannes Unschuldigungen: er sei ein loser Schelm, der ihr solches überjage und überlöge. Uebrigens habe sie zu der Zeit des Tangermünder Brandes in Upenburg beim Kuhhirten krank gelegen. Tonnies verblieb unter feierlichen Versicherungen bei seinen Beschuldigungen. Höhnisch rief er aus: „Sie wird schon bekennen, wenn sie auf die Leiter gebracht wird!“

Der Tangermünder Rath beantragte jetzt auf Grund der Urgicht Meilahn's und der Erklärungen Merten's und Greten's beim Schöppenstuhl zu Brandenburg, derselbe möge ihn durch Rechtspruch verständigern, ob er

„nicht befugt sei, zur Ergründigung der Wahrheit beide Personen mit der scharfen Frage zu belegen.“ Diesmal indessen verfahren die Schöppen sehr behutsam. Sie erklärten in ihrem Urtheil vom 1. Febr. 1619, daß aus den übersandten Schriftstücken „noch zur Zeit so viel nicht erscheinet, daß Grete Minden und Martin Emmert ohne vorhergehende fleißige und vorsichtige Erkundigung der peinlichen scharfen Frage zu unterwerfen.“ Sie verlangten zuvörderst über eine Menge Punkte Aufklärung durch sorgfältige Vernehmung Meilahn's, dann sollten dessen Bezichtigungen artikelweise den beiden Gefangenen vorgehalten werden. Ferner seien über die Mißhandlung Merten's im Hause des Nagelschmidts die Beweise zu erheben, auch die Mindensche und Claus Richert, wie es mit dem Gelde, Betten und anderem Zeuge, so sie der Grete Minden vorenthalten haben sollten, bewandt, eidlich abzufragen. Endlich sollten die Gefangenen mit den Zeugen und unter sich konfrontirt, und schließlich die gesammten Akten eingeseudet werden.

Darnach war der Rath von Tangermünde zu einer weitläufigen Beweis-erhebung genöthigt. Wie sein späterer, in den Tangermünder Akten im Entwurf, in den Brandenburger Schöppenstuhlsakten in Reinschrift vorhandener Bericht ergiebt, sind wichtige Theile des Beweisresoluts nicht ausgeführt. Was nun die Ergebnisse der Beweisaufnahme anlangt, so wurde nicht erwiesen, daß Merten Emmert, der im Sommer 1618 in Tangermünde „geklickt“ (Lehmwände gemacht) und erst im Herbst Meilahn kennen gelernt haben wollte, dessen Bekanntschaft schon früher gemacht habe. Weder die Kantorschen, bei der er kurz vor dem Brande eine Kanne Bier getrunken haben sollte, noch sonst Jemand wußte anzugeben, daß Merten jemals vor dem Brande in der Stadt gewesen sei. Der alte Nagelschmidt, Stolle und Heinrich Kater — jedenfalls ist dies der Name des Marktmeisters — „berichteten, daß sie Keinen geschlagen.“ Merten selbst behauptete ein Alibi: zur Zeit des Brandes sei er zu Gröningen beim Müllermeister Flach in Arbeit gewesen, und von da erst später nach Burg zurückgekehrt. Keinesfalls sprach, abgesehen von Connies' Argücht, irgend ein noch so entferntes Anzeichen für seine Betheiligung an der Brandstiftung. Denn daß er zur Frau Seger zu Tangermünde bald nach Neujahr 1619 auf deren Bemerkung: „Ich wollte, daß der Schelm verdrögete, der uns den Schaden gethan!“ nichts



weiter erwiederte, als: „Ach liebe junge Frau, meint Ihr, daß ihm das bevorsteht, was Ihr ihm wünschet?“ kann ihn doch ebensowenig verdächtigen, als die Beobachtungen des Bürgers Hans Bohm. Bei dem war Merten zwischen Neujahr und Dreikönige 1619, etwa drei Tage bevor der letzte Fehdebrief gefunden wurde, in Herberge; er hat sich dort „gar zaghaftig erzeiget und die Augen vor sich niedergeschlagen und wenig gegessen“ und als Bohm mit ihm von der Befehdung zu reden anfing und wünschte: wenn man doch die Befehder ertappen könnte, damit ihnen vermöge des angeschlagenen Churfürstlichen Edikts der schmähschste Tod, den man erdenken könnte, zu Theil würde! — da hat Merten gar nichts geantwortet, sondern sich gekreuzigt und gesegnet und nur Hui! gerufen und ist am folgenden Morgen ganz früh ohne Abschied zu nehmen davongegangen.

Im Uebrigen erscheint Merten nach den Zeugenaussagen, als ein frecher übermüthiger Geselle, der „sehr schandiren und schandbare Reden führen konnte.“ Einen „Schalk von Jugend auf“ nannte ihn seiner Mutter Bruder, der Bürger und Korbmacher Ebel Havelberg von Burg. Dem Stefan Möller, einem gewesenen Müllerknecht, dann des Raths zu Burg „geschworenem Sackträger“ erzählte er: Um stets Mahlgäste in der Mühle zu bekommen, müsse man sich drei Tröpflein von Wachslichtern und ein wenig Tuch vom Altar aus der Kirche verschaffen und es zusammen in der Mühle verstecken. Ein Mittel, sich hart zu machen, gab er dahin an: Wenn man zum Tisch des Herrn ginge und die Oblate hinter dem Altare aus dem Mund nehme und ließe sich die in die Haut heilen, wäre man für Schüsse, für Eisen und für Stahl frei. Er konnte auch Schlangen greifen und ihnen das Fett nehmen, welches für Wunden, namentlich aber für den Schlangensstich dienlich sei. Hans Hartmann's ehelicher Hausfrau Agnes zu Tangermünde erwiederte er auf ihre Frage, ob er sich nicht vermietthen wolle, um Neujahr 1619: „Ich laufe herum und placke die Bauern etwas, ich habe mein Lebtag nicht gedient.“

Grete Minden hatte ihre Angaben über das Alibi vervollständigt: sie sei vier Wochen vor Michaelis 1617 zu Apenburg erkrankt und habe bis Martini bei dem Kuhhirten, einem mittelgroßen Manne mit breitem Bart, in Apenburg hart am Thore wohnhaft, krank gelegen; fast zehn Wochen

lang habe sie auf Krücken gehen müssen; erst auf der Hochzeit des Priesters habe sie durch den Küster erfahren, daß Tangermünde niedergebrannt sei. Jetzt sandte der Rath „Mittelspersonen“ (die Namen sind nicht genannt) nach Apenburg. Diese fragten den Kuhhirten nach der Landfahrerin — er wollte „von diesen Händeln“ nichts wissen, was den Fragenden höchst verdächtig vorkam. Des Kuhhirten Frau bestätigte Gretens Angaben. Ebenso der Küster, von dem sie auf des Pfarrherrn Hochzeit, vierzehn Tage vor Michaelis, zuerst etwas über den Brand erfuhr. Der Apenburger Rath vernahm hierauf den Kuhhirten Simon Schulze und dessen Frau Anna Singke ausführlich. Deren Aussagen geben ein so lebendiges Bild der Lebensweise der Eheleute Meilahn, daß sich eine vollständigere Wiedergabe des Protokolls rechtfertigt. Nach demselben sagten die beiden Zeugen:

„Daß ein Weib, die sich Grete von Tangermünde genannt, mit einem Soldaten, den sie Tonnies geheißt und einer großen starken Magd, welche ein Kind in einem Sacke getragen, in der Ernte des verlittenen 1617ten Jahres zu Apenburg vor die Hirtenkathe gekommen und um Herberge angehalten. Der Kuhhirte aber hätte so wenig als sein Weib das Volk gekannt, ihnen derwegen die Herberge abgeschlagen und vorgewandt, daß sie kein Stroh hätten und sie also nach dem Kruge gewiesen. Sie hätten sich aber gar nicht wollen abweisen lassen, sondern geantwortet: im Kruge kostete es viel Geld und das hätten sie nicht. Darum ferners gebeten, daß ihnen das Lager über Nacht vergönnet werden mögen, welches geschehen, und hätte das Volk also damals miteinander auf der Delen (Diele) auf wenigem Stroh benachtet, des Morgens aber wären sie gar früh wieder hinweggegangen. Hernacher wäre das Weib mit demselben Soldaten und dem Kinde allein wiederkommen, den Freitag nach Laurentii, ist gewesen der 15. August 1617ten Jahres und hätten berichtet, daß sie von Gardelegen herkämen und nach Salzwedel wollten, und wiederum um das Nachtlager angehalten, welches sie ihnen damals vergönnet. Des folgenden Morgens aber hätte sie geklagt, daß sie krank wäre und nicht wohl fortkommen könnte und darum ferners um die Herberge gebeten: wie denn auch ihr Mann, der Soldat, die Bauermeister darum begrüßet, daß seinem Weibe, die krank wäre, das Lager in der Hirtenkathe, bis es besser mit ihr würde, möchte vergönnet werden. Darauf man ihre Gelegenheit angesehen und sie behalten hätte. Der Soldat aber wäre wohl an die 14 Tage ab- und zugegangen, hätte ihr eins und anderes von Salzwedel und anderswo geholt, zugereicht und eingeben wollen. Als sie es aber nicht ein- oder zu sich nehmen wollen, wäre er darüber scheltig worden, und als er das Kind darüber geschlagen und sie sich deshalb gezanket, habe er sich aufgenommen und davon gemacht, wäre auch in die vier Wochen ausgeblieben. Darnach, als er wiederkommen, hätte er zu ihr gesagt: „Sitzest du noch allhie so?

willst du nicht bald wieder mit fort?“ — Sie aber hätte geantwortet: „Ihr lasset mich lange genug allhie sitzen.“ Mehr Wort wären aber damals nicht gefallen. — Des andern Tags wäre der Kerl wieder davongegangen, sie aber wäre noch hernach eine Zeit lang geblieben und um Galli aus (16. October) hätte sie sich mit dem Kinde hernachgemacht, mit Vorwendung, daß sie ihm nach Kakerbeck folgen wollte. Das Weib aber wäre vom obigen Tage ihrer Ankunst an die neun Wochen und drei Tage stets allhie gewesen und hätte ihr Brot gebeten, — aber des Brandes zu Tangermünde niemals gedacht. In des Priesters Hochzeit hätte sie gehört, daß Tangermünde abgebrannt, und als sie des Abends heimkommen, gesagt: „Herr Gott, nun wird meines Vaters Haus mit abgebrannt sein, und ich gedachte noch viel Geld daraus zu bekommen; ja welch' ein Haufen armer Leute werden da geworden sein!“ — und hätte sich fast traurig darüber erzeiget. — Bei ihrer Abreise hätte sie nichts gesagt, als nur für die Herberge gedanket und vier Pfennig verehret. ... Grete hätte sich mit ihrem Manne wegen des Kindes oftmals gezanket und übel vertragen, zumalen wenn er dasselbige geschlagen. — Letzlich wäre sie iht verlaufenen 1618ten Jahres, etwa drei Wochen vor Michaelis mit einer Kuhhirtin von Kalbe allhier kommen und nach Tonnies gefragt. Und als diese ihre alte Wirthin geantwortet, sie wüßte nichts von ihm, hätte sie gesaget: „Ja er ist herinnen. Ich weiß es wohl.“ Und als sie hernach ausgekundschaftet, daß er bei einem andern leichtfertigen Weibstücke, die Liese genannt, gewesen, wäre der Kerl ihr mit dem bloßen Rappier nachgelaufen mit Bedräuen, sie zu erstechen, sie aber wäre ihm damals entwichen, und er wäre mit dem andern Weibe hernacher davongegangen.“



Apenburg.



Als dem Connies diese Aussagen der Apenburger Zeugen vorgelesen wurden, blieb er dabei, mit seiner Frau erst nach Michaelis, also nach dem Brande, nach Apenburg gekommen zu sein. Man lud deshalb alle die Zeugen nach Tangermünde zur Konfrontation. Diesmal erschien nur der Küster und wiederholte seine Aussagen, ließ sich auch durch Connies und des Richters Reden nicht irre machen. In Apenburg nahm man an dem Geschick der Frau Grete lebhaften Antheil. Dafür spricht die bei den Akten befindliche eigenhändige „Kundschaft“ des Pfarrherrn Heinrich Dinichius, datirt Apenburg den 22. Februar 1619, welche der Küster mitgebracht haben muß. Darin ist bezeugt, daß der Zeiger dieses, Heinrich Ermnitz, Kirchendiener und Schneider, gar wohl und mit gutem Gewissen bezeugen könne, daß das Weib, falls sie anders daselbige Weib sei, dormalen bei seiner Hochzeit allhier in des Kuhhirten Kathe Frank gelegen und ihr Brot von guten Leuten erbeten, er ihr auch in der Hochzeit die Almosen mitgetheilt habe.

Inzwischen hatte der Untersuchungsrichter begonnen, über Drohreden, die Grete ausgestoßen haben sollte, Nachforschungen anzustellen. Das Gericht des „edlen, gestrengen, ehrenvesten Valentin von Bismarck-Schönhausen“ wurde durch den Tangermünder Rathsherrn und Stadtschreiber Balthasar Kleffen ersucht, den Kuhhirten Tewes Schafe und seine Frau Ilse Storbeck in Fischbeck zu vernehmen, bei denen Grete drei Tage vor Weihnachten 1618 in Nachtquartier gewesen war. Nach Aussage dieser Zeugen hatte sie von dem Tangermünder Brande gesagt, solcher Schade geschähe vielleicht nicht, wenn die Herren den Unmündigen das Ihre gäben. Bei Geltendmachung ihrer Forderung von 300 Gulden am Mindischen Hause wäre Heinrich Hammer ihr Advokat gewesen, sie habe ihm einmal fünf Thaler geben müssen; er wollte es aber nicht ausmachen, sie müsse selber zutreten und ihre Meinung sagen. „Einmal hätte sie“ — heißt es wörtlich — „Hammer auf die Füße getreten und gesagt, er stünde da als ein Faß, wenn er vor die Herren käme, wäre es eitel Tiletale, und wenn er zu ihr käme, gebe er gute Worte.“ Er habe auch einmal zu ihr angefangen: „Daß Dich Gottes Wunder rühre, das will es nicht ausmachen, daß ich Dich an die Herren schicke.“ Endlich wäre sie selber zutreten und hätte den Herren die

Wahrheit rechtchaffen gesagt, unter anderen: „Was hat mich dahin gebracht, daß ich so muß umhergehn, als daß ich das Meine nicht habe bekommen können?“

Auch aus andern Zeugenaussagen geht hervor, daß Grete die Hoffnung niemals aufgab, ihre Rechtsansprüche noch einmal durchzusetzen. Zu Petrus Wolter, Quartalgerichts-Advokaten zu Stendal, kam sie einstmals noch vor dem Brande, um ihn zum Rechtsbeistand anzunehmen. Dabei schalt sie über Bürgermeister Andreas Ritner „den dicken Schelm,“ der ihr auf dem Rathhause zu Tangermünde einen Abschied über'n Hals gezogen habe, den sie und ihr Mann nicht halten wollten. Wolter übernahm die Sache nicht, weil sie an sich weiträufig sei und Heinrich Minden wahrscheinlich den Einwand *rei judicatae*, der rechtskräftigen Entscheidung erheben könnte. Grete beklagte sich, daß sie weder in Stendal noch in Magdeburg einen Advokaten für ihre gerechte Sache finden könne. — Im Sommer 1618 war Grete zweimal bei Joachim Seger's Frau in Tangermünde zur Herberge. Da hat sie öfter auf die Mindischen gescholten, und daß „die Mindischen Töchter, die Stücker, so stolz herumgingen und alles, davon sie stolzirten, käme doch von ihrem Vater her.“ Als die Mindische Tochter Margaretha vor Seger's Hause vorbeiging, ist Grete hinausgelaufen und hat gefragt: „War das nicht die schwarze Grete Minden?“ — Daß Grete ernste Drohungen gegen die Stadt ausgestoßen habe, ist ihr nicht nachgewiesen, nur vom Hörensagen behauptete ein Zeuge, daß sie einstmals in eines Bauern Hause von ihren Forderungen an die Mindischen erzählt und hinzugefügt habe, wenn sie nichts erhalte, wolle sie Tangermünde so schlecht machen, daß man es mit Besen zusammenkehren solle.

Als auch die Vernehmung der Fischbeck'schen Zeugen keine Anzeichen für die Schuld der Gefangenen ergab, ward Tonnies von Neuem vorgenommen. Die Versicherung, auf seine Behauptungen leben und sterben zu wollen, verstärkte er durch das Begehren nach einem Geistlichen, ihm „sein Herz zu entdecken.“ Der Diaconus Ehrn M. Johann Affeburg, Bruder des Bürgermeisters Peter Affeburg, ward ihm zugesandt und konnte berichten, daß Tonnies bei seinen Behauptungen bleibe, so wahr als ein Gott lebe und er ein Kind des ewigen Lebens werden wolle. Man forschte bei

Tonnies genauer nach, wo und wie er und seine Genossen die Tage nach dem Brande zugebracht hätten. Seine Angaben veranlaßten die Vernehmung mehrerer in Stendal wohnhafter Personen. Er behauptete jetzt, abweichend von seinem ersten Geständniß, am Tage nach dem Brande, also am Sonntag den 14. September, allein nach Stendal gekommen zu sein und zwar zu den Einow'schen Eheleuten, in deren Hause er getraut war; seine Frau und die übrigen Genossen seien am Abend nachgefolgt, Grete ebenfalls zu Einow's. Frau Einow habe ihm Mittags saure Fische mit Speck gekocht und Butter und Käse verabfolgt. Am folgenden Tage seien sie nach Warburg gewandert, da hätte die Tangermünder Thurmspitze noch gebrannt und „geschmölt.“ Von Warburg seien sie am Montag nach Deetz gewandert, seine Frau aber des Kindes halber nach Stendal zu Einow's zurückgekehrt.

Diese ganze Erzählung stellte sich nach den eidlichen Aussagen der Einow'schen Eheleute als erfunden heraus. Um die Zeit des Tangermünder Brandes, namentlich am Tage nach dem Brande ist weder Tonnies noch Grete bei Einow's gewesen. Diese reisten am Sonntag den 14. September 1617 von Stendal nach Seehausen zum Markt, — ihr Haus in Stendal schlossen sie zu. Als sie nach Häfewig kamen, sahen sie, wie die Tangermünder Kirchthurmspitze niederstürzte. Erst nach fünf Tagen kehrten sie nach Stendal heim. Tonnies kam gegen Michaelis, am Tage vor dem Gardeleger Markt zu ihnen, übernachtete bei ihnen und erzählte, sein Weib Grete Minden sei in Hamburg gestorben und allda begraben worden. Er begleitete sie dann am andern Morgen nach Gardelegen. Als sie aber hart vor der Stadt waren, wollte er nicht hinein, sondern entschuldigte sich, er hätte sich allda mit Einem geschlagen und denselben schwer verwundet; darum dürfe er nicht hinein, sondern müsse zurückbleiben. Frau Einow sah Greten seit deren Hochzeit bis Ostern 1618, wo dieselbe mit ihrem Mann bei Bartolomäus Rengert wohnte, kein einziges mal wieder. — Der Untersuchungsrichter konfrontirte diese Zeugen mit Tonnies, aber ohne jeden Erfolg. Tonnies erging sich wieder in Beschuldigung der Zeugen, daß sie mit seiner Frau durchstächen. Als Frau Einow nicht in Abrede stellte, sein Weib „gehauet und geheget zu haben,“ meinte er: was sein Weib gestohlen,



das habe Frau Einow ihr „vor halb abgenaschet und abverpartiret, — wäre kein Hehler, wäre kein Stehler!“ —

Der Rath von Tangermünde nahm nunmehr die Beweisaufnahme für geschlossen an. Freilich war dem Beweiserkenntniß der Schöppen von Brandenburg noch lange nicht genügt. Vor allem, die Mindenschen und Claus Richert waren nicht vernommen. Wir erfahren daher weder etwas darüber, wie Richert in den Besitz von Gegenständen gekommen war, deren Eigenthum Grete in Anspruch nahm, — noch darüber, auf welche Art — um die Redeweise des Rathes in dem neuen Antrage an die Brandenburger Schöppen zu gebrauchen — „allbereit vor sechs Jahren die Sache rechtmäßig verabschiedet und ordentlich in Güte verglichen.“ Wie der neue Antrag zu Stande gekommen ist, wer von den Tangermünder Rathsherrn darüber seinen Kollegen den Bericht erstattet, ob wirkliche Berathung des Kollegiums stattgefunden hat, — alles dies bleibt für uns unaufgeklärt. In den Akten befindet sich blos der stark durchkorrigirte und vielfach ergänzte Entwurf des Antrages selbst. In demselben bittet der Rath wiederholt „zur Ergründung der Wahrheit“ die scharfe peinliche Frage gegen Merten und Grete zu gestatten. Schon aus den Bemerkungen zu den Zeugenausagen und Konfrontationen ergibt sich, daß der Untersuchungsrichter beharrlich an der Überzeugung festhielt, Tonnies' Angaben seien wahr, und daß er die gegentheiligen Aussagen eidlich vernommener, an sich unverdächtiger Zeugen von vornherein für unglaubwürdig ansah. Während gerade bei den in Tangermünde vernommenen Zeugen die gerichtlichen Aufzeichnungen unvollständig, nachlässig, ja loderig sind, wird von dem nirgends genannten Untersuchungsrichter gewissenhaft jede freche Behauptung registriert, die Tonnies über die ihm ungünstigen Zeugen macht. Nach ihm stachen die Apenburgischen so gut, wie die Stendalischen Zeugen mit Grete durch oder sind von ihr bestochen, und der Richter vermerkt dann, daß „es fast das Ansehen gewönne, als wenn die Zeugen verdächtig wären.“ In jener Zeit, wo das von den päpstlichen Ketzengerichten entlehnte Inquisitionsverfahren in höchster Blüthe stand, mußte jede aktenmäßige gutachtliche Äußerung des Untersuchungsrichters einen werthvollen Fingerzeig für die Spruchrichter abgeben und Spruchrichter waren Rechtsgelehrte, die, alle-

sammt von abergläubischer Überschätzung der durch fürchterliche Martern erzwungenen Aussagen befangen, sich gewöhnt hatten, lediglich auf Grund der ihnen übersandten Akten gegen Personen, die sie niemals gesehen hatten, die grausamsten Todesurtheile zu fällen. . . . .

Jede einzelne für Gretens oder Mertens Schuld erhebliche Angabe Meilahns, über welche eine Zeugenvernehmung stattgefunden hatte, war widerlegt worden. Hätte der Untersuchungsrichter sich in der Weise des deutschen Untersuchungsrichters der Gegenwart gewissenhaft bemüht, durch Zeugen die Wahrheit zu ermitteln, hätte er z. B. über Mertens Mibi Beweis erhoben, hätte er auch nur das Resolut des Schöppenstuhls vom 1. Februar vollständig ausgeführt, so würden sicherlich Connies' an sich recht unwahrscheinliche Angaben noch überzeugender widerlegt sein. Aber dem Untersuchungsrichter lag nichts daran, sich den blinden Glauben an Connies' Urgicht erschüttern zu lassen. Ganz freilich kann man sich dem Verdachte nicht verschließen, bei dem ganzen Strafverfahren habe dem Tangermünder Richter der Gedanke nicht fern gelegen, daß in und mit Grete Minden auch ihre Rechtsansprüche an die Rathsherrnfamilie derer von Minden und ihre gerechten Beschwerden über das parteiische Verfahren des Raths bei der Erbregulirung für immer abgethan würden. Verdacht erregend ist namentlich folgender Umstand: In dem neuen Antrage an die Schöppen zu Brandenburg wird zur Widerlegung „des Apenburgischen Gezeugnisses“ auf die Thatsache Bezug genommen, daß Grete des Montags nach dem Brande in Tangermünde gewesen sei, wie „aus dem Gezeugnisse Nr. 17 zu ersehen.“ Nr. 17 ist die Reinschrift eines in der ersten Aufzeichnung nicht bei den Akten befindlichen Zeugenprotokolls mit der feierlichen Überschrift: »Actum Tangermünde coram Senatu Freitag post Convers. Pauli An. 1619.« Darnach sind schon am 29. Januar, also noch vor dem Beweisresolut des Schöppenstuhls vom 1. März sechs Zeugen vernommen, die Aussage derselben ist aber im weiteren Verlauf des Verfahrens nirgends erwähnt, namentlich nicht zu Vorhaltungen an die Betheiligten benutzt. Wichtig davon ist nur der zweite Zeuge, kein Geringerer, als der Bürgermeister Petrus Uffeburg. Wörtlich heißt es:

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.

„Peter Afseburg auf vorgehende Vermahnung hat summarie deponirt, daß Grete Minden des Montags nach dem Feuer in seinem Hause kommen und eine Kanne Bier von seiner Frauen geholt und hätte zu allem Wahrzeichen Grete Minden bei seiner Frauen sich niedergesetzt und angefangen:

Ich bin allhier bei der Mindischen zu Gaste gebeten, aber hinter sich! Ich will ihnen zu Troße diese Kanne Bier in ihrem Hause austrinken!  
 Sie hätte auch ferner im Spotte berichtet, daß sie in der Mindischen Hause zur Herberge wäre, und dünkt Zeugen, daß sie damals einen braunen Pelz angehabt.“

Petrus Afseburg, der Sohn des geistlichen Inspektors Joachim Afseburg und der Bruder des Pastor M. Johann Afseburg, saß von 1609 bis 1619 im Rath zu Tangermünde, in den Jahren 1609, 1612, 1613, 1617 und 1619 wird er unter den Bürgermeistern aufgeführt. Nach seiner Aussage gewinnt es den Anschein, als hätte er im Hause der Mindenschen und nicht in einem eigenen Hause gewohnt. Aber das ist nebensächlich: die Hauptsache ist, daß seine, nicht eidlich, sondern nur »summarie« abgegebene Zeugenaussage jedenfalls falsch, grundfalsch war. Obschon sie weder mit Gretens und der Alpenburgischen Zeugen Angaben, noch mit Tonnies' Darstellung zu vereinigen war, wurde mit ihrem Inhalte kein einziger der Betheiligten bekannt gemacht und darüber vernommen, auch blieb sie außerhalb der Akten, bis sie plötzlich, gleichsam hinter dem Rücken der Beschuldigten, in einem entscheidenden Schriftstück dazu benutzt wird, Gretens Entlastungsbeweis anzufechten und sie auf die Folter und damit in den Tod zu befördern.

Gegen Merten Emmert ist in dem Antrage des Raths an die Schöppen geltend gemacht, er sei ein loser leichtfertiger Bube, der des Raths Mittelspersonen, „wenn sie von ihm gehn, quasi re bene gesta, nachpfeift und den Wächter, so ihn bewachet, aushohlhippelt (auslästert), einen Mönch sticht und Ohren ansetzt, auch sonst Lieder dichtet und schreibt, wie deren ein Exemplar Nr. 18 bei den Akten vorhanden ist, auch etliche Sachen, damit man sich hartmachen kann, in seine Verwahrung genommen“ u. s. w. . . . Was die letzte Beschuldigung anlangt, so mag sie sich auf jene papiernen mit Zirkeln bemalten Dinger beziehen, die der Schuhknecht Bross fertigte und auch an Merten gab, der sie, wie er sagte, noch in seiner Mutter Haus zu Burg aufbewahrte — vielleicht aber steht sie in Verbindung mit der sonderbaren Aktenregistratur: „Emmert hat das Evangelium St. Johannis



bei sich von wegen des Hartmachens.“ Jedenfalls wird auch diesem Beschuldigten Alles und Jedes als verdächtig ausgelegt, — nicht bloß, daß der noch Angesichts der Todesgefahr zu Schelmstreichern aufgelegte junge Mann sich über die Gerichtsbeamten lustig macht, — nein auch, daß er „Lieder dichtet und schreibt.“ Vom Liede Nr. 18 sind zwei Exemplare bei den Akten, beide von Merten selbst geschrieben, und mit mancherlei Figuren bemalt. Hat er das Lied auch nicht gedichtet, vielmehr nur aus dem Gedächtniß unvollständig und fehlerhaft aufgeschrieben, so hat er es doch in der Schlußstrophe seiner traurigen Lage angepaßt. Die letzten Strophen lauten:

Lasset uns bessern, es ist hohe Zeit,  
Die Art schon an dem Baume leit,  
Drei Ruthen sind vorhanden:  
Krieg, Pestilenz und Theuerung;  
Sind das nicht Straf und Plage genug  
In unseren deutschen Landen? —

Ein gut Gewissen allein  
Ist besser denn Edelstein,  
Und köstlicher denn Gold.  
Wer es von Christo erlanget und wird getauft,  
Demselbigen ist der Himmel verkauft.

Daran ich keinen Zweifel trage:  
Dein Wort kann nicht betrügen.  
Tu sagest du, daß kein Mensch verzage,  
Das wirst du nimmermehr lügen.  
Gott wird den nicht verlassen,  
Wer sein Vertrauen stellt auf Gott den Herrn,  
Dem wird sein Unglück nicht zu schwer  
Er weiß wohl Zeit und Maßen.

Dabei will ich lassen bleiben  
Dies Liedlein klein,  
Gott woll es zum Besten schreiben,  
Daß es nicht werde verloren sein,  
Sein Gnade ist hoch geacht!

Wer ist, der uns dies Liedlein sang?  
 Ein armer Gefangener wird er genannt,  
 Mertin Emmert ist er wohlbekannt,  
 Gottes Name geht durch das deutsche Land,  
 Durch Jesum Christum, Amen. —

Die Schöppen beider Städte Brandenburg faßten sich in der Resolution vom 9. März 1619 kurz und bündig. Sie sprachen auf den ausführlichen Bericht des Tangermünder Raths, ohne es besonders zu begründen, „zu neuer Belehrung des Rechts,“ daß Tonnies Meilahn's auf Merten Emmert und Grete Minden bezügliche Besagung in Artikel zerlegt, jedem der Beiden vorzuhalten, und daß sie alsdann, falls sie sich „dazu in Güte nicht richtig bekennen und die Wahrheit aussagen würden,“ der peinlichen scharfen Frage zu unterwerfen seien. Diese Fassung läßt keinen Zweifel bestehen: auch die Schöppen von Brandenburg waren noch nach der Beweiserhebung der Überzeugung, daß Tonnies' Urgicht die Wahrheit enthalte und sie erkannten für Recht, daß mit derselben die Erklärungen der von ihm Beschuldigten mittels der Folter in Übereinstimmung zu bringen seien. Gegen Tonnies wurde gleichzeitig das Todesurteil ausgesprochen, aber in besonderer Resolution „in dieser schweren Frage aus allerhand erheblichen Ursachen“ angerathen, die Vollstreckung desselben bis nach peinlicher Befragung der beiden anderen Gefangenen auszusetzen.

Wenn die Schöppen etwa fürchteten, Grete und Merten würden die Leiter ohne Geständniß überstehen, so irrten sie sehr. Der damalige Tangermünder Scharfrichter verstand die Leiter wirksam zu handhaben. Grete Minden „mit gar gelinder Pein belegt,“ bekannte Artikel für Artikel, alles was verlangt wurde, in völliger Übereinstimmung mit ihrem Manne. Ebenso Merten. Aus des Letzteren Aussage geht hervor, daß acht Tage zuvor wiederum eine Feuersbrunst entstanden, drei Häuser gänzlich abgebrannt, vier aber beschädigt waren. Merten sprach auf der Leiter die Vermuthung aus, daß die beiden Horneborg, der alten Abrede zufolge, das Feuer angelegt hätten. Da der Richter während der ganzen Untersuchung eine auffallende Wißbegier in Betreff der Hartmachekunst verrathen hatte, bekannte jetzt Merten, Tonnies habe ihm diese Kunst gelehrt; nach seiner Anweisung habe er sie praktisirt, und „drei Messerspitzen voll Erde aus dem Kreuzweg

genommen und in aller Teufel Namen aufgefressen.“ Er glaube aber nicht, daß es helfe, denn „er hätte, ungeachtet er solches gebraucht, nichts desto weniger können weich gemacht werden und bekennen müssen, als der Büttel ihn auf die Leiter gelegt und getreckt!“

Grete und Merten waren am 5. März der peinlichen scharfen Frage unterworfen, am 8. und 9. März hatten sie ihre Geständnisse „frei von Furcht und Zwang“ bestätigt, — die „Urgicht“ gethan. Schon am 13. März sprachen die Schöppen von Brandenburg auf den Bericht des Tangermünder Raths das Todesurteil auch gegen Grete Minden und Merten Emmert. Gegen Grete Minden lautet es wörtlich:

Unsere freundlichen Dienste zuvorn, Ehrveste wolweise günstige gute Freunde:  
Als Ihr uns abermaligen Bericht, zusammt der verhafteten Grete Minden Urgicht, darüber was Rechtens zu erkennen, eingefertiget —

Demnach sprechen wir Schöppen beider Städte Brandenburg darauf vor Recht: Hat bemeldete Gefangene in angelegter mäßiger Pein bekannt und zugestanden, daß sie ihren Mann Tonnies Meilahn zu dem Ende genommen, daß derselbe Euch, den Herren des Raths, wenn Ihr aus der Stadt reisetet, auf den Dienst warten und auf die Plunnen schießen, oder die Stadt bei der Mindischen oder Cantorin anlegen sollte, aus Ursach, daß sie ihr Patrimonium von der Mindischen nicht bekommen können;

sich auch folgendes mit Merten Emmerten, Paulen und Hansen Horneborg, Jürgen N., einem Balbirer, und ihrem Kerl zusammen verschworen, daß sie die Stadt Tangermünde besetzen und anstecken wollten; und daß sie ihren Gesellen Anleitung geben, an welchen Orten am besten anzulegen, auch Merten Emmerten und Hansen Horneborg der Cantorin Haus gezeiget und angehalten, daß sie daselbst anlegen möchten, anmaassen denn auch allda und an andern viel mehr Örtern auf ihren Unterricht und dabei gehaltenen Wache erfolget, und die Stadt jämmerlich in die Asche geleet:

Ingleichen daß sie sich mit einander zum andern Male verschworen, daß sie die Stadt auf Lichtmeß wiederum anzünden wollten, und sie Merten Emmerten neun Wochen nach dem Brande angereizet, daß er Pulver kaufen und damit den Stadtbusch anlegen sollen, auf daß derselbe abbrennen und die Bürger kein Holz zum Aufbauen bekommen könnten, darauf auch gedachter Emmert und die Horneborger das Pulver hingeschafft:

Da nun Gefangene solch ihr Bekenntniß vor dem peinlichen Halsgericht nochmalen beständig wiederholen wird;

So mag sie deswegen vor endlicher Tödtung auf einen Wagen bis zu der Richtstätte umgeföhret, ihre fünf Finger an der rechten Hand, einer nach dem andern



mit glühenden Zangen abgezwicket, nachmalen ihr Leib mit vier glühenden Zangen, nemlich in jeder Brust und Arm \*) gegriffen, folzig mit eisernen Ketten auf einem erhabenen Pfahl angeschmiedet, und lebendig geschmochet, und also vom Leben zum Tode verrichtet werden.

Von Rechts wegen

Urkundlich mit unserm Secret besiegelt den 13 Martii Anno 1619.

Schöppen beider Städte Brandenburg.

Den Ehrvesten und wolweisen Bürgermeistern und Rathmannen der Stadt Tangermünde, unsern günstigen guten Freunden.

Der Tenor der Urteil wider Antonius Meilahn und wider Merten Emmert stimmt genau überein mit dem des Urteils wider Grete Minden. Das Urteil ist ebenso wie das gegen Grete lediglich auf die Brandstiftung gestützt. Bei Grete bleiben die in der Voruntersuchung so stark betonten „Zanzeleien“ (Zaubereien), bei Merten die Diebstähle ganz unberücksichtigt. Im Urteil wider Connies sind im Eingange der Erwägungsgründe einzelne Diebstähle und Räubereien zwar erwähnt, aber als weniger erheblich den „überaus bösen Thaten“ der Brandstiftung gegenüber gestellt.

Aus den in Brandenburg aufbewahrten Schöppenstuhls-Akten erfährt man, daß die Schöppen über die gleichzeitig bei ihnen eingegangenen Anträge des Tangermünder Raths, Connies zum Tode zu verurtheilen und gegen seine Frau und Merten die scharfe Frage zu gestatten, seiner Zeit unter einander in einen heftigen Streit gerathen waren. Die gelehrten Herren stritten nicht etwa darüber, ob jenen Anträgen, der Entlastungsbeweise ungeachtet, stattzugeben sei. Nein! darüber hatten sie sich schnell geeinigt; der Streit war lediglich über den Antrag des Referenten, betreffend die Verschärfungen der Strafe des Feuertodes, entbrannt. Der Vorsitzende machte juristische Bedenken gegen das Abzwacken der Finger und gegen das „Schmöken“ geltend; seit den dreißig Jahren seiner amtlichen Thätigkeit sei auf dergleichen nicht erkannt worden. Man zankte sich ohne Erfolg herum und beschloß, schriftlich zu votiren. Dies geschah. Eine erstaunliche Gelehrsamkeit ward in den schriftlichen Voten entwickelt. Die Mehrheit schloß sich jedoch den Ausführungen eines Schöppen an, die dahin gingen: Kaiser

\*) Im Urteil wider Meilahn heißt es korrekter „in jeder Brust einmal und in jedem Arm einmal“.

Karoli V. halsnothpeinliche Gerichtsordnung in dem Artikel 129, überschrieben „Straf der Brenner“ und lautend „Item die boshastigen überwundenen Brenner sollen mit dem Feuer vom Leben zum Tode gerichtet werden“ — leide durchaus keine Gewalt, sobald Reus (der Verurtheilte) mit glühenden Zangen gezwackt und gerissen und endlich geschmückt werde, weil ja solches alles durch Feuer geschehe. Übrigens seien in Salzwedel öfters Mordbrenner geschmückt. Die besondere Resolution, in der die Schöppen den Rath ertheilten, Tonnies' Hinrichtung bis nach Torquirung der andern beiden auszusetzen, beruhte auf einem Antrage des Schöppen Johann Iden, der die Möglichkeit berücksichtigt sehen wollte, daß Grete und Merten oder einer von beiden die Folter ohne Geständnisse überstehe.

Nunmehr war gegen die beiden Letztgenannten das gleiche Todesurteil wie gegen Tonnies gesprochen. Man zögerte mit der Ausführung. Innerhalb des Tangermünder Rath's scheinen sich, wohl mit Bezug auf bedenkliche Unruhen, die in der Bürgerschaft gegen den Rath erregt waren, leise Zweifel an der Schuld der Verurtheilten gezeigt zu haben. Der Rath wendete sich an den Kurfürsten mit der Anfrage, ob ein Aufschub der Hinrichtung bis dahin, wo man sich der übrigen Befehder bemächtigt habe, zulässig sei. Der Kurfürstliche Geheimrath reskribirte am 17. März, es sei in Ansehung „der dabei fürlaufenden großen Ungewißheit“ keine Ursache, die Exekutionen so lange aufzuhalten.

So wurden denn am 22. März 1619, am Montage nach Palmarum, Antonius Meilahn, Grete Minden und Martin Emmert unter den durch die Erkenntnisse vorgeschriebenen grausamen Martern hingerichtet. Über diese Strafvollstreckung fehlen uns ausführlichere Berichte. Ritner theilt nur mit, daß die Verurtheilten „auf drei Pfählen geschmiedet zwischen Himmel und Erde in Rauch und Schmauch starben, zuvor aber unaussprechliche Marter, indem sie fast bis an den Abend gelebet, ausstehen müssen.“

Daß die von zweien der Brandenburger Schöppen als unzulässig bekämpfte Abkneifung der Finger durch glühende Zangen in der That ausgeführt worden ist, bezeugt ein sonderbares Nachspiel in den Akten des Schöppenstuhls. Am Freitag post Dionysium 1619 (15. Oct.) trugen die Älterleute

und Gildebrüder der Bäcker Gilde zu Tangermünde dem Schöppenstuhle folgendes vor: Am Montag, als der Nachrichter die drei Brandstifter justifiziret, habe er einen der abgezwackten Finger fallen lassen. Denselben habe der Bäckergefell Erdmann Biesenthal aufgefangt und in die Tasche gesteckt. Er sei deshalb zur nächsten, im Beisein eines Rathsherrn abgehaltenen Morgensprache vorgeladen, habe aber auf Vorhalt versichert, den Finger über die Stadtmauer geworfen zu haben. Die Gildebrüder klagten, von den Stendalern schon als „Daumen- oder Fingerbäcker“ verspottet zu werden, wollten solche Schmähungen nicht sitzen lassen und frugen an, ob sie Biesenthal aus der Gilde weisen dürften. Die Schöppen antworteten ausweichend, indem sie die eigene Zuständigkeit in Zweifel zogen.

Über andere Nachspiele giebt das rothbedeckelte Aktenstück selbst Aufschluß. Am Palmsonntag, am Abend vor den Hinrichtungen, kam einer der angeblichen Mitverschworenen, der Soldatenjunge Peter Fricke nach Tangermünde, weil er gern mit ansehen wollte, wenn Meilahn und Emmert umgebracht würden. Es war ihm nicht vergönnt, es mit anzusehn. Denn schon am Montag früh ward er verhaftet. Mehrere Diebstähle und andere mit dem Tode bedrohten Missethaten gestand er bereits freiwillig ein. Von einer Bethheiligung an der Brandstiftung freilich brachte er nichts vor. Die Schöppen erkannten auf Folter, namentlich um zu ermitteln, welche Hilfe er bei dem Brande gethan. Darüber bekamen sie nun auch durch die Folter nichts zu erfahren. Peter gestand zwar, erfahren zu haben, daß Connies und Merten die Stadt gemeinschaftlich angesteckt hätten, auch daß Merten ihn beredet hätte, mit den Horneborgern das Gleiche zu thun, hinterher würden sie dann alle nach Polen ziehn. Aber über seine eigene Bethheiligung an dem großen Brande bekannte er nichts, und der Richter verzichtete darauf, von dem auf die Leiter Gelegten Geständnisse hervorzulocken, die mit den Urgerichten der Hingerichteten stimmten. Die Schöppen erkannten, Peter Fricke sei „mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen.“ Am 16. April war er schon verbrannt.

Am Sonntag den 2. Januar 1620 war wiederum einmal Feuer in Tangermünde. In Peter Assenburg's Scheune kam es auf; drei mit Korn gefüllte Scheunen brannten nieder. Am folgenden Tage stieg ein



Kerl, Chim (Joachim) Nettle mit Namen, über Wedigo Jahn's Planke, — um sich bei ihm nach Arbeit zu erkundigen. Der Scharfrichter kam zufällig dazu und fragte ihn, warum er über die Zäune steige, statt in die Hausthür zu gehn. Da konnte er vor Todesangst kein Wort sprechen. Endlich brachte er heraus, er hätte jezt nichts böses gethan, aber vor langen Jahren in seiner Heimath Priborn Einen erstochen. Der Rath „erlangte torturam.“ Nun gestand Chim, daß er von einem in Bellingen wohnhaften Maurermeister Hans Heinecke, früheren Tangermünder Bürger, dazu erkaufte, das Feuer am 2. Januar angelegt habe. Auch andere Tangermünder, Hans „mit der Peeke,“ ein Mollenhauer in schwarzen Kleidern mit blauen Strümpfen, die er hängen ließ, und ein junges „langhaftes“ Weib mit langer Nase, in schwarzem Rock mit rothen Streifen, geriethen durch Chim's Urgicht in Verdacht. Der Letzteren war Chim auf der Landstraße begegnet und hatte sie gefragt, ob die Tangermündischen Frieden hätten. Da hatte das Weib erwiedert: die den Schaden gethan, der hätten die Herren ihr Geld nicht geben wollen, — wenn sie ihr das gethan hätten, würde sie den Herren was anderes lehren! Hans Heinecke wurde in Bellingen verhaftet. Er hatte nach des Schulzen Zeugniß öfter Jacob Brunne, den mit Helmreich in jenen Jahren alternirenden Bürgermeister, einen Schelm gescholten, der ihn um die Nahrung gebracht und aus Tangermünde vertrieben habe. Heinecke wurde gefoltert, er überstand die Leiter ohne zu gestehen, aber drei Stunden später, als er in demselben Thurm auf ein Stübchen „in die Wärme“ gebracht war, gestand er freiwillig Alles ein. Schon am 12. Februar 1620 wurden Chim Nettle und Hans Heinecke nach dem Urtheil der Schöppen auf einen Wagen gesetzt, dreimal mit glühenden Zangen gegriffen und mit Feuer vom Leben zum Tode gebracht. Auf der Folter hatte Heinecke seinen Bellingener Hausfreund Caspar Pralow mehrerer Missethaten beschuldigt. Pralow, „der sich in den Dörfern auf Hochzeiten und sonst als Spielmann gebrauchen ließ,“ leugnete. Seine Nachbarn gaben ihm das beste Zeugniß. Seit 24 Jahren wohnte er blos eine Meile von Tangermünde entfernt und ging daselbst ein und aus. Jedermann in Stadt und Land mochte den Spielmann gern. Das rettete ihn. Er entging der Folter und ward außer Verfolgung gesetzt.

Ohne Quellenangabe theilt Pohlmann in seiner Schrift über Grete Minden noch weiter mit, daß drei vom Rath als Kundschafter gegen die Befehder, namentlich gegen die Brüder Horneborg gedungene Bürger Andreas Lüdke, Jacob Schmidt und Pasche Falke mit Jenen gemeinschaftliche Sache gemacht, im Jahre 1621 die Stadt an vier Orten angesteckt, Brand- und Drohbrieft geschrieben, Erpressungen versucht und andere Schandthaten verübt haben. Sie sind deshalb sämmtlich mit dem Feuertode bestraft, Lüdke's 22jährige Tochter Maria mit dem Schwerte hingerichtet, während ein anderer Mitschuldiger, Martin Hartmann, unmittelbar nach der Folter gestorben war.

Endlich erfahren wir aus Goetze's Stendaler Chronik und Pohlmann's historischen Wanderungen durch Tangermünde, daß in der Bürgerschaft schon im Jahre 1619 Unruhen gegen den Rath entstanden, weil derselbe „Margarethe Minden durch Verweigerung des Geldes, das bei ihm deponirt gewesen, zur Brandstiftung veranlaßt habe.“ Der Kurfürst sandte Rätthe ab zur Untersuchung und zur Versöhnung. In den betreffenden Urkunden soll dem Rath zur Pflicht gemacht sein, Grete Minden's Sohn, der im Paulinerkloster in der Neustadt untergebracht war, ordentlich erziehen zu lassen. Auch die in den Brandenburger Schöppenstuhlsakten noch zahlreich vorhandenen Tangermünder Klagen und Anträge aus jener Zeit ergeben gerechte Bedenken gegen die damalige Tangermünder Stadtverwaltung, namentlich gegen deren Rechtspflege. In den Altmärkischen Städten bestand, seitdem ihre Freiheit durch die Hohenzollern gebrochen war, ein alternirender, alljährlich im Regiment wechselnder, bei Vakanzien sich selbst ergänzender, alter und neuer Rath mit lebenslänglich angestellten Rathsherren, die sämmtlich der Kurfürstlichen Bestätigung unterlagen. Die Bürgerschaft hatte keinen Einfluß auf die Stadtverwaltung und die damit verbundene Rechtspflege. Bürgerversammlungen waren gänzlich untersagt. Die Unruhen von 1619 führten in Tangermünde zur Bestellung von Stadtverordneten, den „Sechsmännern“, — ausgewählt durch den Rath aus einer dreifach größeren Liste, und bestätigt vom Kurfürsten. Unter den Sechsmännern von 1620 finden wir wieder einen Peter Affeburg. Es war dies der Sohn jenes Peter Affeburg, des zweiten Bürgermeisters von 1619, der wider Grete

Minden falsches Zeugniß abgelegt hatte. Der Vater muß im Jahre 1620 gestorben sein. Am 13. Mai 1621 führten wegen eines andern seiner Söhne die Gildemeister und Gildebrüder der Bäckerinnung Beschwerde bei den Brandenburger Schöppen über den Rath zu Tangermünde. Sie hatten den Gildebruder Hans Affeburg, der zu vier Morgensprachen nicht gekommen war und sich nur das erste Mal durch seinen Bruder Peter hatte entschuldigen lassen — während „sein verstorbener Vater, der ein regierender Bürgermeister, auch Stadtrichter und Mitgenosse derselben Gilde gewesen, an der „Willkür“ festgehalten, auch verwirkte Strafen allezeit geleistet“ — auf Grund der Satzungen der Willkür aus der Gilde gestossen. Aber der Rath hatte ihn, trotzdem die Gildemeister alle Jahr schwören mußten, die Willkür zu halten, wieder restituirt.

Der „Sechsmann“ Peter Affeburg der Jüngere, der es später auch zum Bürgermeister gebracht hat, lebte um dieselbe Zeit mit Bürgermeister Helmreich in heller Feindschaft. Helmreich führte beim Brandenburger Schöppenstuhl Klage: Donnerstag Abend nach Andrae 1621 (6. Dezember) sei vor seinem Hause ein Tumult entstanden; man habe gerufen: „Heraus du Schelm, du Dieb!“ Als Urheber des Tumults nannte er Peter Affeburg und Bendig Selbelang, ein Mitglied der Rathsherrnfamilie Selbelang.

Auch aus andern Akten des Brandenburger Schöppenstuhls erhellt, daß dazumal die Tangermünder Rathsherrnfamilien arg mit einander verfeindet waren. Die schwerste Anklage gegen des Raths Rechtspflege erhob beim Schöppenstuhl im Jahre 1622 der Rathsherr, spätere Bürgermeister Balthasar Kleffen in einer eigenhändig geschriebenen Beschwerdeschrift. Ihn hatte im Polizeigewahrsam eine Bürgerstochter Gertrud Möller beschuldigt, sie verführt zu haben, die Beschuldigung aber demnächst zurückgenommen, nachdem „die David Badow'sche, eine Blutsverwandte des Rathsfreundes Kleffen“, zu ihr Zutritt erhalten hatte. Nun gab sie an, durch Drohungen des Markmeisters zur falschen Aussage gebracht zu sein. Der Rath jedoch hielt ihre letzte Aussage für unwahrscheinlich und die erste für wahr. Kleffen aber beschuldigte gar den regierenden Bürgermeister Jacob Freudemann, dem Markmeister den Auftrag zu den Drohungen gegeben zu haben. Seiner im Ton höchster Entrüstung gehaltenen Eingabe an die Brandenburger Schöppen



vom 18. Januar 1622 flicht er, wie gelegentlich, folgende ganz allgemeine Beschuldigung ein:

„Ja, sie (die Rathsherrn) haben zu unterschiedlichen Malen der Herrn Schöppen zu Magdeburg Information erholet, und unter andern auch wider die Captivos (Gefangenen) torturam gesucht (Folterung beantragt), — wie sie aber, ungeachtet sie ziemlich milde berichtet, selbige nicht erlangen, noch solch ein Urtheil, wie sonst sie gern gehabt hätten, bekommen können, schlagen sie solche Information unter und kommen nun post festum zu den Herren (den Schöppen zu Brandenburg) und begehren ihre Information und lassen sich nichts merken, daß sie an andern Orten nicht angenehme Urtheile erlangen.“ . . .

Mochte auch eine so nichtswürdige Praxis in der Untersuchung wider Grete Minden und Genossen nicht angewendet sein, — jedenfalls ist es bezeichnend, daß diese schmäbliche Beschuldigung gegen den Tangermünder Rath ein Rathsherr wagte, und daß dieses, wie die Handschrift ergibt, derselbe Rathsherr war, welcher drei Jahre zuvor als Untersuchungsrichter wider die vermeintlichen Brandstifter fungirt und durch seine einseitige und parteiische Führung der Untersuchung die Verurtheilung Unschuldiger zu den grausamsten Todesstrafen in erster Linie verschuldet hatte.

Nun zuletzt noch einen Rückblick auf Grete Minden und ihre beiden Leidensgefährten vom 22. März 1619. Es ist vorhin hinreichend dargethan, daß Grete Minden und Merten Emmert an dem Tangermünder Brande von 1617 unschuldig waren. Auch von Antonius Meilahn muß man das Gleiche annehmen. Er hielt sich aller Wahrscheinlichkeit nach zur Zeit des Brandes noch in dem nordwestlichen Theile der Altmark auf, in der Nähe Apenburgs, vielleicht in Kakerbeck, wo er nach Greten's Angabe während ihrer Krankheit seinem Freunde, dem dortigen Schulzen, die Kasten aufgebrochen, viel Zeug herausgestohlen und heimlich in der Nacht mitgenommen haben sollte. Wäre er an der Brandstiftung theilhaftig oder auch nur zur Zeit derselben in Tangermünde oder dessen nächster Umgebung zugegen gewesen, so hätte seine Urgicht sicherlich in Betreff des Brandes weit mehr Thatsachen enthalten, die sich als richtig nachweisen ließen. Sieht man von der unmenschlichen Grausamkeit ab, mit der auch er von Rechtswegen umge-

bracht ist, so kann seine Persönlichkeit auf Mitleid kaum Anspruch erheben. Durch seine Diebstähle und Straßenräubereien war er nach damaligen Gesetzen der Todesstrafe bereits verfallen, bevor er auf der Leiter gezwungen wurde, sich auch noch der Brandstiftung anzuklagen. Nachdem er dies einmal gethan hatte, setzte er alle seine Geisteskräfte daran, recht viele seiner Gardegenossen und vor allem seine Frau gleicher Strafe theilhaftig werden zu lassen. Solcher Verbrechen, welche die Carolina mit dem Tode bedroht, hat er in seiner Urgicht, mindestens elf Personen beschuldigt; außer den fünf Verschworenen der Brandstiftung, die beiden Hänichenmacher, sodann den Bornseher Michel vom großen Berlin und den Schuhknecht Hans von Westfalen, die ihm halfen, den Küster bei Grueß auszuziehen, — den Müllerknecht Jochim aus der Priegnitz, der bei der Fabrikation der Umräunchen theilhaftig war, und Jakob Busse von Hohenseeden, mit dessen Beihilfe er vor dem Thor zu Magdeburg einen spazieren gehenden Domherrn den Mantel abgerissen haben wollte.

Ein Mensch, der wie Tonnies Meilahn, im Stande ist, um seine Frau zu fränken, sein eigenes, wenige Monate altes Söhnchen zu mißhandeln, findet nirgends aufrichtige treue Freunde. Der Prahler, der unter dem Schein des ehrlichen Soldaten als Landplacker umherzieht, wird schließlich von seinen eigenen „Jungen“ geprügelt: aus einem Gartenhause vor Magdeburg hatte er einem Reitersburschen Kleider gestohlen; der Bestohlene versprach Meilahn's Jungen, Emmert und Horneborg, einen Thaler, wenn sie ihm die Kleider wiedererschafften, — bei der Behrenwische zogen sie ihrem „Herrn“ Wamms und Hosen aus; das Wamms schenkte der Reiter an Horneborg, die rothen Hosen aber erhielt Merten Emmert, der sie in der Gefangenschaft und auf dem Todesgange trug. — Widerlich ist endlich die Heuchelei, die Tonnies der Religion gegenüber entwickelte. Freilich gelang es ihm dadurch zwei Geistliche zu täuschen, den Diakonus Ehrn Mag. Johann Affenburg, der ihn im Gefängnisse besuchte und zweihundert Jahr später den Chronisten Pastor Pohlmann. Letzterem ist kein Wort des Abscheus stark genug, wie für Grete Minden so auch für Merten Emmert. Diesen bezeichnet er z. B. als den Bösewicht, der den Plan zu allen Frevelthaten entwarf und mit seinem ränkevollen Kopfe, aber entmenschten Herzen das

Ganze leitete; er spricht von den teuflischen Absichten dieses „Auswurfs der Menschheit.“ Dahingegen findet er, daß Antonius Meilahn unter allen den Verbrechern am wenigsten ein abgestumpftes Gewissen besessen habe.

In ganz anderem Lichte als Tonnies erscheint nach den Akten Grete Minden. Die Liebe zu Tonnies hat sie in tiefes Elend gestürzt. Man glaubt es ihr, nur aus Noth ist sie Landfahrerin, Planetenleserin, Handbeschauerin geworden. Ihres Kindes halber erträgt sie Alles, und kehrt immer zu dem schändlichen Ehegatten zurück, der das Kind schlägt, um die Mutter zu ärgern. Ihre Ehrlichkeit und ihre eheliche Treue werden von Niemandem in Zweifel gezogen. Die Leute in Stadt und Land sind mitleidig und freundlich zu ihr. Nach Weihnachten 1618 schenkt ihr der Schulze zu Welle, bei dessen Einwohner sie herbergte, ein Stück Weihnachtskuchen. Sie selbst hat sich in Trübsal, Noth und Elend das mitleidige menschenfreundliche Herz bewahrt; an die „armen Leute“ denkt sie zuerst bei der Nachricht vom Tangermünder Brande, obschon derselbe ihre Hoffnung, demaleinst ihr väterliches Erbtheil herauszubekommen, so gut wie vernichtet; sie wünscht denjenigen, die sie um das Ihrige gebracht haben, daß ihnen Gott vergebe. Mit dem wachsenden Elende ihres Lebens wird sie freilich verbitterter; wenn sie über die reichgekleidete, auf der Straße umherstolzirende Tochter ihres Vaterbruders, über die schwarze Margaretha Minden mißgünstige Äußerungen macht, als ob diese die ihr entrissenen Glücksgüter genieße, — war sie darum zu verdammen? Auch ihr Benehmen in der Gefangenschaft muß für sie einnehmen. Bei den Konfrontationen gesteht sie Handlungen, wegen deren in jener Zeit der Hexenprozesse Todesstrafe verhängt werden konnte, wie das Zurichten und Verkaufen der Alträunichen, ohne Weiteres zu, entschuldigt sie blos als unschädlich oder durch die Noth geboten. Selbst auf der Folter bestätigt sie nur die falschen Anführungen ihres Mannes, ohne gegen Jemand anders Beschuldigungen zu erheben; selbst die grausame Marter bringt sie nicht dazu, die fälschlich zugestandene Mordbrennerei anders zu entschuldigen, als daß sie von der Mindischen nicht bezahlt sei. Bei dem Kantor, in dessen Hause das Feuer angekommen zu sein scheint, will sie es haben anlegen lassen, weil er ihr fünf Jahre früher eine Ohrfeige gegeben und die Frau Kantor, der Mindischen Schwester, viele und mehr Hulde bei der Mindischen



habe, als sie. Für ihr Verhältniß zu Ehegatten und Kind sind die letzten Tage, die sie in der Freiheit genoß, bezeichnend. Um Neujahr 1619, als ihr Knabe vielleicht 18 bis 21 Monate alt ist, trifft sie mit Connies wieder in Tangermünde zusammen. Er ist ihr angetrauter Gatte (den Trauschein trägt sie auf dem Herzen), er ist der Vater ihres Kindes; sie vergißt die schändliche Behandlung, die sie von ihm erduldet hat, und bemüht sich, ihm eine feste Anstellung zu verschaffen; das besoldete Amt eines Stadtknechts, ist die einzige Stellung vielleicht, in welcher der gardende Soldat, der nichts gelernt und sich von Arbeit entwöhnt hat, Frau und Kind ehrlich ernähren kann. Noch freundlicher und anmuthender würde sich uns gewiß das Bild der jungen landfahrenden Patriziertochter darstellen, wenn wir aus andern, als bloß feindseligen Quellen Nachrichten über sie schöpfen könnten. Alles was wir von ihr wissen, gründet sich auf die Prozeßakten, auf die Niederschrift von Männern, die von vornherein in ihr, der „verwegenen, losen, leichtfertigen Person von Jugend auf,“ eine schwere Verbrecherin vermutheten, jedenfalls aber eine unerbittliche Feindin ihrer strenggeschlossenen Körperschaft, des Rathes erblickten. Von ihrem letzten Lebenstage ist uns eine, an sich wenig bedeutende, aber doch zu dem freundlicheren Gesamtbilde passende Thatsache überliefert. Des Kastners, des kurfürstlichen Amtmanns Florian Alborn Gattin, war noch am Tage vor der Hinrichtung bei ihr, — gewiß aus Mitleiden mit der Mutter und deren Sohn, — ihr selbst waren vor fünf Jahren alle ihre drei bald erwachsenen Söhne in einem Monat dahingestorben. Der Gemahlin des ersten kurfürstlichen Beamten trug Grete nur einen Wunsch vor: ob sie nicht Fürbitte thun könnte, daß sie mit dem Schwert hingerichtet werde. „Sonst hat sie nichts weiter gesagt.“ — Der letzte Wunsch ward ihr nicht erfüllt, sie mußte die grausamste Todesmarter erdulden, welche die gelehrten Juristen über sie verhängt hatten.

Auch Merten Emmert, der lose Vogel, hat ein Anrecht auf unser Mitleid. Unfug und Spitzbübereien, — Vergehen, von denen wir ihn nicht freisprechen können, lassen ihn als einen leichtsinnigen, übermüthigen, frechen Gesellen erscheinen. Aber selbst aus den vergilbten Protokollen, die ihn der ärgsten Gräueltthaten beschuldigen, blicken in nebensächlichen Thatsachen so viele kleine Züge echter Menschlichkeit hervor, daß wir ihm nicht ganz gram

bleiben möchten. Freilich darf man ihn nicht nach demjenigen beurtheilen, was er selber den Leuten vorprahlt, — nicht bloß, von der Kunst sich hart zu machen, sondern namentlich von den abenteuerlichen Erlebnissen seiner Gardefahrt, von jenen paar Wochen im Herbst 1618, als er sich durch seinen Leichtsinns verleiten ließ, als gardender Soldaten-Junge durch die Lande zu ziehn. Manchmal hat er — so prahlt er wenigstens — „vier oder mehr Rohre (Feuerrohre) um seinen Hals hängen gehabt.“ Ja, man denke sich, der eine Soldat, er weiß es genau, hat einstmals ein Frauenzimmer umgebracht! Indessen so graulich war es nicht immer: Einmal haben sie eine ganze Gesellschaft Bauern getroffen, die saßen im Krüge bei einer Tonne Bier; da sind sie dazwischen gefahren, die Soldaten mit ihren Jungen, haben die Bauern fortgejagt und das Bier ausgetrunken! — War das nicht ein Hauptspaß? — Wie fröhlich zog es sich, ohne Arbeit und ohne Sorgen durch die Lande! In Stendal bei Drewes Büttner im schwarzen Adler sang Merten mit heller Stimme: „Bruder Merten, die Düttchen sind all! wir müssen sie wieder werben auf grüner Heid!“ — Aber so schön das Gardenleben zuweilen auch war, Merten hat „doch Gott gedankt,“ als er von Tonnies los war, „der die Leute auf der StraÙe ausziehen wollte.“ Augenscheinlich betrachtet Merten die Gardezeit etwa wie Bruder Studio eine leichtsinnig ohne Geld gemeinschaftlich unternommene „Spritzfahrt.“ Nur unangenehm, recht unangenehm war es für Merten, daß hinterher die hohe Obrigkeit alles, was er darüber Stefan Möller und Anderen vorerzählt hatte, für baare Münze nehmen wollte. Da galt es, sich herauszureden: „Stefan Möller ist ein Plauderer, — ich bin vielleicht trunken gewesen, — wenn ich trunken bin, pflege ich so leichtsinnig hinzureden.“ . . .

Aber in Wahrheit, was hatte Merten so Böses gethan? — Ein wirklicher Diebstahl wäre ihm nachgewiesen, wenn er, wie es nach einer Registratur den Anschein hat, freiwillig vor der Folterung zugestanden hätte, dem Theerführer die Tobelkiepe mit Lichtern vom Wagen fortgenommen zu haben. Weniger schlimm sieht sich die Geschichte mit den rothen Hosen an. Wenn er „seinem Herrn“ Tonnies die rothen Hosen, die dieser einem Reitersburschen geraubt hatte, gewaltsam wieder auszog, um sie dem Bestohlenen, der ihn darum gebeten hatte, zurückzugeben, so ist dies kein Verbrechen. Auch

Mertens Verhalten bei Christian Saß in Tangermünde war mehr ein grober Anflug als ein Diebstahl. Saß hatte ihm, während er bei ihm „klickte“ und herbergte, das ganze Haus anvertraut. Da war es freilich ein grober Vertrauensbruch, wenn Merten mit seinen Klickgenossen den Keller aufbrach, bloß um des Fäßchen Biers halber, das darin lag. Sie ließen das Bier unausgetrunken liegen — weil es sauer war. Das Bewußtsein, Handlungen begangen zu haben, die schwere Strafen verdienten, hatte Merten keinesfalls, als er zu Burg verhaftet wurde; denn sonst würde er sich bei seiner verantwortlichen Vernehmung nicht freiwillig erboten haben, vor den Rath nach Tangermünde zu gehn.

Merten Emmert war guter Leute Kind. Seine Mutter besaß in Burg ein Haus, seine Schwester war an den Schaffer zu Kehnert verheirathet. Man darf annehmen, daß Merten seine Mutter lieb hatte. Als man ihm die Abfassung von Fehdebrieffen auf Grund einer Vergleichung der Handschrift, unter dem gleichzeitigen Vorwurf, er habe dieselbe absichtlich verstellt, zur Last legen wollte, versicherte er, sein Lebtag keinen Brief als nur an seine Mutter geschrieben zu haben. Im Auftrage dieser Mutter machte sich deren Bruder Ebel Havelberg mit seiner Frau auf den Weg, den Gefangenen in Tangermünde zu besuchen. Sie wurden nicht zu ihm gelassen. Es gelang ihnen, Merten am Fenster zu sehen. Frau Havelberg rief ihm zu: er solle sich nur hart und fest halten! — und er bestellte einen Gruß an die Mutter, sie möchte ihm noch ein Hemd schicken. — Die Untersuchung, in der man ihn abscheulicher Missethaten beschuldigte, wollte gar kein Ende finden. Allmählich verging dem jungen Burschen die Lust, sich über die Rathsherrn, die ihm so thörichte Fragen stellten, lustig zu machen und die Wächter zu verhöhnen. Ihm sank der Muth; es kamen ernste Stunden der Angst und Furcht und er richtete seine Gedanken auf die fast vergessenen frommen Lieder und Sprüche, die er als Knabe in der Schule und von seinem Mütterchen daheim zu Haus gehört und schnell erlernt hatte. Er schrieb ein frommes Lied aus dem Gedächtniß auf und ergänzte es hie und da und malte daneben sein eigenes Bild in den rothen Pluderhosen und vergaß nicht die Ketten, mit denen die Häfcher ihn an Händen und Füßen gefesselt hatten. . . .



Näher und näher rückte das Verhängniß. Ein entsetzlicher Tag kam heran: er wurde der peinlichen harten Frage unterworfen. Die Büttel „treckten“ ihn auf die Leiter mit Hilfe schwerer Gewichte so trefflich lang, daß



Merten Emmert

Merten Emmert von Burg nach seiner eigenen Zeichnung.

er meinte, Arme und Beine würden ihm aus den Gelenken gerissen. — Unter den furchtbarsten Schmerzen vergaß er der Vorsätze, sich fest und hart zu halten, und bekannte alles, was man von ihm verlangte. Gerade bei ihm war der Richter überaus fragelustig. Mehrere seiner Antworten mußte man, wie das rothe Aktenstück ergab, später als offenbar unwahr durchstreichen. Zum Beispiel, als man ihn fragte, unter welchem Vorwande bei der Brandstiftung er und Hans Horneborg in das Kantorhaus zum Luntlegen eingedrungen seien? — erwiderte er, sie hätten „quantsweise nach Tonnies' Stiefmutter gefragt, die da gedient.“ Diese Stiefmutter war jedenfalls ein Fantasiegebilde des Gefolterten. Nicht bloß an der Verschwörung, an den Brandbriefen, am Luntmachen und Luntlegen mußte er sich als mitschuldig bekennen, — auch Geld zur Bestechung der Genossen sollte er gezahlt haben, und schließ-

lich wollte man von ihm wissen, woher er dieses Geld bekommen habe. Bei der Antwort auf die letzte Frage entschlüpfte ihm die für seine Mutter gefährliche Angabe, auch sie habe ihm einen Gulden dazu gegeben, aber flugs fügte er hinzu, er habe ihr gesagt, er wolle für das Geld einen Degen kaufen. . .

Das ungerechte Todesurteil war gesprochen. Der grausamste Martertod stand nahe bevor. Wohin die Gedanken seiner letzten Tage gingen, darüber liegen uns Urkunden besonderer Art vor. Auf der leeren Rückseite eines großen Blattes mit scherzhaften, närrischen Bildern, die von wirklichem Zeichentalent Zeugniß ablegen, zieht Merten mit Tinte die Umrisse einer

größeren Stadt mit Mauern und Zinnen, mit Thürmen und Thoren, mit Kirchen und Rathhaus und andern Häusern. Es ist seine Heimathstadt Burg. Aber dort jenes kleine Häuschen, was soll es mitten zwischen lauter großen Gebäuden? Gewiß ist es das Wohnhaus seiner Mutter. Wieder und immer wieder muß er in Schmerzen und Sehnen an die treue Mutter daheim in Burg denken, an sie, die ihn so oft unter heißen Thränen vor dem Leichtsinne gewarnt und zu ernster Lebensführung gemahnt hat. Und jetzt sitzt sie den ganzen Tag und weint sich die guten lieben Augen blind über den Sohn, den sie für immer verlieren muß durch einen schrecklichen Tod. Merten summt wohl vor sich hin die Strophen eines alten Liedes, das auf seine verzweiflungsvolle Lage paßt, und noch heute in Burg im Volksmunde lebt, des Liedes von dem Schloß in Oesterreich und dem im Thurm gefangenen Knaben, der „um Unschuld“ sterben muß. Der Henker will ihm ein Tuch umbinden:

Ach meine Augen verbinde mir nicht,  
Ich muß die Welt anschauen,  
Ich sehe sie nun und nimmermehr  
Mit meinen schwarzbraunen Augen . . .

Es ist nicht um meinen stolzen Leib,  
Nicht um mein junges Leben,  
Es ist um meine Frau Mutter daheim,  
Die weinet also sehre! — — — — —

Merten mag nicht weiter singen. Bitterlich muß er weinen über das jammervolle Schicksal, das ihm bevorsteht. Ach nein, das schöne Lied mit der wehmüthigen Weise paßt nicht auf ihn: Wie gut hatte es der gefangene Knabe in Oesterreich! Ihm war ein schneller, fast schmerzloser Tod beschieden. . . . Aber grausam an Händen, Armen, Brust . . . fünfmal, siebenmal, neunmal mit glühenden Zangen zerrissen und dann ohne Erbarmen unter den furchtbarsten Schmerzen langsam zu Tode „geschmückt“ zu werden . . . . . und Alles um Unschuld!

Merten schaudert . . Verzweiflung erfaßt ihn. Wieder greift er zur Feder. Die Schreibkunst, die an seinem Unglück Schuld trägt, soll ihm zum bitteren Tode Trost gewähren. Mit Tinte, der er durch den abgeschabten

Staub der rothen Mauersteine des Thurmgefängnisses eine blutrothe Färbung giebt, malt er in Frakturschrift Sprüche und Gebete. Manches ist verworren und schwer zu entziffern. . . Hier steht etwas von dem armen Sünder, der durch Jesu Blut erlöst ist, von dem Ruf des Heilandes an alle Mühseligen und Beladenen, die er erquickern will. . . Erquickern auch auf dem langsam schwelenden Scheiterhaufen? . . . Und zuletzt lesen wir ganz deutlich folgende Zeilen:

„Laß deinen Sohn, meinen Trost im Leben  
Allzeit in meinem Herzen schweben.  
Und wenn die Stunde vorhanden ist,  
Nimm mich zu dir, Herr Jesu Christ,  
Denn ich bin dein und du bist mein,  
Wie gerne wollt' ich bei dir sein!

Nachdem sie endlich gegen Abend „zwischen Himmel und Erde in Rauch und Schmauch“ das Leben ausgehaucht hatten, nahm der die Untersuchung führende Rathsherr Herr Balthasar Kleffen die Feder zur Hand und schrieb auf jedes der drei Todesurtheile mit festen Zügen:

Exequiret den 22. Martii Anni 1619.



## Tangermünde seit dem dreißigjährigen Kriege.

Mit dem großen Brande von 1617 beginnt eine bedeutsame traurige Wendung in den Geschicken von Tangermünde. Die Stadt war noch nicht wieder aufgebaut, als der dreißigjährige Krieg anfang, der die Altmark so arg, wie nur irgend eine Landschaft Deutschlands verwüstete. Bevor noch fremdes Kriegsvolk die Altmark besetzte, litten Land und Leute schwer unter dem Unfug der Kipper und Wipper in den bösen Jahren von 1621 bis 1623. In der Mark waren bereits seit 1617 Edikte ergangen wider diejenigen „so das Gold und Silber, auch alte gute Münzsorten aufkaufen, auswechseln, auskippen und in andern betrüglichen Wegen an sich bringen und böse, geringe und unwerthe Groschen, Schreckenberger und Städtergroschen ins Land einführen und einschleifen.“ Um diese Zeit hatten schon verschiedene Reichsfürsten angefangen, statt Silber gesottenes, weiß gemachtes Kupfer, welches nach acht Tagen zunderroth wurde, zu schlagen und vollwerthig auszugeben. „Wie eine Pest“ sagt G. Freitag in seinen Bildern aus deutscher Vergangenheit (Bd. III., 161) „griff diese Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich.“ Hundert neue Münzen wurden errichtet.

„Wo ein verfallener Thurm für Schmiede und Blasebalg fest genug erschien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und schlechtes hinauszufahren, da nistete sich eine Bande Münzer ein. Kurfürsten und Herren, geistliche Stifter und Städte wetteiferten mit einander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angesteckt.“

Die Nation gerieth in einen wilden Taumel. Alle Welt legte sich auf Geldhandel. Der tollste Gründungschwindel jüngster Vergangenheit giebt nur ein schwaches Abbild von dem damaligen Treiben. Bald kam die Gegenströmung, — der Krach mit Entwerthung des neuen Geldes und Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse. In Brandenburg erging ein landes-

herrliches Münzedikt nach dem anderen, bald gegen die Aufkäufer des Goldes und Silbers, bald gegen die Münzer und die Verbreiter der „leichten heillosen Groschen“ — der „bösen Groschen, die auf dem Wasser schwimmen, auch vom Winde hinweggeweht werden.“ Schon im Frühjahr 1620 wurden durch kurfürstliches gedrucktes Schreiben Städte und Geschlechter und Leute „in aller Stille“ gewarnt, sie möchten bei Zeiten „die geringen, ungültigen bösen Groschen ohne Schaden los zu werden“ trachten. Allein das half nicht viel. Die Verwirrung nahm zu, als die leichten Schreckenberger ganz verboten wurden. Ritner schreibt in seinem Altmärkischen Geschichtsbuch:

„Hierüber ist im Römischen Reich (1622) hin und wieder in den Städten ein großer Tumult und Aufruhr entstanden, also gar, daß an etlichen Orten sich allerhand Gesindlein zusammenrottiret, der verdächtigen Personen Häuser zu plündern und unaufhörlich: Kipper, Wipper, Schelm, Dieb zu schreien angefangen hat. In der Fastnachtswoche wurden an diesem Ort (Tangermünde) gegen den Abend etliche Schuhknechte eins, ein Haus zu stürmen; denen liefen zu allerhand Schiffer- und Fischerburschen und entstand ein solcher Lärm, daß die ganze Bürgerschaft ins Gewehr kommen und solche muthwillige Leute abtreiben mußte.“ . . .

Im Februar 1626 ließ König Christian IV. von Dänemark seinen General Joh. Phil. Fuchs in die Altmark einrücken, um alle festen Plätze zu besetzen „damit dies nicht vom Feinde geschehe.“ Am Abend des 17. Februar überrumpelte dessen Oberst Einstow mit einem Regiment zu Fuß die Stadt Tangermünde, — die Bürger hatten sich nur schwach zur Wehr gesetzt. Den folgenden Tag wurden die Soldaten, wie Ritner erzählt, „bei der armen, erschrockenen Bürgerschaft haufenweise einquartirt, und mußte man die ankommenden bösen Gäste überflüssig speisen.“ Ritner will selbst gesehen haben, „wie man die lieben Speisen den Wirthen nach den Köpfen und die Butter an die Wände geworfen hat.“ General Fuchs befestigte Tangermünde und verbrauchte zu Pallisaden, spanischen Reutern, Blockhäusern und dgl. etliche Hundert Eichbäume, die er im Stadtbusch niederkauen ließ. Bald kam auch Graf Mansfeld nach Tangermünde, um mit Fuchs gemeinschaftlich den Überfall auf das feste Schloß Rogaetz zu verabreden. Sie stürmten es am 29. März. Es wurde „alles darin niederkauen und mit Holzärten, weil die Soldaten durch Zauberei eines Messpaffen alle sollten fest gewesen sein, erschlagen.“ Im Laufe des Frühlings

legte General Fuchs auf der Landseite ein großes stark verschanztes Lager an, er ließ

„ein öffentliches Feldlager vom Hühnerdorfer Thor bei den sechs Windmühlen an bis an den Tangerfluß hinter der Ziegelscheune vor der Neustadt durch die schöne fruchtbare und besäete Acker vergraben und mit vielen großen Bollwerken, starken Eichen, Sturmpfählen (dadurch ein sehr großer Schade am Stadtholze geschah) besetzen und dergestalt befestigen, daß er als ein Fuchs im Loch den Kaiserlichen wohl einen Troß aussitzen konnte; den Anger setzte er gar unter Wasser, ließ starke Schanzen diesseits und jenseits der Schiffbrücke legen, und geschah dadurch an Aekern, Wiesen, Gärten, Obst- und Eichbäumen, Häusern und der Ziegelscheuren ein unwiderbringlicher Schaden.“

Bei Beginn der Sommerszeit kam die rothe Ruhr und nachher eine förmliche Pest dazu, so daß viele dänische und deutsche Soldaten und viele von der Bürgerschaft — zusammen angeblich 1600 Menschen, darunter „etliche aus dem Rath und dem (geistlichen) Ministerio“ umgekommen sind.

„Da hat man Gottes scharfe Zuchtrüthen, als Krieg, Pestilenz und theure Zeit, auf einmal gehabt, deswegen dieser Ort von seinen Einwohnern sehr dünne geworden ist.“

General Fuchs brach endlich auf und verließ sein wohlverwahrtes starkes Lager. Aus dem ganzen Landgebiete wurden mehrere hundert Bauern aufgeboten, welche Wälle und Batterien niederreißen und der Erde gleich machen sollten, was aber in der Eile nicht vollständig gelang. Vom 8. November 1626 bis 29. April 1627 lag Herzog Georg von Cüneburg mit vier Kompagnien in der Stadt. Derselbe soll in dieser Zeit 28,219 Gulden ohne die schweren Nebenausgaben aus der Stadt gezogen haben, „dazu mancher ehrliche Mann wöchentlich zehn bis dreißig Thaler zusteuern müssen.“ Ritner sagt nach einer Schilderung der Leiden der Stadt durch die Besetzungen, Einquartirungen und Durchzüge:

„Hierdurch sind die Leute blutarm worden, und hat mancher außer seinem geringen Häuslein kümmerlich sein Leben nicht mehr erhalten können, dannenhero sie auch häufig in andere Länder gezogen und gleichsam wie mit Wurfschaufeln aus dem Lande geworfen sind.“

Burg und Stadt Tangermünde blieben nach kurzer Unterbrechung im Besiß der Kaiserlichen bis zur Ankunft des Schwedenkönigs Gustav Adolf mit seiner Armee. Dieser ließ die mit einer Kompagnie Kaiserlicher besetzte Burg am 30. Juni 1651 durch einen Handstreich nehmen. Das Burgthor



wurde durch eine Petarde gesprengt. Auf dem Burghof kam es zu einem erbitterten Kampfe. Die ganze Besatzung wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Am 2. Juli setzte Gustav Adolf unterhalb der Burg hinter den Weinbergen bei niedrigem Wasserstand mit der Reiterei und Bagage durch die Elbe. Ein Bäuerlein hatte ihm die Furt gezeigt. Für die Artillerie und Infanterie ward schnell eine Schiffbrücke geschlagen und so zog die ganze schwedische Armee in die Altmark ein. Bis zum 11. Juli behielt der König die Burg als Hauptquartier. Dann zog er nach Werben in das verschanzte Lager. Die nächsten Wochen war die Altmark der Schauplatz erbitterter Scharmützel zwischen den Truppen des Schwedenkönigs und den Kaiserlichen unter Tilly und Pappenheim. Tilly nahm am 22. Juli sein Hauptquartier im Tangermünder Schloß und versuchte von hier aus vergeblich die Werbener Schanze zu erstürmen. Am 11. August 1631 zog er nach Sachsen ab und die Schweden folgten ihm nach.

Jetzt hatte die Altmark für einige Jahre Ruhe. Dann aber kamen die Jahre des größten Elends, der furchtbarsten Noth, die Jahre 1636 bis 1639, in welchen Kaiserliche, Sachsen und Schweden, und nicht die letzten auch Brandenburger plünderten, raubten, mordeten. Brandenburg hatte mit dem Kaiser 1635 den schmachvollen Prager Frieden geschlossen und der Krone und den Heeren Schwedens den Krieg erklärt. Im Frühjahr 1637 wurde ein Heer angeworben.

„Es wurden große Summen vergeudet, um schließlich kaum 6000 Mann zusammenzubringen! Die 25 Obristen, ihre Obristleutenants und Hauptleute, fast durchgehends brandenburgische und preussische Edelleute, leisteten Unglaubliches in Betrügerei und Gaunerei bei der Werbung; freilich noch ärger verstanden sie zu prellen und Gewinn zu machen, nachdem sie ihre Kompagnien und Regimente bei einander hatten. . . . Schon seit 1635 lagen viele Äcker unbestellt, der Viehstand war zu Grunde gerichtet, ganze Dörfer verlassen, die Städte nahrungslos, verarmt, seit 1637 wüthete Pest und Hungersnoth; nur die äußerste Gewaltthat konnte noch Unterhalt für die Truppen schaffen; mit „mehr als türkischen Tribulationen“ erpreßten diese Obristen und Hauptleute Geld und Geldeswerth und bereicherten sich an dem jammervollen Untergang ihres Heimathlandes, ihrer Landsleute; alles Entsetzliche, was das Land erst von den Mansfeldern und Wallensteinern, dann seit dem Prager Frieden von den kursächsischen und kaiserlichen Völkern gelitten hatte, schien gering gegen die Habgier, Grausamkeit, Niederträchtigkeit der heimischen Soldateska.“

So Droyßen (Theil III. Bd. 1, S. 129). Seit 1637 war durch kaiserliches Edikt auch noch die sogenannte Kriegsmeße eingeführt. Von jedem Scheffel Korn, das zur Mühle ging, war eine Meße und von jedem Brauen Malz ein Scheffel an die Ziesemeister zu entrichten. Dazu kamen später noch Kontributionen zur Unterhaltung der kurbrandenburgischen Truppen, die seit August 1637 die Werbener Schanze besetzt hielten. Da jene Abgaben bei vollständiger Verarmung des Landes nicht eingingen, sandte der kurfürstliche Kanzler und Statthalter Graf Schwarzenberg im Winter 1640 etliche Fähnlein Reiter und Dragoner als Exekutionstruppen in das Land. Als nun aus dem Halberstädtischen ein schwedisches Korps von 3000 Mann heranzog, gingen die brandenburgischen Truppen über die Elbe zurück, beließen aber zweckloser Weise auf der Burg Tangermünde, von wo bereits Anfang des Jahres 1639 die Kaiserlichen durch die entsetzliche Hungersnoth vertrieben waren, eine Besatzung von 94 Mann. Der Kommandant, der kein einziges Geschütz besaß, machte sich zur Gegenwehr bereit. Er ließ einige Häuser auf der Freiheit abbrechen, damit sie den Feinden nicht zur Deckung dienen könnten, verproviantirte sich und traf sonstige Anstalten, um einer Belagerung zu widerstehen. Noch war er damit nicht zu Ende, als die Schwedischen am 10. Dezember 1640 mit Fußvolk, Reitern und Geschützen vor dem Schloß anlangten. Sie beschossen dasselbe mehrere Tage und begannen Minen zu legen, um es in die Luft zu sprengen. Da sah sich der Kommandant zur Übergabe genöthigt. Kaum waren die Schweden eingezogen, als sie an vielen Stellen der Burg Feuer anlegten. Das von Kaiser Karl IV. erbaute Schloß mit seiner prachtvollen Kapelle brannte bis auf den Grund aus. Das stehn gebliebene Mauerwerk stürzte allmählich zusammen und wurde später fortgeräumt. Ritner flagt:

„Also ist das alte und ziemlich wohlverwahrte Kastel, worauf ein Römischer Kaiser, etliche Kurfürsten und Markgrafen zu Brandenburg, ihren Sitz und Wohnung gehabt, inwendig im Grund ausgebrannt und verwüstet worden, welcher Schaden durch eine so unnöthige Besatzung verursacht ist.“

Es ist ein sonderbares Zusammentreffen: kaum vierzehn Tage bevor das märkische Kaiserschloß als Opfer der schlechten, Österreich freundlichen Politik der Brandenburgischen Regierung in Trümmer sank, war der un-

fähige Kurfürst Georg Wilhelm, fernab von den Marken, gestorben und hatte sein Nachfolger die traurige Erbschaft angetreten: — Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, unter dessen weiser und starker Hand an Stelle des tödtlich zerrütteten, der Auflösung nahen Reiches das neue Deutschland sich mit demjenigen Deutschen Staate, von welchem die nationale Wiedergeburt ausgehn sollte, zu bilden begann. Friedrich Wilhelm entledigte sich schnell der falschen Rathgeber, schloß mit Schweden einen Waffenstillstand und suchte während desselben die unendlichen Schwierigkeiten seiner Lage, die gleichzeitig „die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit“ erforderte, mit aller Spannkraft seines jugendfrischen starken Geistes zu überwinden. Und just um dieselbe Zeit wohnte Jahr und Tag in einem Hause auf der Freiheit des zertrümmerten Kaiserschlosses Tangermünde ein deutscher Gelehrter und Geschichtsforscher, der kurz vor dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten in einer viel besprochenen Streitschrift mit prophetischer Sicherheit als die erste Vorbedingung der künftigen Wiederaufrichtung des deutschen Reiches in alter Herrlichkeit — die Verjagung des Hauses Österreich aus dem Reiche hingestellt hatte. Der Verfasser der 1640 in Stettin erschienenen Schrift über die nothwendigen Fundamentalgrundsätze für die deutsche Reichsverfassung und Reichspolitik (*Dissertatio de Ratione Status de imperio nostro Romano-Germanico etc.*) nannte sich Hippolithus a Lapide. Man hat lange geforscht und gestritten, welcher Schriftsteller hinter diesem Namen verborgen sei. Einige schrieben die berühmte Schrift dem schwedischen Reichskanzler Örenstierna, Andere angesehenen deutschen Staatsmännern zu. Jetzt nimmt man allgemein an, daß sie von einem Manne herrühre, der bis auf den heutigen Tag als Geschichtschreiber hohes Ansehen genießt. Bogislaus Philippus Chemnitz, geboren zu Stettin am 9. Mai 1605, hatte in Rostock und Jena Geschichte und Rechtswissenschaft studirt, war hierauf 1627 Soldat geworden, erst bei den Nidderländern gegen die Spanier, dann bei den Schweden gegen den Kaiser. Als Hauptmann hatte er den Abschied genommen und war zu den Wissenschaften zurückgekehrt. Von jener lateinischen Schrift sagt ein sehr kühler Beurtheiler derselben, Friedrich Weber (*Hippolithus a Lapide in Sybels historischer Zeitschrift* 29, 1833):



„Nie haben sich wissenschaftliche Forschung und politischer Parteeifer, gelehrte Argumentation und tendenziöse Absicht so in Einem Werke vereinigt: bald ist es der kritische Staatsrechtslehrer, bald der leidenschaftliche Parteimann, der seine wuchtigen Schläge wider das Haus Habsburg und das römisch-deutsche Kaiserthum richtet. Seine Sätze, die mit solcher Schärfe, Hestigkeit und Konsequenz nie vorgetragen worden, erregten ungeheures Aufsehen, fanden anderthalb Jahrhunderte hindurch die lebhafteste Besprechung, manchmal Beifall, viel häufiger aber Widerspruch und Schmähung, und bei den Reichspublizisten alter Art, die mit unbegrenzter Ehrfurcht vor der kaiserlichen Würde und dem glorreichen großmächtigen Hause Österreich erfüllt waren, wurde die Schrift nur mit Abscheu und Grauen als das vermessene Werk eines kecken Majestätschänders angesehen. Allein weder das Verbot des kaiserlichen Hofes noch die verschiedenen Widerlegungen vermochten die vielen Wahrheiten des gelehrten Kaiserfeindes zu entkräften.“ . . .

Die staatsrechtliche Lehre der Schrift besteht in folgendem: Die Souveränität ist nach Gesetz und Wesen nicht dem Kaiser, sondern dem Reichstage zuzuschreiben. Der Reichstag ist auch berechtigt, die kaiserliche Würde abzuschaffen und die Vorrechte der Kurfürsten umzustößen; der Kaiser ist nichts als der Vorsitzende und Leiter des Reichstags und Vollstrecker der Reichstagsbeschlüsse, der oberste Diener und Beamte des Reichs, nicht dessen Monarch. Das Haus Habsburg hat durch seine in Verfassungsbruch, Treuverletzung, nackter Selbstsucht und Herrschgier bestehenden Politik das Reich zu Gunsten seiner Hausinteressen auf allen Seiten geschmälert. Heilung ist nur möglich durch Verdrängung des Hauses Österreich aus dem Reiche, Einziehung seiner Erblande als Reichsdomänen. Dazu müssen sich alle deutsche Fürsten vereinigen und mit den Fremden, mit Schweden und Franzosen gegen das Kaiserhaus zu Felde ziehn. In Zukunft aber soll man einen Kaiser wählen, dem alle Ehrenrechte verbleiben, der den Vorsitz im Fürstenrath führt, der aber keine wirkliche Staatsgewalt über das Reich, keine Gerichtsbarkeit über Reichsstände, keine Verfügung über Reichskriegs- und Reichsfinanzwesen besitzt. Zum Schutz gegen Außen soll ein stehendes Reichsheer und eine ständige Reichsteuer — sei es auf dem Wege des gemeinen Pfennigs oder des Römermonats eingeführt werden; — aber die Verfügung darüber muß in Wahrheit der Reichstag behalten. . . .

Chemnitz kam 1643, vermuthlich mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna, nach der Altmark. Hier lernte er die hinterlassene Erbtöchter des

1621 verstorbenen Kurfürstlichen Kastners Florian Alborn zu Tangermünde (s. Seite 103) kennen und verheirathete sich mit ihr. Dadurch kam er in den Besitz des ersten Burgmannenhauses auf der Schloßfreiheit links vom Hühnerthor aus gerechnet. Dasselbe hatte früher der Familie Stauder gehört, die im erblichen Lehnsbesitze des Hof- und Landrichteramts der Altmark gewesen war. Es besaß von Alters her das Privileg des Ausschanks ausländischer Weine und fremder Biere, sowie die Brauereigerechtigkeit für eigenen Bedarf. Dieses Haus hat Chemnitz mehrere Jahre bewohnt und darin an seinem großen Geschichtswerke über den „Schwedischen in Deutschland geführten Krieg“ geschrieben, dessen erster Theil in deutscher und lateinischer Sprache bearbeitet, 1648 in Stettin erschienen ist.<sup>\*)</sup> Hier in Tangermünde empfing er bereits 1644 das Bestallungsdekret als „deutscher Historiograph der Königl. Majestät zu Schweden.“ Nach der Veröffentlichung des ersten Theils erhob ihn Königin Christine in den Adelsstand und schenkte ihm das Rittergut Hallstadt in Schweden. Demzufolge verkaufte er 1649 sein Tangermünder Freihaus und zog nach Schweden, wo er 1678 gestorben ist. Wir haben keine Kunde, ob Chemnitz in der Altmark zu dem Kurfürsten, der am 24. Juli 1645 in Stendal die Huldigung der Altmärkischen und Priegnitzischen Städte empfing, in persönlichen Verkehr getreten ist. Aber auch wenn dies der Fall war, konnte er nimmermehr ahnen, daß dieser schwache, zerrüttete Brandenburgisch-Preussische Staat einstmals die Macht gewinnen werde, „Kern und Haupt eines neuen deutschen Reiches zu bilden,“ eines mächtigen deutschen Kaiserreichs, — ohne Oesterreich, und daß der junge Kurfürst in 48-jähriger Regierung zu dieser Entwicklung den festen Grund legen werde.

Man hat bis auf unsere Tage die Schrift des Hippolithus a Lapide vielfach für eine im fremdländischen Solde ohne redliche Absicht geschriebene Tendenzschrift erklären wollen. Wie ungerecht! Wahrlich einen hohen Grad von Vaterlandsliebe und ein unerschütterliches Vertrauen zur deutschen Nation mußte der Mann besitzen, der wenige Jahre nach dem Abschluß des schmählichen Prager Friedens an die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des deutschen

<sup>\*)</sup> Der zweite Theil, nur deutsch, erschien 1654 in Stockholm; Bruchstücke der folgenden Theile sind zu Stockholm erst 1855 herausgegeben.

Reichs zu alter Macht und Herrlichkeit glaubte und festen Muthes und rücksichtslos dazu die Mittel und Wege vor der Nation selbst erörterte. Und wenn dieser Mann ein eifriger, einsichtiger Protestant, ein Gegner des Papstthums und der Jesuiten war, mußte dann nicht seine Schrift, die erbitterte Feindschaft gegen das Haus Habsburg bekunden, unabhängig davon, ob er Beamter eines deutschen oder nichtdeutschen Staates sei? — Wie trefflich sind seine Mahnungen an die Deutschen, über den Religionshader nicht des Vaterlandes und der Freiheit zu vergessen:

„Der Zwiespalt der Religionsparteien hat die Freiheit und die Verfassung des Reichs zu Grunde gerichtet und den Habsburgischen Kaisern Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Macht gegeben. Denn die Päpstlichen sahen, nur um den Protestanten wehe zu thun, dem Kaiser jede Rechtsverletzung nach. Darum schweige und verstumme jener eitle Vorwand der Religion! Jetzt handelt es sich gar nicht mehr um Religion, sondern um Freiheit oder schimpfliche Knechtschaft. . . . Seiest du päpstlicher oder protestantischer Religion, vor Allem bist du ein Deutscher, dessen Vorfahren lieber den Tod als die Knechtschaft erduldeten!“

Möchten alle Deutsche jeder Zeit bei des Vaterlandes Noth und Bedrängniß diese Worte beherzigen und danach thun! . . . .

Der Westphälische Friede beendigte den dreißigjährigen Krieg, — die Altmark war „ein verödetes, verarmtes, ausgebranntes, ausgemordetes Land.“ — Tangermünde, welches vor dem Brande von 1617 an 600 bewohnte Feuerstellen gehabt hat, besaß 1645 nur noch 228 bewohnbare Häuser, von denen mehrere unbewohnt waren. Ein Jahrzehnt nach dem andern verging, und nur sehr langsam begann die Stadt sich zu erholen. Aus den Jahren 1676 und 1678 werden drei große Feuersbrünste gemeldet. Unter der grundschlechten Stadtverfassung führten die Beschwerden über die beispiellos schlechte Stadtverwaltung 1695 zu einer langwierigen Untersuchung durch eine kurfürstliche Commission. Die Bürgermeister und Rathsherrn hatten eine Menge wüster Stellen und nicht wenig anderes Stadteigenthum sich angeeignet, — von 1610 bis 1686 hatte der Rath keine Rechnung gelegt. Was von städtischem Vermögen der Krieg nicht verzehren konnte, hatten „die Väter der Stadt“ in den sich selbst ergänzenden lebenslänglichen Rathskollegien gründlich ausgeplündert.



Die Burg lag fast sechszig Jahre in Trümmern. Erst 1699 ließ Kurfürst Friedrich III. das „Amtshaus“ bauen und als König Friedrich I. nahm er 1701 das Bauwerk in Augenschein. Er kam dazu mit einem Gefolge von 280 Personen und 554 Pferden. Unter seiner Begleitung befanden sich „zwei geborene Mohren.“

Aus der ferneren Geschichte von Stadt und Burg Tangermünde sollen hier nur noch wenige Ereignisse aus unserm Jahrhundert erwähnt werden:

König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin die Königin Luise übernachteten zum ersten Male in schöner Sommerzeit am 29. Juni 1803 auf dem Amtshause und erfreuten sich der weiten Aussicht über die Elbe und die frisch und üppig prangenden Wiesen und Felder. Die holde Königin entzückte die getreuen Tangermünder durch Frohmuth und Liebenswürdigkeit. — Wie anders am 16. October 1806: Königin Luise auf der Flucht, nach der verlorenen Schlacht bei Jena, — eine thränenreiche schlaflose Nacht im Hause des Schiffseigenthümers Hecht an der Burgfreiheit! — Der König folgte am 18. October. Schon acht Tage später nahm Marschall Soult mit seinem Generalstab in den Mauern der Burg sein Hauptquartier. Die Schule wurde auf einige Tage französisches Lazareth, in die Stephanskirche waren preussische Gefangene eingesperrt. Die Altmark wurde durch den Tilsiter Frieden von Preußen losgerissen und dem Königreich Westphalen unter König Jerome Napoleon einverleibt. Tangermünde wurde wieder wie vor 700 Jahren Grenzveste nach Westen. Kaiser Napoleon verließ das Amt, die Domäne Tangermünde als Dotation dem Marschall Angereau Herzog von Castiglione. Im Frühjahr 1809 traf sein Generalbevollmächtigter Dupin ein und nahm im Amtshause seinen Wohnsitz. Zunächst wurde ihm freilich die Freude an der schönen Aussicht arg vergällt. Am Sonntag den 7. Mai 1809 sprengte ein Zug Husaren, ein Offizier und zwanzig Mann, durch das Burgthor in den Schloßhof. Es waren Schill'sche. Schill hatte mit 800 Husaren die Stadt besetzt. Dupin wurde nun gezwungen, von der Domaine 4000 Thaler „als Beitrag zu den Kriegskosten“ zu zahlen und sechs Pferde zu liefern.

Die Westphälische Fremdherrschaft dauerte wenige Jahre. Anfangs 1813 zogen über die zugefrorene Elbe bei Tangermünde armselige Schaaren,

— Überbleibsel der stolzen Armee, die Napoleon der Große nach Rußland geführt. Ende Mai aber erschien Lühow's Freischaar, mit ihr Theodor Körner. Von den Tangermündern, die dem alten Ruf:

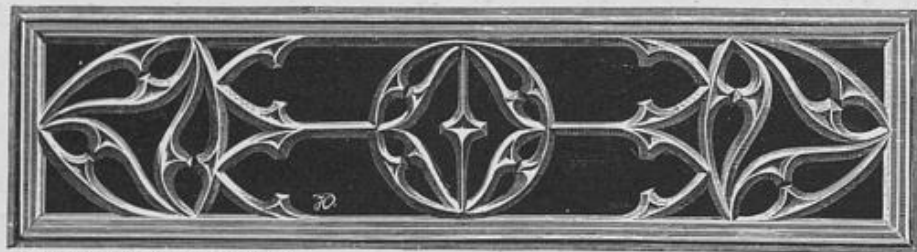
De Tangermünder hebbben den Mot!

immerdar Ehre gemacht haben, traten einige zwanzig Mann in die tapfere Schaar ein. Am 14. August 1813 ertönte zum letzten Male auf der Burg das Kommando französischer Offiziere.

Und noch ein letztes Bild entnehmen wir Goethe's Geschichte der Burg:

„In einer eisigen Januarnacht des Jahres 1871 bewegte sich auf der Landstraße, welche von der Bahnstation Demker nach Tangermünde führt, ein langer Zug fremdartiger Gestalten, vom bittern Froste bis ins Mark durchrüttelt, mehrere in bejammernswerthem Zustande. Neben ihnen marschirten stämmige Männer mit deutschen Vollbärten, den preußischen Helm auf dem Haupte, das Zündnadelgewehr in der Hand. Es war ein Zug französischer Kriegsgefangener, 800 Mann stark, welcher von preußischer Landwehr nach Tangermünde eskortirt wurde. Die Hunderttausende von Gefangenen, welche die Große Nation in die Hand der Sieger lieferte, bewirkten, daß alle Orte, die sich einigermaßen dazu eigneten, zu Gefangenen-Depots gemacht werden mußten. So kam es, daß ihre alten Mauern, welche vor fünfhundert Jahren ein deutscher Kaiser in der Mark errichtet hatte, gleich nach der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums und nach der Verlegung seines Sitzes in die Mark mehrere hundert Kriegsgefangene derjenigen Nation umschließen sollten, welche Deutschlands Entwicklung stets am feindseligsten betrachtet hat. Der alte Kapitelsturm Kaiser Karls IV. nahm 146 rothhosige Gäste auf, Kurfürst Friedrichs II. Schloßkanzlei 170, die Wirthschaftsgebäude auf dem Burghofe 300; der Rest der Gefangenen wurde in der Militärreithahn untergebracht. Das Amtshaus, welches der erste preußische König als Absteigequartier an der Stelle des verbrannten Kaiserschlosses errichtet hatte, wurde für einige Monate Lazareth für französische Kriegsgefangene. Dreizehn von ihnen deckt die Ruhe eines deutschen Friedhofes; die übrigen wurden am 10. April zunächst nach Magdeburg und von dort später nach Frankreich zurückbefördert. Wir aber als friedfertige Deutsche wünschen, . . . daß die Burg Tangermünde solche Gäste niemals wiedersehen möge!“ —

Tangermünde, durch seine Geschichte und seine alten Bauwerke die merkwürdigste der sieben altmärkischen Städte, liegt heute, von keiner Eisenbahn berührt, abseits der Hauptverkehrsstraßen. Um so eifriger und ernster ist die Bürgerschaft bestrebt, sich, würdig der großen Vergangenheit, im friedlichen Wettstreit der Städte durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe hervorzuthun! Möge dieses Streben reiche Früchte tragen!



Aus der Marienfische zu Salzwedel.

## Buch an der Elbe.

Unweit Tangermünde liegt unmittelbar an der Elbe das Dorf Buch, heute ein einfaches Bauerndorf, einst ein Städtchen mit einer festen Burg, von der nur noch ein Wall erhalten ist. Die Burg war eine der ältesten der Altmark. Vermuthlich wurde sie gleichzeitig mit den benachbarten kleineren Burgen zu Jerichel und Grieben errichtet, bald nachdem Kaiser Heinrich der Erste die Burg Tangermünde zur Deckung des Elbübergangs erbaut hatte. Im Anschluß an die Burg Buch entstand ein Städtchen mit Marktplatz und Rathhaus, mit Magistrat und Gerichtsbarkeit und deren Wahrzeichen, dem Roland, vor welchem das Gericht gehegt ward. Von der Burg nannte sich ein altmärkisches Geschlecht, welches den Askanischen Markgrafen mehrere hervorragende Staatsmänner und der deutschen Wissenschaft einen vorzüglichen Rechtslehrer geliefert hat. Da ist zuerst der alte Jan von Bok der Wunderliche — mirabilis d. h. der Berühmte. Ein treuer Rathgeber des Markgrafen Johann von Brandenburg († 1266), dessen Söhne ihn ungnädig entließen, aber in der Noth zu finden wußten. Seine Geschichte ist eng verknüpft mit der des tapfern Markgrafen Otto mit dem Pfeil.

Markgraf Otto, der letzten Minnesänger Einer, ausgezeichnet durch ritterlichen Sinn, hohen Muth und Tapferkeit, hatte sich 1265 zu Hamburg mit des Grafen Gerhard von Holstein Tochter Hedwig vermählt. Er errichtete in der Mark einen Hof, der bald als Heimath seiner edler Sitte weit und breit gepriesen wurde. Schöne Frauen und tapfere Ritter in



reichem Kranz, Turniere und Jagd und Spiele der Minne und höfische Dichtkunst in den märkischen Burgen!



Markgraf Otto mit dem Pfeil.

auf dem Haupte. Sie sitzen auf einer Polsterbank, das Schachbrett zwischen

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.

Minne ist aller Sünden  
fri:  
Seht, Minne machet  
vrô!

So schließt eines  
der uns überliefer-  
ten Minnelieder des  
Markgrafen. In der  
Liedersammlung des  
Ritter und Rathsh-  
herrn Rüdger Ma-  
nesse von Zürich be-  
findet sich auch sein  
und seiner Gemahlin  
Bild. Als bartloser  
Jüngling sitzt er in  
grünem Haus-Kleide  
mit rothem goldum-  
säumten Oberrock, auf  
dem blonden Haupte  
eine flache rothe pelz-  
verbrämte Mütze, am  
Schachbrett. Ihm  
gegenüber sitzt seine  
junge schöne blonde  
Frau im pelzgefütter-  
ten Purpurkleide mit  
weiten Ärmeln und  
rothem Unterkleid,  
einen weißen gold-  
gesäumten Schleier

ihnen. Vor ihnen stehn vier Knaben als Spielleute, zwei blasen lange goldene Trompeten, einer schlägt die Trommel und der vierte spielt die Sackpfeife.

Glänzende Kriegsfahrten in Dänemark, Polen und Ungarn verbreiteten den Ruhm des jungen Markgrafen durch alle deutschen Lande. Unglücklicher verliefen seine Fehden und Kriege mit seinen Grenznachbarn, den Magdeburgern. Die Magdeburger Schöppenchronik berichtet darüber ausführlich:

„Anno 1276 nach dem Tode des Erzbischof Conrad von Brandenburg entzweiten sich die Domherrn über die Wahl. Die Einen wollten den Dompropst Erich von Brandenburg, den Bruder des Markgrafen Otto erwählen, und die Andern, unterstützt von der Magdeburger Bürgerschaft, den Domherrn Busse von Quersfurt. Es entstand darüber Krieg gegen die Stadt und das Erzstift. Bald aber kam ein Vergleich zu Stande. Jeder der beiden Gegner, Erich und Busse, erhielt tausend Mark Entschädigung, Bischof aber wurde Günter von Schwalenberg. Markgraf Otto von Brandenburg trat dem Vergleich bei. Als nun Bürger von Magdeburg sieben Wagen mit Tuch durch die Mark gehen ließen, nahm er diese „wider Treue und Ehre“ fort und begann in Gemeinschaft mit den Herzögen von Braunschweig und Sachsen von neuem Krieg. Aber der Bischof mit seinen Dienstleuten und den Bürgern schlug die Sachsen vor Aken und nahm den Grafen von Holstein und viele Ritter und Knechte gefangen.

Diese Niederlage zu rächen zog Markgraf Otto von Brandenburg mit Graf Ulrich von Regenstein, Werner von Hadnersleben, Graf von Mansfeld und von Arnstein in großer Kriegsmacht heran. Böhmen und Polen und Pommern hatte er in seinem Heere. Und als er bis Frohse an der Elbe gekommen war, vermaß er sich thöricht, er wolle des andern Tages seine Pferde einstellen lassen in den Dom zu Magdeburg. Und er sandte Abends und zu Mitternacht vor die Stadt, und ließ erspähen, was die Bürger und der Bischof thäten. Die Boten kamen wieder und sprachen: Da wäre Niemand, das Volk wäre schon verzaget. Als der Tag anbrach, sandte er abermals vor die Stadt. Die Boten kamen wieder und sprachen, die ganze Stadt sei voll Posaunen, Pfeifen und Trommeln. Bischof Günter hatte Sankt Mauritius Fahne genommen und kam vor das Rathhaus mit seinen Domherrn und dankte den Bürgern wegen aller Treue und Dienstes und bat Reiche und Arme, daß sie mit aller Macht hülfsen das Land beschützen und wehren, und gelobte ihnen und ihren Kindern große förderniß. Die Bürger entschlossen sich schnell und ließen die Glocken läuten. Da zogen die Reichen in Ehren aus mit bedeckten Streitrossen, die mittleren Bürger mit starken Pferden und Gewappneten, die Gemeinheit mit Keulen, Schwertern und Spießen, nach dem was ein Jeder hatte, — und rückten ins Feld. Zu ihnen kam Graf Otto von Anhalt mit aller Macht und des Erzstifts Mann der Kämmerer von Mühlhausen und andere Herren von Thüringen. Da ward das Volk wohl geschaaret und zum Streite wohl geschickt, ein jeglicher als ihm paßte und be-

quem war. Und das Volk zog fröhlich unter St. Mauritius Fahne gegen die Feinde. Der Markgraf zog wider sie mit drei großen Heerhaufen.

Das war in St. Pauls Tage des ersten Einsiedlers und eines Montags im Jahre 1278, da ward so hart ein Streit, daß Niemand dachte, noch hatte sagen gehört von so hartem Streite. Markgraf Otto ward gefangen und mit ihm dreihundert Ritter und Knechte, seine ganze Wappnerschaft, und es ward manch Mann erschlagen und viele Rosse und Pferde. Der Graf von Arnstein und viele von des Markgrafen Rittern und Wappnern wurden erschlagen und die Bürger nahmen großen Schaden an ihren Rossen und Pferden. Und sie führten den Markgrafen zu Magdeburg in die Stadt und legten ihn in Ketten und behielten ihn gefangen, bis man ihm machte eine Kiste von dicken Bohlen. Da stellte man ihn ein. Die Kiste stand in des von Quernford Hofe, das war da, wo jetzt der Chor steht von St. Nicolaus auf dem neuen Markte. . . . .

Der Markgraf aber kam also los. Er sandte nach seiner Frau und bat, daß sie zu ihm käme. Er hieß sie sprechen mit seinen Mannen und insonderheit mit dem alten von Buch, der seiner Eltern Rathgeber gewesen war, den er aber entlassen hatte. Das that die Frau. Und da sie den von Buch sprach und bat, antwortete er: „Mein Herr hat mich vertrieben und aus seinem Rath entlassen, und mir genommen, was ich von seinen Eltern hatte. Mein Rath nützte ihm nicht.“ Die Frau weinte und versprach und gelobte, daß ihr Herr alles wieder gut machen sollte. Zuletzt gab er den Rath, daß sie nehme baar Geld und zöge nach Magdeburg und gebe denen, die er ihr nannte, etwelchen Domherrn und Dienstmannen des Gotteshauses (Erzstifts) heimliche Gabe, so viel er ihr hieß, einem hundert Mark, einem andern fünfzig Mark und minder oder mehr. Das geschah.

Danach verhandelte man um des Markgrafen Lösegeld. Da hielt der Bischof mit seinen Mannen und Herren Umsprache. Sie riethen ihm, daß er ihn losließe und ihm Frist gebe vier Wochen, entweder zurückzukommen oder viertausend Mark zu geben in derselben Zeit. Der Bischof that nach ihrem Rathe. Der Markgraf kam zu den Seinen und suchte Rath. Der von Buch fragte den Herrn, wie er da selbst zu dächte mit seinen Mannen. Diese sprachen, sie wußten keinen Rath, als daß man nehme Kelche und Silberwerk aus allen Kirchen im Lande und darzu borgte, so viel man könne von den Städten und so das Geld zusammenbrächte, auf daß der Markgraf nicht wieder in die Gefangenschaft zu reiten brauche. Da sprach der von Buch: Das ist ein Weg, aber ich weiß einen besseren, den ich rathe will, wenn mein Herr mir Recht widerfahren läßt. Der Markgraf gelobte, ihm alles Gute zu thun und nimmer wieder Unrecht. Da nahm der von Buch den Markgrafen und seinen Bruder allein und ging mit ihnen in die Sakristei zu Tangermünde und wies ihnen einen großen beschlagenen Stock voll Goldes und Silbers und sprach: „Dies Gut hat Euer Vater hinterlassen, damit löset Euch los. Dieses vertraute er mir an und darum hatte er Euch geheißten, daß Ihr immer nach meinem Rathe thun solltet. Nun habt Ihr wider meinen Rath Krieg geführt wider das Haus zu



Magdeburg.“ — Der Herr ließ das Lösegeld bezahlen dem Bischofe und ward losgelassen. Da sprach er kühnlich: „Herr Bischof, bin ich los?“ — Der sprach: Ja! — Da sprach Jener: „Ihr könnt keinen Markgrafen schätzen! Ihr hättet mich sollen auf ein Roß setzen mit aufgerichteter Lanze und hättet mich mit Gold und Silber lassen beschütten bis an deren Spitze. Dann hättet Ihr mich recht geschätzt!“

So weit die Schöppenchronik. Sie schildert eingehend die weiteren Kämpfe. Markgraf Otto fing von Neuem Krieg an. Er nahm die Stadt Staßfurt. Die Bürger von Magdeburg leisteten dem Bischof wiederum Beistand und entsetzten die belagerte Stadt Staßfurt. Der Markgraf mit den Seinen versuchte zu stürmen. Die Besatzung wehrte sich mannhaft. Otto ward durch den Helm in den Kopf geschossen. Den Pfeil trug er manches Jahr und ward deshalb „Markgraf Otto mit dem Pfeil“ genannt. Von den Seinen fielen Viele; da wurde er flüchtig. Der Bischof und die Bürger verfolgten ihn bis an die Elbe. Otto's Bruder Markgraf Johann fiel nun in das Land des Grafen Otto von Anhalt. Die Magdeburger schlugen ihn in die Flucht und verfolgten ihn in den Harz, bis sie der hohe Schnee hinderte. Dann fielen sie in die Altmark, verheerten das Land bis vor Stendal, raubten und brandschagten und kamen ohne Verlust zu Haus. Bischof Günter erfuhr jezt, daß sich seine Domherrn und Mannen hatten mit Geld bestechen lassen und ungetreulich gerathen hatten. Da sprach er: „Ihr seid Sanct Mauritio und Eurem Gotteshause ungetreu; ich will Euer Bischof nicht sein,“ und gab das Bisthum auf.

Der alte Jan von Buch blieb bis zum Tode in der Gunst des Markgrafen. Von seinen vier Söhnen Nicolaus, Bernhard, Conrad und Siegfried nahm der älteste Nicolaus als Truchseß eine hervorragende Stelle am Hofe des Grafen Waldemar ein. Von ihm wird berichtet, er habe bei der Kaiserwahl 1314 als Gesandter des Markgrafen dessen Weisungen nicht befolgt, Waldemar habe deshalb, als Ludwig von Bayern zum römischen Könige und künftigen Kaiser gewählt wurde, über ihn ein furchtbares Strafgericht gehalten, ihn in das Gefängniß werfen und unter grausamen Martern Hungers sterben lassen. Die Erzählung ist indessen weder hinreichend beglaubigt, noch glaubhaft. Freilich muß in dieser Zeit die ganze Familie bei Markgraf Waldemar in Ungnade gefallen sein; nach 1314 wird in seiner Umgebung keiner der vier Brüder wieder erwähnt.

Wenige Jahre nach Waldemar's Tode (1319) wird ein Enkel des berühmten Jan, ein Sohn des Nicolaus zuerst als Ritter der Vogtei Tangermünde genannt. Johann von Buch war am Hofe des Markgrafen Ludwig von Bayern ein einflussreicher und mächtiger Edelmann. Zuerst Kanzler und geheimer Rath ward er später Hofrichter und Landeshauptmann der ganzen Mark Brandenburg. Um das Jahr 1330 verfaßte Ritter Johann von Buch zu Eike von Repgow's kurz zuvor erschienenen Sachsenspiegel, dem ältesten unserer deutschen Rechtsbücher, eine Glosse, um, wie er meinte, den weniger kundigen und begabten Urtheilern bei Anwendung des Rechts zu helfen und dem Inhalte des in den geistlichen Gerichten verschmähten Sachsenspiegels durch Stützen auf kaiserliches und geistliches Recht mehr Halt und Ansehn zu geben.

Dieser verdienstvollen Arbeit ließ der gelehrte Ritter bald eine zweite folgen, den Richtsteig Landrechts, eine Darstellung des Rechtswegs. In dem Vorworte dieses Werkes erwähnt er der Klagen vieler verständiger Leute und Kenner des Sachsenspiegels, daß sie doch nicht wüßten, wie sie sich mit ihm vor Gericht behelfen sollten. Solches hätten ihm auch seine Oheime Conrad und Siegfried von Buch, Kinder des wunderbaren Jan von Buch, mit der Bitte kundgethan, ihnen zu Liebe eine schlichte, nur durch unser Recht belegte Belehrung über das Verhalten vor Gericht als Richter, Kläger und Antworter zu geben. Dessen könne er sich bei seiner Liebe zu ihnen nicht weigern, scheue auch nicht die Verläumdungen und den Haß der Bösen. Wenn er doch diese dreifältig scheeren und mit glühendem Eisen durch die Zähne brennen könnte, lediglich damit sie den Guten kenntlich würden, auf daß diese sich vor ihnen hüteten, — ei, da wolle er gern die Sünde büßen und zehn Jahr eher darum sterben! — Des frommen Wunsches ungeachtet scheint der ehrenfeste Ritter, durch seinen Besitz einer der mächtigsten Grundherrschaften der Mark Brandenburg, ein hohes Alter erreicht zu haben. Seine letzten Lebensjahre weilte er auf der Burg Buch, getreu seinem Ausspruche in der Glosse: »Wer underwilen Oderisch luft rokende, deme dede de Elbluft darna de bet« — wer eine Zeitlang Oderische Luft roch, dem thut darnach die Elbluft desto besser.

Die rechtswissenschaftlichen Werke des Burgherrn von Buch haben sich dauerhafter erwiesen, als die festen Steinmauern der Elb-Burg. Diese sind längst vernichtet; Spaten und Pflug vertilgen die letzte Spur der Burgstätte, bald weiß sie Niemand mehr aufzufinden. Aber der deutsche Student, der über Glossen und Richtsteig des Utmärkischen Ritters nach vollendeten Rechtsstudien keine Auskunft zu geben vermöchte, würde Gefahr laufen, in der Referendariatsprüfung durchzufallen.



Der Roland von Buch.

Wer heute nach Buch kommt, findet fast nichts, was an die ruhmvolle Vergangenheit des Ortes erinnert. Wie die Burg, so sind auch das Rathhaus und die Thore der alten Stadt verschwunden. Der Rathhausthurm stürzte 1660 ein und zertrümmerte die Rolandsäule. Aber dieses letzte Erinnerungszeichen vergangener Größe wollten die Bucher nicht entbehren. Die Rolandsäule wurde erneuert und als ein Menschenalter später eine Feuersbrunst den Kopf des neuen Roland zerstörte, wurde auch dieser Verlust schnell ersetzt. Mächtige Locken, ein zierliches Schnurrbärtchen und ausdruckslose gelangweilte Gesichtszüge sind die Eigenthümlichkeiten dieses neuesten Rolandskopfes.

In unserm neunzehnten Jahrhundert ward Buch von schwerem Unglück heimgesucht. Eine Feuersbrunst legte 1844 das Dorf in Asche, — 76 Feuerstellen brannten nieder. Was das Feuer nicht zerstörte, ward im nächsten Frühjahr von der Wassersfluth beschädigt. Am 2. April 1845 brachen die Elbdeiche bei Grieben und setzten Feldmark und Dorf Buch tief unter Wasser. Beide Begebenheiten sind von Buch'schen Dichtern in ausführlichen Liedern besungen, die der Kantor und erster Lehrer des Orts A. F. E. Felke in seiner 1860 im Druck erschienenen Chronik der Nachwelt überlieferte.



Das Lied von der Feuersbrunst, gedichtet von dem Tagelöhner Gildenpfennig, beginnt mit folgenden sinnigen Strophen:

In des Abends Kühle	Es ist hohe Wonne,
Saß voll seliger Gefühle	Wenn die liebe Sonne
Blickend auf der Kinder Kreis	In des Abends Meer sich taucht
Still der hochbetagte Greis.	Und man dann sein Pfeifchen raucht.

Höheren Schwung entfaltet der Sänger der Wassersnoth, Andreas Stürmer, dazumal Hüttejunge in Diensten des Schulzen. Er läßt den alten Roland selber das Klagelied anstimmen, um das Unglück des Dorfes zu schildern:

Ich grauer Held, ich großer König,  
 Ich bin von lauter Stein gemacht,  
 Mit meinem hölzern Säbel schlag' ich  
 Die Feuerflam und Wasserkraft u. s. w.

Besonders ergreifend beklagt der alte Roland das Loos der Pflegebefohlenen des Dichters:

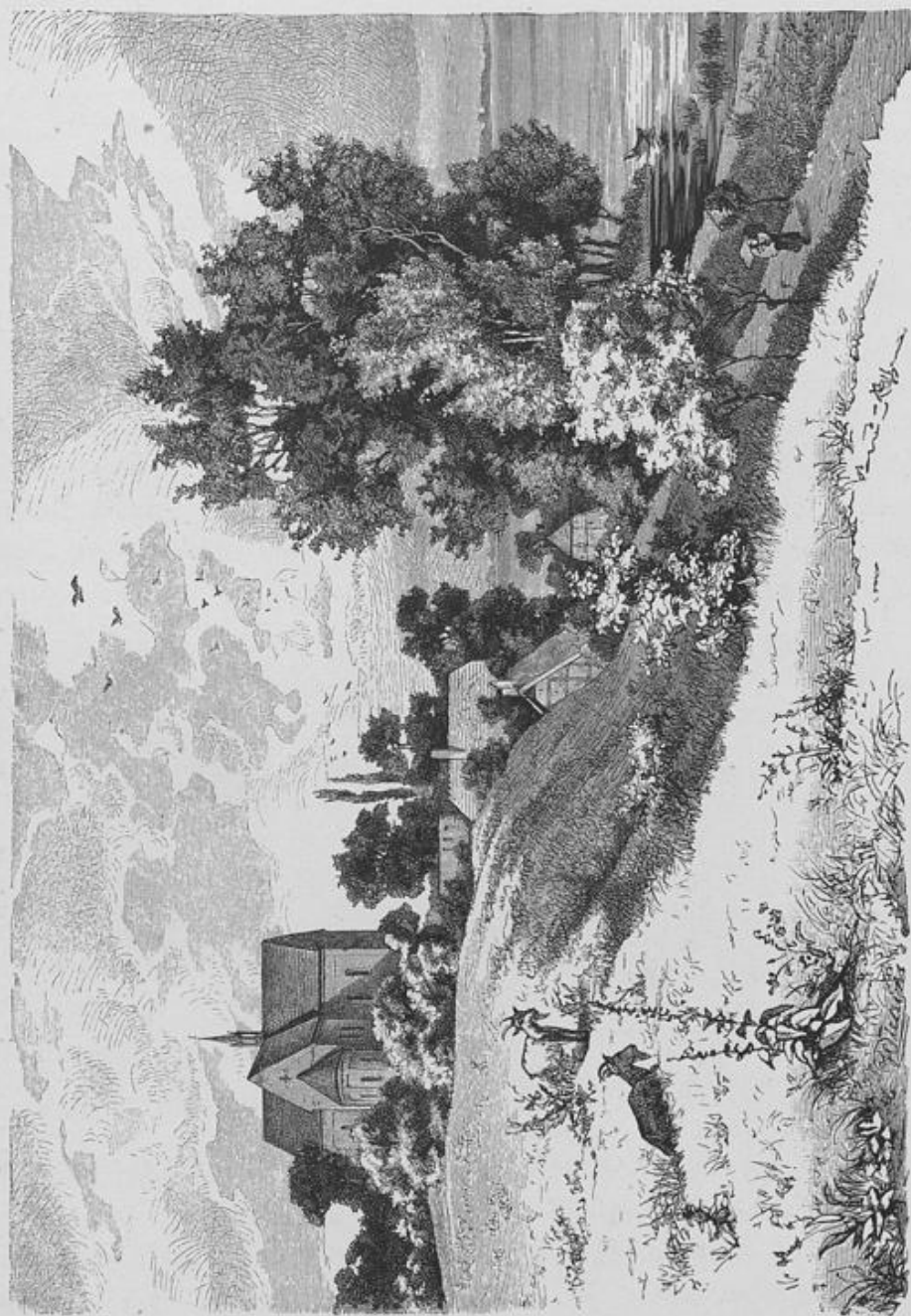
Mich dauert nur das arme Vieh,  
 Wo stand es jemals nasser?  
 Nur wenig stand bis an die Knie,  
 Sonst bis zum Bauch im Wasser.

Die Jugend von Buch hält die Rolandssäule hoch in Ehren. Erblickt sie doch in ihr ein Abbild von Jung Roland, dem tapferen Helden und geliebten Neffen Karls des Großen, des Kaiser Karl, der nach ihres Lehrers Chronik die Veste Buch als Missionsstation gegen die heidnischen Wenden errichtet haben soll. Pfingsten, wenn ringsum in den Dörfern die Burschen und Mädchen in Lebenslust und Freude ihr Maienfest feiern, dann marschirt in hergebrachtem Festzuge das junge Volk von Buch zum Roland. Der auserwählte Bursch klimmt in die Höhe und setzt dem Roland den grünen Epheukranz, den die Mädchen gewunden haben, auf sein steinernes Haupt. So hat sich im einzigen Dorfe, das einen Roland besitzt, noch etwas vom alten Rolandspiel erhalten, von dem uns alte Städtechroniken melden, daß es vor sechshundert Jahren zu Pfingsten neben dem Gral und der Tafelrunde und andern Ritterspielen die Jugend Norddeutscher Städte bei Tanz und Lustbarkeit erfreute.

## \* Arendsee.

Ja, es ist wahr, in „selten schöner Lage“ erhebt sie sich an dem hohen und steilen Südufer des gleichnamigen Sees, die ehrwürdige Klosterstiftung des Markgrafen Otto I. Dies idyllische Benediktinerinnen-Stift der heiligen Jungfrau, St. Johannis und St. Nikolai, das Kloster Arendsee, ist freilich abgeschieden von den großen Straßen des Verkehrs, aber grade darum noch heut von klösterlichem Geiste umweht, so nüchtern-praktisch auch die Neuzeit ihre Einrichtungen in und um Arendsee getroffen hat. Denn durchaus modern ist jenes kleine Städtchen Arendsee, über welches die Straße zu den poetisch-schönen Überbleibseln des Klosters hinführt; ein furchtbarer Brand hat im Jahre 1851 fast alle jene alten Fachwerkhäuser, an welchen noch manch' frommer Spruch, manch' altbürgerlicher Name in dem Gebälke prangte, vernichtet, und Fabrikshornsteine in ziemlicher Anzahl beweisen, daß die gewerbliche Thätigkeit der Neuzeit siegreich auch bis hierher vorge- drungen ist. Innerhalb des alten Klosterbezirkes treffen wir sogar ein Remontedepôt an; aber selbst der letztere Umstand hat nicht vermocht, den Reliquien der alten Zeit, diesem stillen Klosterhofe hoch über dem spiegelnden, leuchtenden See, völlig die Weihe zu nehmen, die Weihe, welche der Geist der Geschichte und die gütige Hand der Natur ihnen verliehen hat!

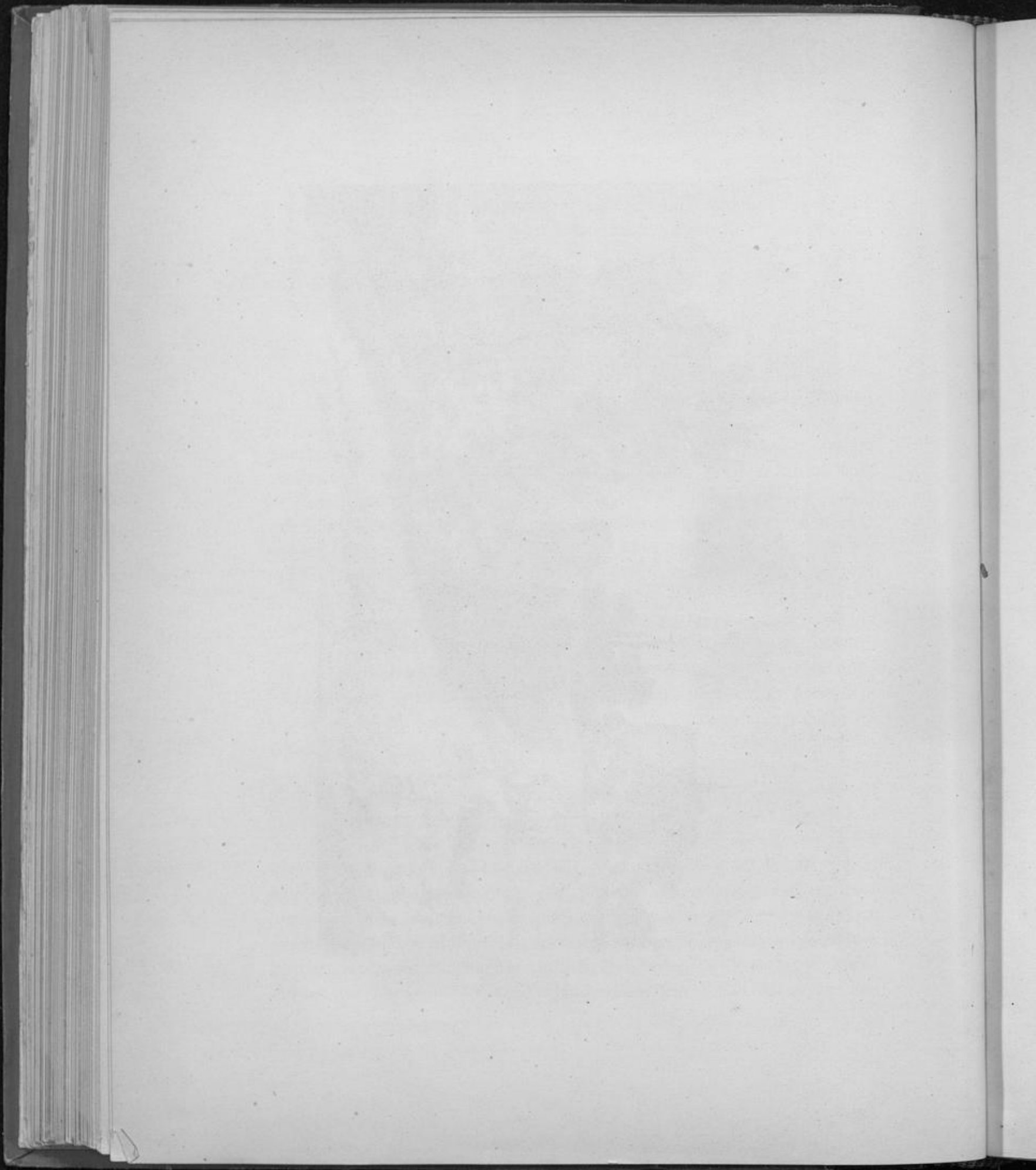
Der Arendsee selbst gehört zu den Perlen der alten Mark und hat in der unpoetischen Zeit der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts selbst den begeisterten Sänger dieser mit wechselnden Reizen geschmückten Ufer, dieser bald leuchtenden oder blendend weiß schimmernden, bald tiefgrünen oder dunkelschwarzen Fluthen gefunden. Im Norden sind die Ränder des Sees mit altem Walde bestanden; so z. B. liegt namentlich das Dorf Zieffau hinter dunklen, mächtigen Eichbäumen versteckt; bei der Stadt Arendsee schmücken Gärten die Ufer; an anderen Stellen freilich tritt der nackte Sand- und



Altendree.

J. F. Richter's X. A. Hamburg.





Thonboden hervor. Aber auch an solchen Orten fehlt der malerische Reiz nicht, wenn die Uferwand von den Fluthen wie zersessen und ausgehöhlt erscheint, so daß hoch oben am Rande die nackten Wurzeln der Bäume in die Luft hinausragen. Hier und dort liegt an Ufers Rande, halb oder ganz von den leise brandenden Wogen umspült, ein erraticher Block; an anderem Orte treten grüne Werder halbinselartig in den See hinein. Einst hat nicht bloß die Eiche, die Birke, die Kiefer dieses Sees Ufer geschmückt; — nein, auch der würzige Duft des blühenden Weinstocks ist in der Johanniszeit über die dunkelnden Fluthen dahingezogen, als dort auf den Höhen im Süden noch die Feuer der Sonnenwende erglüheten und bei dem Läuten der Klosterglocken die versunkenen Schätze auftauchten und blühten, — als noch Heilkraft sonder Maß nach dem Volksglauben das Wasser des Sees durchströmte, und für eine kurze Stunde auch die Opfer der Fluthen, sowie die vom Glockenklange gebannten Geister der Tiefe zu neuem Leben erwachten.



Abend am See.

Denn geheimnißvoll ist insonderheit das Wesen dieses Gewässers, — von Räthseln umgeben sein Werden, sein Wachsen! Wir beschränken uns darauf, das Thatsächliche darüber anzugeben, ohne irgend wie eine geologische Erklärung versuchen zu wollen. In den „Fränkischen Annalen“ heißt es beim Jahre 822: „In einem Theile des östlichen Sachsen und zwar da, wo daselbe die Grenze des Sorbenlandes berührt, schwoll in einer wüsten

Gegend am See, welcher der Arnsee genannt wird, das Erdreich während einer einzigen Nacht in Art eines erhabenen Dammes auf und bildete ohne Einwirkung von Seiten des menschlichen Geschlechtes eine hohe Einfassung von wallähnlicher Gestalt in der Länge einer gallischen Meile." Eine Erhebung des Erdreichs also am Arnsee, d. h. dem Aldersee, mit welcher zugleich eine Senkung anderer Stellen, vielleicht ein Hinabsturz des Uferlandes in die Fluth des gefräßigen Wassers eintrat! Ein zweiter Erdsturz erfolgte am 25. November 1685 zwischen 2 bis 3 Uhr Nachmittags. Wir haben zuverlässige Nachrichten über denselben. Man wollte am Morgen ein Erdbeben verspürt haben. „Zu jener Stunde sah man plötzlich die Bäume am Ufer immer niedriger werden und endlich verschwinden.“ Wie Berge traten die Fluthen hervor, das Land verschlingend; Wassersäulen spritzten hoch in die Luft. Ein furchtbares Krachen, und ein Landstück von 2000 Schritt Umfang, eine Windmühle tragend, war in den Fluthen versunken. Es mag sich hierauf jene etwas kindliche Tradition beziehen, welche den etymologisch völlig klaren Namen Arendsee von dem staunenden Ausruf: „Arend, seh'!“ — den Worten eines biedern Weibleins zu ihrem Ehemanne, — ableitet! Ob die Tiefe nunmehr ausgefüllt, — ob der See gesättigt ist, wer will's sagen? Aber des Wunderbaren weiß man auch noch heut genug von ihm zu erzählen. Wenn das Wasser gefrieren soll, „raucht“ der See; man vernimmt ein Prasseln, ein Heulen und Krachen hoch in den Lüften, was sich wiederholt, sobald Thauwetter eintritt. Das Brausen des Sees verkündet ferner nahen Sturm. Oft soll die Brandung alte, unkenntliche Münzen ausgeworfen haben. Auch die Fischer, denen er Nahrung und Unterhalt gewährt, trauen dem See nicht recht; oft werden ihre neuen Netze mürbe; sie wissen nicht, — wie! Natürlich fehlt auch hier das versunkene Schloß nicht, und wenn irgendwo, so hat hier diese Sage eine Berechtigung. Als einmal der Vorwitz die Tiefe des Sees ergründen wollte, welche sich wohl auf 20 bis 30 Klafter beziffern mag, zogen die Fischer an einem Senkblei einen Pergamentstreifen heraus, dessen Schriftzüge die Mahnung aus dem Buche Hiob enthielten: „Willst du der Welt Kauf achten? Die Ungerechten sind untergegangen und das Wasser hat ihren Grund hinweggewaschen!“ Man will endlich bemerkt haben, daß das Wasser des Sees Harz zu Bern-



stein verwandele. Jedenfalls, — darin geben wir unserem, auf seine Heimath überaus stolzen Arendseer Gewährsmann Recht, — ist der weite Wasser-  
spiegel eine der größten Naturmerkwürdigkeiten auf norddeutschem Boden!

Ein Kleinod märkischer Baukunst aber erhebt sich über seinem Spiegel; es ist die Kirche des ehemaligen Benediktinerinnen-Klosters, welches Markgraf Otto I. im Jahre 1184 hier gestiftet hat. Die Kirche wenigstens hat eine wohlgelungene Restauration erfahren, während die übrigen Klostergebäude mehr oder minder in Trümmer gesunken oder sogar gänzlich verschwunden sind.

In wenigen Worten ist das Geschichtliche über dies Kloster gegeben: Otto begründete dasselbe zum „Dankeszeichen für den Ruhm und den Glanz, mit welchem die göttliche Vorsehung seine Regierung geschmückt hatte;“ die Osterburger Grafen und der Adel der Umgebung ließen es an frommen Gaben nicht fehlen. Schnell wuchs der Convent, und gar wohl verstanden es die Pröpste, das Besizthum des Stiftes zu arrondiren. Einmal, im Jahre 1481, befanden sich sogar 70 Ordensschwestern in dem Kloster. Der Papst hatte dies Stift mit besonders reichem Ablasse ausgestattet, für welchen die römischen Commissarien, so z. B. Herr Nikolaus de Insula im Jahre 1594, reiche Geschenke an Gold und Kostbarkeiten auf die Romfahrt mitnahmen. Nach der Reformation zogen die Klosteramtleute Seiner Gnaden des Kurfürsten von Brandenburg ein; die evangelischen Fräulein aber blieben noch bis in unser Jahrhundert hinein in dem alten Stifte wohnen, still von ihrem sehr mäßigen Einkommen lebend, bis der Tod die Augen der letzten, müden Conventualin von Arendsee schloß.

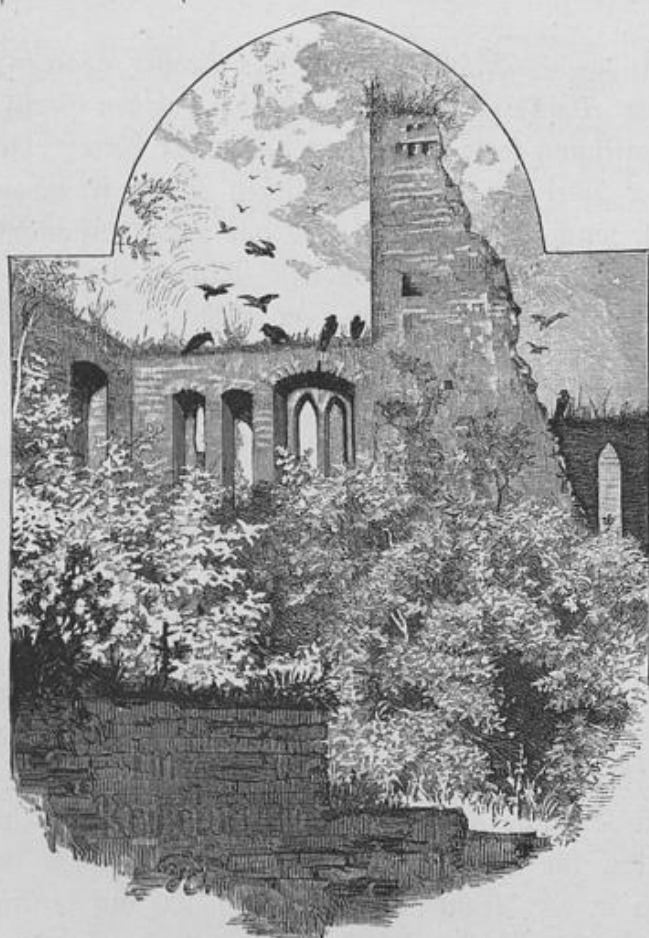
Das Alles ist herkömmlich und farblos. In hervorragender Weise aber geht uns die Poesie des Klosterlebens auf, diese friedliche und versöhnende Poesie, wenn wir inmitten der Überreste dieses Stiftes stehen, dessen Bewohnerinnen, obwohl sie nur schwache Frauen waren, doch auch an ihrem Theile muthig gekämpft haben für den Sieg des deutschen — Pfluges in diesen Gegenden. Wer etwa in der Abendstunde gestanden hat auf diesem kleinen Klosterfriedhofe von Arendsee, — vor sich den in den letzten Sonnenstrahlen wie Gold und Purpur aufleuchtenden Spiegel des Sees, — hinter sich das edelschöne, in den vortrefflichsten Mafsen erbaute Gotteshaus der

Benediktinerinnen, — rings umher tiefe Stille, nur dann und wann das Zwitschern eines dem Neste zufliegenden Vogels, — durch dessen Geist muß es geklungen haben gleich einem leisen, beruhigenden Accord, gleich jenem wundersam ergreifenden Hymnus:

„O schweige nun, Seele, mit Klagen,“

der auch zuerst in einem Benediktinerinnen-Kloster gesungen worden ist.

Doch es ist Zeit, daß wir den künstlerischen Nachlaß der alten Klosterfrauen betrachten!



Im Refektorium des Klosters Arendsee.

— nach den vorhandenen Resten zu schließen, — in alter Zeit das Heiligthum des Klosters, seine Kirche, umringt haben! Wie anziehend muß das

Auch dies Kloster war einst von stattlichen Umfassungs-Mauern umgeben, von denen die westliche, vom See heraufführende, zum Theil noch heute vorhanden ist, die Fundamente aus Granit, der obere Theil aus Backsteinen aufgeführt. —

Zwischen der Ostseite dieser Mauern und dem Flecken Arendsee, dessen Entstehung sicher auf die Thätigkeit der Benediktinerinnen zurückzuführen ist, lag die jetzt mit Häusern besetzte „Haworth,“ — ein Baumgarten. Hier im Osten befindet sich heute noch die Klosterpforte. Welch reiche Fülle von Baulichkeiten muß,

Bild des Stiftes mit seinem Propstei- und Conventhause, mit Refektorium und Dormitorium, mit dem Kreuzgange und den mannigfachen Wirthschaftsgebäuden, — stattlich gleich einer kleinen Stadt, — dem Fremden sich dargestellt haben! Es ist uns wenig genug von der alten Herrlichkeit übrig geblieben; aber an dem alten Refektorium, dem Untergeschosse des nördlichen Flügels der Klosterbaulichkeiten, können wir uns künstlerisch noch herzlich erfreuen, und gern bevölkert die Fantasie den kühlen, anheimelnden Raum mit den Nonnen in den schwarzen Kleidern, den schwarzen Schleiern und den weißen Skapulieren. Es ist oft genug gar fröhlich in diesem Saale zugegangen; gar manches Tönnlein Bier ist in diesem Raume ausgestochen worden. Wenn ein Tönnlein zu ihrem „Meßen,“ d. i. dem festlichen Weißbrode, an einem Fasttage sechs Eier, einen Krug Bier und noch verschiedene andere gute Dinge bekam, so läßt uns das nicht grade auf jene gebrochenen Herzen schließen, mit denen auch selbst ein Umland noch die deutschen Klöster bevölkern wollte. Die Gemeinsamkeit des Lebens half gewiß auch manchem altmärkischen Fräulein zu Arendsee über getäuschte Hoffnungen und bittere Lebenserfahrungen hinweg. Die Ruhe des Klosters heilte; — der sichere Port war erreicht! Das fühlen wir Kinder einer bewegten Zeit, die wir in Klosters Frieden stehen, wohl jenen lang' Entschlafenen nach, die dort unter dem grünenden Nonnenkirchhofe inmitten des fast völlig zerstörten Kreuzganges ruhen!

Doch wir haben der Kirche der Benediktinerinnen von Arendsee uns zuzuwenden, dem werthvollsten Baue, welcher hier aus alter Zeit erhalten geblieben ist. Gleichviel, ob wir dem thurmlosen, nur auf der Vierung mit einem zierlichen gothischen Dachreiter geschmückten romanischen Baue im Westen oder im Osten entgegentreten, — er macht hier wie dort den Eindruck edler Einfachheit und harmonischer Schönheit. Besonders eigenthümlich erscheint im Westen jener mächtige, wie ein gewaltiges, vermauertes Thor sich öffnende Bogen unter den gekuppelten romanischen Fenstern des Giebels. Und im Osten der hohe Chor mit den zierlichen Backstein-Ornamenten, sowie die zwei Nebenchorlein, — wie klar, wie einfach und edel ist das Alles angeordnet!



Das Innere des Gotteshauses bildet eine romanische Pfeilerbasilika von maßvoller Schönheit, sehr guten Verhältnissen, aber von nur einfacher Ausschmückung. Auch hier begegnet uns eine Nonnen-Empore; sie befindet sich im südlichen Seitenschiffe und ist neuerdings restaurirt worden. Im Allgemeinen darf man sagen, daß die Klosterkirche von Arendsee den vorzüglicheren Bauten der Altmark zuzuzählen ist; sie zeigt in ihrer erneuerten Gestalt, welche ihr allerdings auf Kosten manches interessanten alten Schmuckes gegeben worden zu sein scheint, den Character einer feierlichen Einfachheit. Kein Rankengewinde an diesen ernsten, streng gezeichneten Säulen; kaum ein Blattschmuck an diesen gedrungenen Pfeilern! Nur der Hochaltar strahlt von Gold und Farbenschmuck; er zeigt uns eine Krönung Mariä in gothischem Style, daneben die Apostel, in den Predellen die Köpfe von Heiligen, welchen die Benediktinerinnen die besondere Ehre zuertheilt hatten, Schützerinnen ihres Ordens zu sein. In alter Zeit befand sich, dem ernsten Character des Ortes völlig entsprechend, auf dem Altar nur ein tragbarer Crucifixus, welcher z. B. bei Trauungen stets auf jenen Altar gesetzt ward, vor dem die Feierlichkeit stattfand. Trauungen aber in einer Stiftskirche? Gewiß, — es ist den Himmelsbräuten nicht erspart geblieben, die Wonne irdischen Glückes auf den Zügen anderer Jungfrauen zu sehen; denn nur im Kloster Arendsee wurden die Trauungen der Eingepfarrten verrichtet, und eine Leuchte brannte dann, wie wir aus den Urkunden wissen, vor jenem Kreuze.

Verschwunden sind schon seit langer Zeit aus Kirche und Kreuzgang die Grabsteine der Pröpste und Äbtissinnen; wir suchen vergeblich auf den Fliesen des Gotteshauses jene todesstarren und doch so friedlichen Gestalten mit Kelch und Palmenzweig. Aus späterer Zeit sind indessen einige Epitaphien vorhanden. So am Eingange zur Kirche die des ehrbaren Rathsherrn Johannes Wippe von Arendsee und seiner Frau; so der des Klosteramtmannes Balthasar Striepe, — sämmtlich dem 17. Jahrhundert angehörig, — so der des 1568 verstorbenen Edlen Jürgen von Veltheim. Für die Geschichte des Klosters Arendsee bieten sie uns keine Ausbeute dar.

Und diese Geschichte ist ja auch, wie wir bereits oben erwähnten, ziemlich gleichmäßig und ruhig verlaufen! Auch über das innere Leben

des Convents von Arendsee sind uns nur wenige authentische Zeugnisse übrig geblieben. Indessen dürfen wir keineswegs glauben, daß die gesammte Thätigkeit der Nonnen von Arendsee in dem Dienste an der geweihten Stätte aufgegangen sei, welche wir, durch ein prächtiges romanisches Portal hindurchtretend, jetzt verlassen. Es gab genug auch sonst zu thun. Wie wir aus einer Urkunde von 1252 wissen, in welcher eine Nonne Hildeswindis als Scholastika der Klosterschule zu Arendsee erwähnt wird, wurden hier die Töchter edler Geschlechter der Umgegend unterrichtet. Welch' freundlich Bild an dieser lieblichen Stätte, wenn wir uns die ältere Ordensschwester in dem kleinen Kreise ihrer Schülerinnen vorstellen, wie sie zur Sommerszeit in dem schattig kühlen Kreuzgange ihnen Unterricht ertheilt, sie die goldenen Fäden durch den Purpursammet ziehen lehrt, freundlich die kleineren anweist, wie man die Nadel führt, und ihnen dabei aus einem buntausgemalten Buche, einer *vita sanctorum*, das Erbaulichste mahnend vorträgt. Und wenn ein zur Jungfrau heranreisendes Kind das Auge sehrend hebt zu dem blauen Himmel, welcher durch die engen Fenster des Kreuzganges hereinleuchtet: auch die Lehrerin versteht dies Sehnen nach Gottes freier Luft, dies Verlangen nach Freiheit und Glück, und freundlich streicht sie der Schülerin über den goldblonden Scheitel.

Zu müßiger Beschaulichkeit aber war in Kloster Arendsee keine Zeit. Das Stift besaß außer seinem geschlossenen Besitze hier um den See herum noch andere, fernere Begüterungen. Da war ein Hof in der Wische zu bewirthschaften, welchen einst Frau Oda, die Gemahlin eines Grafen von Osterburg, dem Kloster geschenkt hatte. Sah auch ein Klostermeier nach dem Rechten, — eine Nonne mußte doch einmal hinüber und in der einfachen Weise der alten Zeit ihm unverhofft die Rechnung abnehmen. Da hatten die Gebrüder von Plotho den frommen Schwestern 42 Hufen Land in Negeband bei Neu-Ruppin verliehen; — nach so wichtigem Besitze begab sich die hochwürdige Domina wohl in hocheigener Person. Selbst bis in die reiche Gegend der Stadt Malchin im Mecklenburger Lande erstreckten sich die Ländereien des Klosters, während nach einer anderen Himmelsgegend hin selbst Antheile von den Einkünften der Salzpänner zu Lüneburg Eigenthum der Nonnen zu Arendsee waren. Die Klosterverwaltung war keine

leichte Sache; das sieht man wohl; und sicherlich hat manche von den wirthschaftlich angelegten Naturen unter den Nonnen den Herrn Propst wirksam in derselben unterstützt. Das Eine wissen wir genau, daß in der Fastenzeit Klosterfrauen, welche besonders rüstig waren, nach dem Wendlande, der Gegend von Wustrow und Lüchow, fuhren, um die dort fälligen Hebungen einzuziehen. Das war eine sehr beschwerliche Reise, und der Herr Propst Kufenbiter, der freundliche Mann mit dem kulinarischen Namen, gestattete den Klosterfrauen für diese Fahrt sogar eine außerordentliche Entschädigung; er ließ für gewisse Hebungen einige Tonnen Fische, Heringe und Rothflossen zu besserer Verpflegung der Nönnlein ankaufen.

Die heilige Maria von Arendsee war demnach keine ungütige Herrin, und sie brauchte dies auch nicht zu sein; denn an irdischer Habe und reichen Vorräthen fehlte es ihr nicht. Der Klosterhof, auf welchem wir stehen, mochte an manchem Tage eher einem Marktplatze denn dem Vorhofe zum Heiligthum gleichen. Während der Erntezeit, in welcher von den Klosterunterthanen Hand- und Spanndienste gethan werden mußten, waren auf demselben Hunderte von hungrigen und durstigen Arbeitern zu versorgen; es ward manche Tonne Bier aus den kühlen Kellern heraufgewunden; es mußte manch' liebes Besizthum aus dem Viehstande geopfert, manch' Wispel Mehl verbacken werden! Wir zweifeln nicht daran, daß in der sangesfrohen alten Zeit vor so heiligen Ohren manch' ein Erntesang, ja, selbst manch' Schelmenlied erklungen ist. Die mittelalterliche Kirche hier zu Lande wußte wenig von Ascese und unfreiem Sinne; dazu stand sie dem ungebundenen Adel der Marken zu nahe. Schwankten die Erndtewagen mit ihren goldenen Garben zum Klosterthore herein; — wir sind überzeugt davon, die Freude des Festes ist zu den ersten Giebeln der Klosterkirche hinauf erklungen! Nicht anders war's zu Johannis, zu Martini. Es ist in Wahrheit so: das Leben in den altmärkischen Stiftern hatte wenig Klösterliches an sich. Was mußten die Bischöfe nicht an Briefen über die Beobachtung der Ordensregel erlassen! Und wie wenig half schließlich das Alles!

Doch auch Edleres wissen wir den alten Benediktinerinnen nachzurühmen, und auch an diese, des Klosters würdigere Thätigkeit erinnert ein Gebäude auf dem geweihten Bezirke von Arendsee. In dem Klostergarten nördlich



von der Kirche steht noch heut, inmitten der freundlichen Anlagen, welche sich an Chor und Sakristei anlehnen und von dort bis zu der Umfassungsmauer am See sich herabziehen, ein Haus mit spitzbogiger Thür. Hier befand sich das Infirmarium, die Krankenstube des Klosters. Wie gemüthsvoll, dieselbe in einem Garten anzulegen! „Vielleicht war's,“ so sagt einer der neueren Beschreiber der Klosterbaulichkeiten, „eine Heimathsstätte für alte und schwachgewordene Nonnen,“ welche nicht mehr zu Chore dienen konnten und denen hier in blühender Umgebung die letzten Tage hinzubringen verstattet ward. —

Doch der schwächer und schwächer werdende rosige Schein im Westen mahnt uns, von der anziehenden Stätte zu scheiden. Wir prägen uns noch einmal die Denkmäler des Ortes ein, welche an seine Vergangenheit erinnern. Einen Blick vor Allem dem neben der Kirche befindlichen Glockenthurm! Dort oben, in den Nischen desselben, stehen die heilige Jungfrau von Arendsee und St. Johannes der Evangelist. Wie ist es so bezeichnend für den Sinn Otto's von Brandenburg, der drüben im Osten in den verwüsteten und verschütteten Grästen von Lehnin ruht, daß er grade diese beiden lebenswerthesten Gestalten der Heiligengeschichte zu Patronen von Arendsee erhob! Gewiß, — ihr Beispiel sollte den Nonnen den Weg zeigen zu wahrhafter Frömmigkeit!

Zur Seite einer Schallöffnung dieses Glockenthurmes erblicken wir zwei Wappenschilder; — auf dem einen prangt das uralte Abzeichen altsächsischen Adels, jenes Rad, welches die Uchtenhagen, Stülpnagel, Jagow, Wedell u. A. führen. An dieser Stelle erinnert dasselbe an eine Äbtissin Anna von Jagow, welche im Jahre 1481 den Thurm erbaut hat. Es muß eine thatkräftige, rührige, kirchlicher Verwaltung wohl kundige Dame gewesen sein, diese Äbtissin; auch muß sie einen ächt künstlerischen Geschmack besessen haben; denn wir zweifeln nicht, daß der prächtige mittelalterliche Altar der Klosterkirche von ihr aufgerichtet worden ist.

Durch das schöne Chor noch einen Blick in diese hinein! Ja, — sie ist von künstlerischem Geiste geweiht, diese Stätte! Man wagt wohl heut nicht mehr, die thatsächlich sehr unrichtige Behauptung auszusprechen, daß dies Brandenburger Land keine edlen oder großartigen Kirchenbauten besäße.

Die Alten hatten Sinn für kirchliche Kunst! Wenn nur die Nachkommen pietätsvoller das Erbe der Vorfahren geachtet hätten! Wie schmerzlich haben wir hier zum Beispiel das Fehlen älterer Denkmäler empfunden! Und dennoch, obwohl die Grabsteine der alten Äbtissinnen dem leidigen wirthschaftlichen Bedürfnisse haben weichen müssen und zu Thürschwellen benutzt worden sind, füllt sich im Geiste vor uns der hohe Chor von Arendsee. Dort, dort stehen sie, die frommen, weltflüchtigen Frauen aus den Geschlechtern der Kneesebeck, Garthow, Königsmark, Eickstedt, Bülow! Vor dem Kreuze auf dem Hochaltar kniet in weißem Gewande eine Novize, welche Profess thut. Der Propst von Neuendorf weiht sie, indem er die Hände auf ihr Haupt legt. Wir vernehmen die leise gemurmelten Worte des Priesters nicht; aber wir müssen an das gewaltig bindende, antike: «Te, amatam, capio!» — „Ich wähle dich, Geliebte!“ — denken. So unverbrüchlich wie diese Formel soll ja auch jenes Wort des Gelübdes gelten, das jetzt in der dämmernden Kirche ausgesprochen wird! In dem Seitenschiffe des Gotteshauses stehen zwei geharnischte Vasallen der Altmark. Es sind jene Brüder von Garthow, welche soeben, wie die Urkunde sagt, „ihre geliebte Schwester dem Hause der heiligen Maria“ übergeben haben, vielleicht, weil ihr eigen Haus zerfallen, weil es ihr Wille ist, in fernen Landen Kriegsdienste zu suchen. Die Dämmerung der Kirche breitet mitleidig ihren Schleier auch über das feuchte Aufblitzen im Auge des Jüngeren von ihnen. Wir schließen leise die Pforte; wie Chorgesang tönt es uns nach. —

Und nun wandern wir in der Abendluft zur Klosterpforte zurück. Tiefe Stille ruht auf dem grünenden Kloster-Kirchhofe! Da ist er wieder, der räthselhafte See mit den anmuthigen Ufern und der unheimlichen, der Sage nach nimmer zu ergründenden Tiefe! Wie gleicht er jenen Schönen, deren Auge Lächeln, deren Kuß Verderben heut, — jenen räthselhaften Wesen deutscher Mythologie! Die Poesie des Wassers hat sich uns nimmer so ergreifend verkörpert als am Arendsee. Jetzt lagern tiefe Schatten auf ihm, und er selber ruht, wie wir langsam an seinem Rande nach dem Städtchen Arendsee hinwandern. —

„Kennen Sie die Sage von der flugen Nonne zu Arendsee?“ fragt mich mein Begleiter. Ich mußte verneinen. „Es waren einmal“, so fängt

der ehrfame Herr an, wohl kundig in seines Landes Geschichten, „schwere Kriegszeiten in die Altmark gekommen. Die hat sie leider oft genug gehabt! Auch an's Klosterthor pochten die fremden Völker und waren lüstern nicht allein nach des Klosters Schätzen, sondern nach holderem Besitze. Da erlangte endlich auf vieles Bitten die Domina Allheide von Eickstedt, unter ihren Chormantel fortzubringen, was sie darunter bergen konnte. Den breitete die Domina nun über die neun jüngsten Klosterfräulein, welche allein die rohe Lust der Kriegsknechte zu fürchten hatten! Solch' Bild hing einst in der Kirche.“ —

„Vortrefflich! Aber das Gemälde dieser Domina kommt öfters vor! Siehe „Heideloff, gothische Ornamentik, so und so vielter Band!“ lautete die Antwort. „Es war ein schöner Gedanke der alten Maler, die Jungfrau Maria in dieser Weise mit ihrem Sternenmantel darzustellen!“ —

„O die zerstörende Kritik!“ —

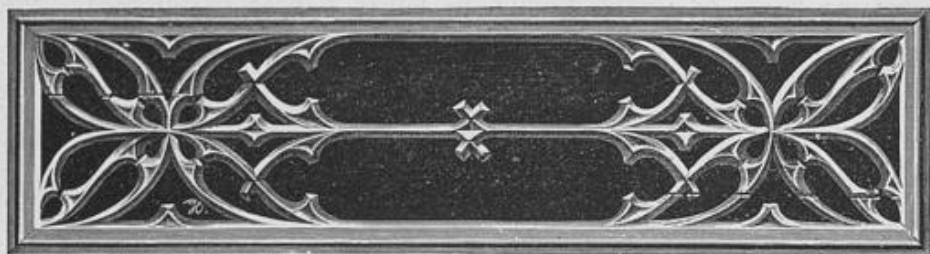
„Das alte Gemälde ist gewiß ein schönes Symbol gewesen! Es mag die Jungfrau von Arendsee sicherlich ihren Mantel gebreitet haben über manche Verlassene! Thut's heut aber nicht auch die Menschenliebe und jener unvergilgbare Zug der Milde des edleren Herzens?“ —

„Ja, deß' dürfen wir froh sein!“ —

Vor der Thür seines Besitzthums empfing uns unser freundlicher Wirth.

D. S.



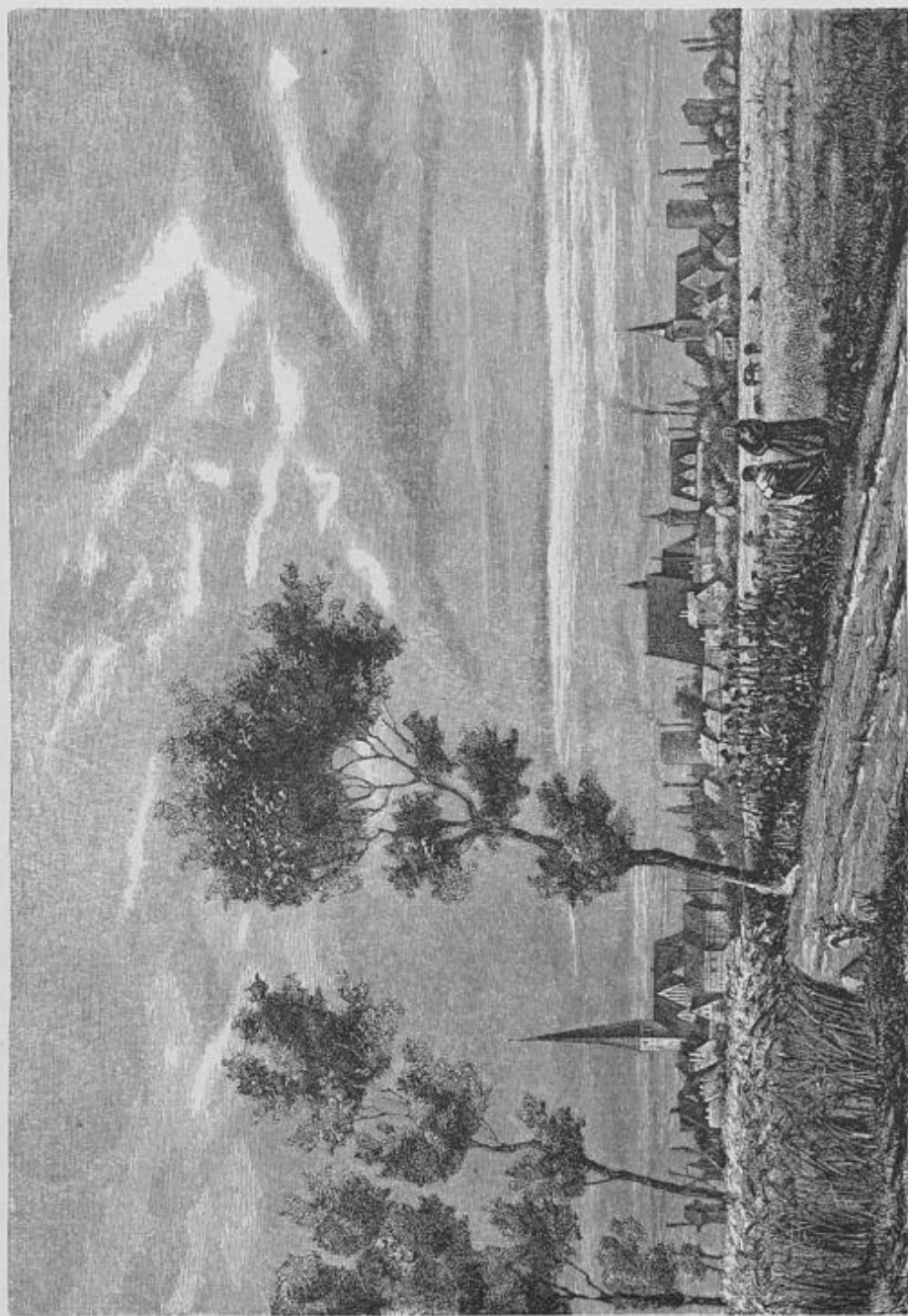


Aus der Marienkirche zu Salzwedel.

## Salzwedel.

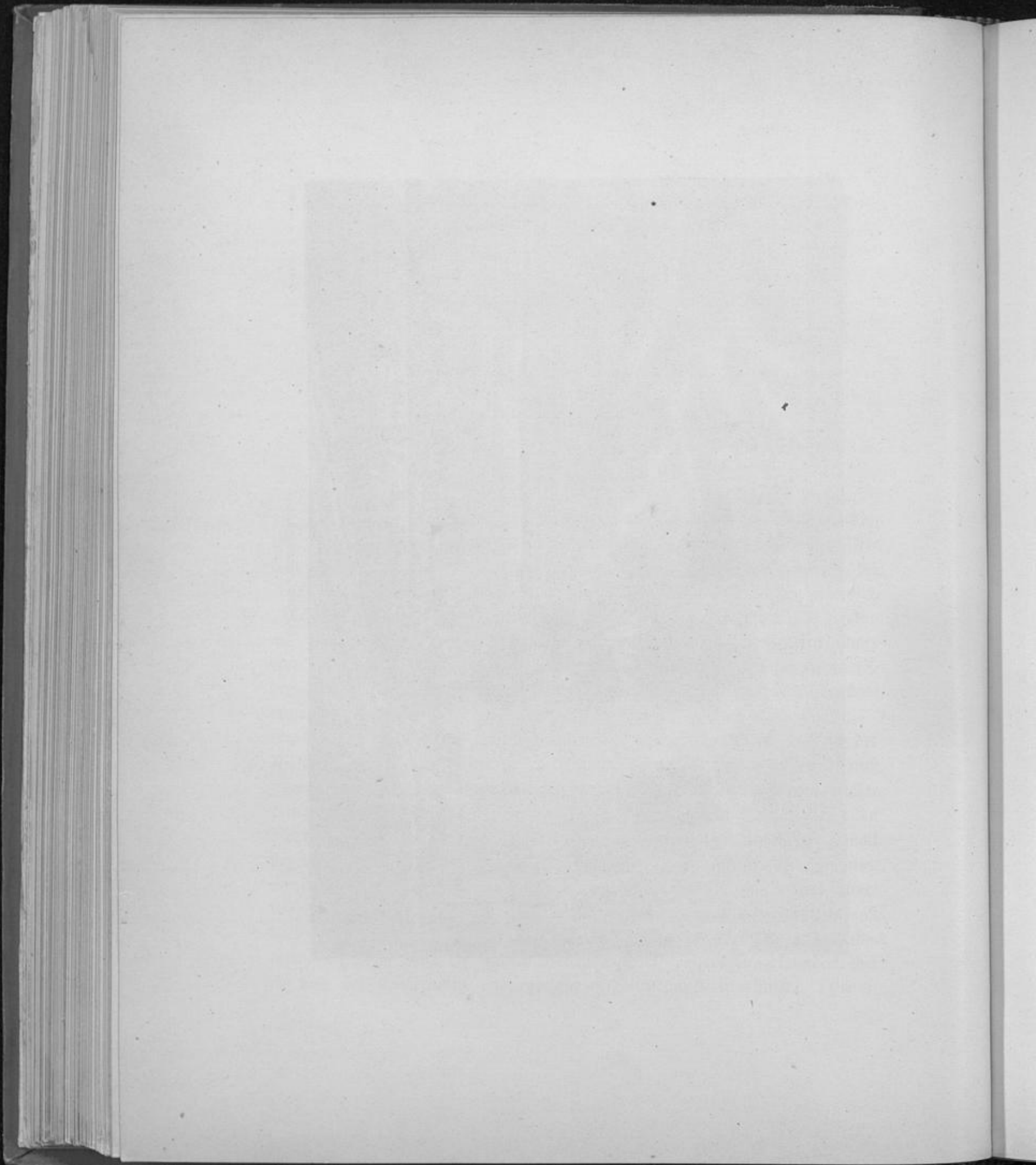
### Die alte Burg Salzwedel.

Mitten im Wiesengrunde der Zeege liegt die alte Stadt Salzwedel. Verhältnißmäßig spät durch die Eisenbahnverbindung in den modernen Verkehr aufgenommen, hat sie nächst Tangermünde unter den Städten der Altmark am meisten äußerlich und innerlich den alten Charakter bewahrt. „Diese gleich bei ihrem Erscheinen in der Geschichte im Jahre 1112 schon als «antiqua urbs» bezeichnete Stadt hat während des ganzen Mittelalters eine ausgezeichnete und hervorragende Stellung unter den Schwesterstädten der Altmark behauptet. Aus der uralten Burg, der Alt- und der Neustadt erwachsen und durch zwei Vorstädte — den Perwer und den Boekhorn — erweitert, besaß die umfangreiche und wohlbefestigte Stadt am Schlusse des Mittelalters drei Pfarrkirchen, drei Klosterkirchen und vier Kapellen, ferner zwei Rathhäuser, die Burg und die mit Mauer- und Thorthürmen besetzte Ringmauer. Diese seltene Fülle von Bauwerken, welche das Alter, den Reichthum und die politische Stellung der mittelalterlichen Stadt so bestimmt bezeichnete, ist leider im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte sehr wesentlich verringert worden.“ . . . . So Adler in seinem Werke über die mittelalterlichen Backsteinbauwerke der Mark Brandenburg Seite 83. Immerhin ist noch heute die Bedeutung, welche die Stadt Salzwedel im Mittelalter hatte, aus der großen Zahl öffentlicher Gebäude sofort demjenigen erkennbar, der sie aus der Entfernung vom geeigneten Standpunkt überblickt. Hervor-



*J. F. Richter's X. A. Hamburg.*

Salzweel, Stadianficht.

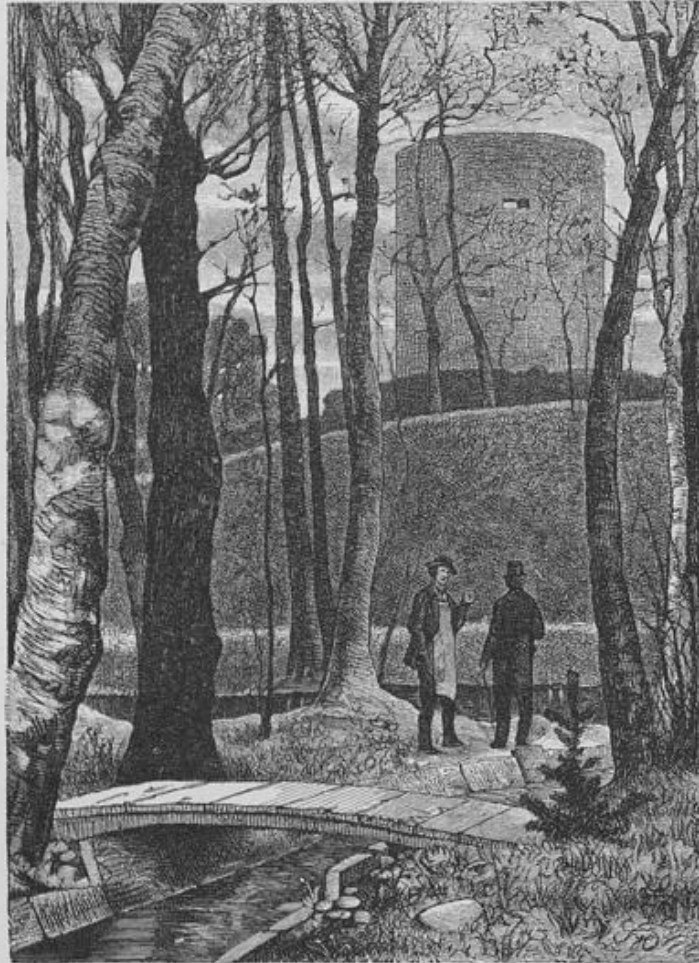




ragend erscheinen vor allem andern die Marienkirche mit ihrem schmucklosen achteckigen 275 Fuß hohen Thurm und die durch das sonderbar hohe und steile Dach sich auszeichnende, nur mit einem Dachreiter versehene Kirche des alten Franziskanerklosters, die Mönchskirche. Auf unserer Stadtsansicht erblickt man links von der Marienkirche nur wenig von der Propstei. Das spitze Thürmchen zunächst rechts von der Marienkirche gehört zum Altstädter Rathhause. Dann folgt von zwei Dampfschornsteinen passend eingerahmt der feste runde Thurm der alten Burg Salzwedel. Rechts von der Mönchskirche schließen sich Rathhaus und Rathhausthurm der Neustadt Salzwedel und hierauf die Katharinenkirche, das Altperwerthor und das Neuperwerthor an.

Die letzten Ueberbleibsel der alten Burg Salzwedel liegen in unmittelbarem Anschluß an die Stadt, aber von einem ziemlich hohen und steilen, noch mit Trümmern der alten Ringmauer gekrönten Wall umgeben. Mitten in der ganzen Burganlage im öden Burggarten steht der äußerlich wohlerhaltene runde, aus gebrannten Ziegeln erbaute, ansehnliche Thurm, an hundert Fuß hoch mit 12 Fuß dicken Mauern. Im Innern desselben befindet sich zunächst unten ein großer hoher mit Kuppelgewölbe versehener Raum, der wohl zur Vorrathskammer diente, so lange die oberen Räume noch bewohnt waren, und später als Gefängniß benutzt wurde. Vierzig bis fünfzig Fuß über dem Boden ist die alte Thüröffnung ohne irgend eine Verzierung, aber durch einen Rundbogen begrenzt. Südlich von der Thür befindet sich ein Kamin mit Schornstein. Einige zwanzig Fuß höher im Gewölbe ist ein Absatz mit mehreren viereckigen nicht durch die Mauern gehenden Löchern. Hier muß vor Zeiten eine Balkenlage die Decke des ersten und den Boden des zweiten Stockwerks gebildet haben. Auch die gleichen Spuren einer zweiten Balkenlage als Boden eines dritten Stockwerks sind vorhanden. Im zweiten Stock waren drei, im dritten Stock vier gleichgestaltete viereckige Maueröffnungen, die sich als Erweiterungen früher ganz schmaler Oeffnungen erkennen lassen. An die Ostseite des Thurmes muß sich der Giebel eines Gebäudes angelehnt haben, welches den Uebergang zu dem in geringen Trümmern noch vorhandenen Hauptgebäude der Burg bildete. Vor anderthalb Jahrhunderten beraubte ein Sturmwind den

Thurm seiner Spitze und seines Kegelförmigen Daches. Dem völligen Untergang schien er geweiht zu sein, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena das Stammland des Brandenburgisch-Preussischen Staates von demselben getrennt wurde. Man beschloß ihn ganz abzubrechen. Allein der



Die Burg Albrechts des Bären.

Thurm wehrte sich, der Mörtel widerstand; nachdem das ehrwürdige Bauwerk um fünfzehn Fuß verkürzt war, gab man die Arbeit auf.

Der Ursprung der alten Burg Salzwedel fällt zusammen mit der Gründung der Nordmark oder der Mark Soltwedel. Karl der Große theilte das Sachsenland 781 in drei Bisthümer und bestimmte ihre Grenzen. Der nördliche Theil der Altmark gehörte zum Bisthum Verden, der südliche zum Bisthum Halberstadt. Da der Bischof von Verden bis 786 seinen Sitz in dem eine Meile von Salzwedel belegenem

Kuhfelde hatte, so mußte dieser Ort bereits durch eine Burg geschützt sein. Daraus folgern wir mit Danneil\*), daß die Burg Soltwedel um das Jahr 780

\*) Danneil, Geschichtliche Nachrichten über die königliche Burg zu Salzwedel im 15. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins 1865, S. 55.

gegen die Wenden angelegt ist. Die Burg lag inmitten eines Sumpfes auf einer Anhöhe, zu der nur von der westlichen Seite ein Zugang möglich war. Ein Burggraben wurde ausgehoben und durch die nahe vorbeisießende Zeeße bewässert, so daß der Burgplatz zur Insel wurde. Sodann wurde zur besseren Befestigung der Westseite ein zweiter Arm des Flüsschens Dumme von Tylsen eine Meile weit hergeleitet, um in der Vereinigung mit der Zeeße einen weiteren äußeren Burggraben herzustellen. Die ganze Anlage muß gemacht sein, bevor die Altstadt Salzwedel vorhanden war, die erst weit später durch andere Wasseranlagen geschützt wurde. Die alten Burgmänner erhielten Freihäuser und Burglehen. Bald kamen aus Nah und Fern Handwerker und Kaufleute und siedelten sich zunächst südlich der Burg an. Es entstand eine Stadtgemeinde mit einer kleinen eigenen Kirche, der Lorenzkirche. Dieselbe war seit 1602 Salzniederlage, ist sodann vor einigen zwanzig Jahren der katholischen Gemeinde veräußert und von dieser wieder als Gotteshaus hergestellt worden.

Ob die ersten Markgrafen sich viel auf der Burg Salzwedel verweilt haben, wissen wir nicht. Als Markgraf Wilhelm von Walbeck 1056 in der unglücklichen Schlacht bei Werben gegen die Wenden sein Leben gelassen hatte, gab Kaiser Heinrich III. das Lehn der Nordmark an Graf Udo von Stade. Die Markgrafen aus diesem Hause verlegten ihren Wohnsitz nach Salzwedel, förderten hierdurch das Aufblühen der Stadt und gaben Anlaß zur Entstehung des Namens Mark Salzwedel. Die erste urkundliche Nachricht, aus der wir über Existenz und Bedeutung der Stadt erfahren, betrifft die Belagerung derselben durch Kaiser Heinrich V. Friedrich, der Enkel einer an der Küste der Grafschaft Stade gestrandeten Engländerin, war vom Markgrafen Ludger Udo 1095 zum Statthalter dieser Grafschaft ernannt. Er gerieth in Streit mit Markgraf Rudolf, dem Vormund des minderjährigen Markgrafen Heinrich. Der Kaiser versuchte eine Versöhnung herbeizuführen, aber Rudolf kümmerte sich nicht darum, verhaftete den Statthalter, führte ihn zur Burg Salzwedel und warf ihn in das Burgverließ. Darob ergrimmt Kaiser Heinrich, berief eine Fürstenversammlung nach Goslar (Weihnachten 1111), ließ Rudolf in die Acht erklären und seiner Würde entsetzen und ernannte Heinrich von Plözkau an seiner Statt



zum Vormund des unmündigen Markgrafen. Da sich Rudolf nicht unterwarf, entschloß sich Kaiser Heinrich, selbst die Acht zu vollstrecken. Er zog 1112 gen „Saltwedele“ — so nennt es der Annalist Saxo — und begann die Belagerung. Bald aber verglich man sich, Rudolf gab den gefangenen Friedrich heraus und wurde wieder in sein Lehn eingesetzt. Der Kaiser blieb noch einige Zeit in Salzwedel. Er stellte hier zu „Salzwitele“ unter dem 16. Juni 1112 eine Urkunde aus über einen Tausch, den die Erzbischöfe von Magdeburg und Mainz vornahmen. Da ein Erzbischof, sechs Bischöfe und eine große Zahl von Grafen diese Urkunde als Zeugen unterzeichneten, so muß der Kaiser ein stattliches Heer mit sich geführt haben. Salzwedel aber muß eine ansehnliche Stadt gewesen sein, wenn sie ein solches kaiserliches Heer beherbergen konnte, während gleichzeitig die Burg eine zum Widerstande gegen dasselbe ausreichende Besatzung besaß.

Zwanzig Jahr später fiel auf der Romfahrt des Kaisers Lothar in einem Gefecht unweit Bologna der letzte Markgraf aus dem Hause Stade, der durch Schönheit und Ritterlichkeit ausgezeichnete Markgraf Conrad, genannt die Sachsenblume, in voller Jugendblüthe, unvermählt und ohne Leibeserben. Lothar belehnte mit der Nordmark seinen tapfern Kampfgenossen Albrecht den Bären von Ballenstedt. Diesem ersten Markgrafen aus dem Hause der Askanier gelang es, die Macht der Wenden zu brechen. Die Vorlande auf dem rechten Elbufer, die Priegnitz und die Mittelmark wurden ihnen für immer entrisen. Von da an trat die Burg Salzwedel vor den östlicheren Burgen zurück; zur Hauptresidenz der Markgrafen war sie nicht mehr geeignet. 1170 ward durch Beschluß des Landtags Brandenburg für die Hauptstadt der ganzen Mark erklärt. Bereits früher hatten Albrecht und seine Söhne sich Markgrafen von Brandenburg genannt, — der Name der Mark Saltwedel war erloschen. Seither zogen sich die Burgmannen von Salzwedel mehr auf ihre Landgüter zurück oder gingen weiter gen Osten.

Inzwischen waren die ersten Baulichkeiten der Burg erneuert. Der noch heute vorhandene Thurm gehört nicht mehr zur ersten Burganlage. Lediglich aus Backsteinen aufgeführt, kann er nicht über das Jahr 1150 zurückreichen. Vielleicht nicht mit Unrecht nennt mithin der Volksmund den

alten Thurm die Burg Albrechts des Bären. Sonderbar verknüpft die Sage die Siege Albrechts über die Wenden noch heute mit den Trümmern der Burg. Man zeigt an dem alten Mauerwerk eine Stelle, an der das Blut ermordeter Wendenfürsten ewig sichtbar bliebe. Albrecht habe an vierzig Wendenfürsten, die sich nicht unterwerfen wollten, nach der Burg zu Unterhandlungen geladen. Nachdem diese fruchtlos verlaufen, habe der Markgraf mit ihnen geschmaust und gezecht und sie trunken gemacht, die Trunkenen aber durch seine Mannen überfallen und sammt und sonders ermorden lassen. Das Blut, durch Verrath der Gastfreundschaft geflossen, sei durch keine Farbe und durch keinerlei Putz- oder Tünchmittel zu verdecken.

Nur selten taucht die Burg Salzwedel wieder in der Geschichte auf. Als der Enkel Albrechts des Bären, Markgraf Albrecht II., in kräftigstem Mannesalter gestorben war (1220), zog sich seine Gemahlin mit ihren minderjährigen Kindern auf diese Burg zurück. Ihre Söhne, die Markgrafen Johann I. und Otto III., welche 1226 die Regierung antraten, waren nicht bloß ausgezeichnete Regenten, sondern auch eifrige Förderer der Stadt Salzwedel. Sie gründeten das Hospital und nachherige Kloster zum heiligen Geist vor Salzwedel, vermuthlich um das Jahr 1240 nach der Schlacht bei Gladigau, in der Markgraf Johann das Heer der Bischöfe Eudolf von Halberstadt und Willebrand von Magdeburg auf das Haupt geschlagen und ersteren gefangen genommen hatte. Die Vorliebe jener Fürsten förderte ohne Zweifel auch die 1247 durch Heinrich von Mahlsdorf und Bernhard erfolgte Gründung der Neustadt Salzwedel, der einzigen Altmärkischen Stadt, die nicht aus Ansiedelungen bei einer Burg hervorgegangen ist.

Etwas einhundert Jahre später bringen die Urkunden wieder etwas von der Burg. Dem falschen Waldemar hatten die Altmärkischen Städte sofort die Thore geöffnet — die meisten von ihnen hielten bis zuletzt bei ihm aus. Die Mannen aber der Burg Salzwedel — vorweg, wie es scheint, die Knesebecks und Schulenburgs — standen treu zu den Bayern. Darob Streit und Kampf mit den Bürgern. Diese belagerten die Burg, zogen Gräben und zerstörten Mauern und Gebäude auf derselben. Jedoch als der Urtheilsspruch des von Kaiser Karl IV. eingesetzten Schiedsgerichts gegen Waldemar

ausfiel, unterwarf sich Salzwedel auf Vermittelung des Herzogs von Lüneburg lange vor den übrigen Städten der Altmark. In einer Urkunde vom 4. Febr. 1351 wurde den weisen und bescheidenen Leuten, den Rathmannen, Bildemeistern und gemeinen Bürgern, sowie den biederben Leuten, so in den Länden zu Salzwedel gefessen sind, für alles, was sie gethan haben „wegen Dessen, der sich Markgraf Waldemar nennt“, volle Verzeihung zu Theil:

„Und was sie gebauet haben und geebnet an Gräben oder niedergebrochen an Bauten oder an Mauern an der Burg daselbst, das wollen wir nimmer einem vor dem andern gedenken, und sie sollen von uns und unseren Erben darum ohne alle Wette und Schuld bleiben, und wir haben ihnen das gänzlich und lauter vergeben und wollen ihr huldreicher Herr sein und sie sollen uns und unsern Erben ewiglich getreue Leute bleiben.“

Im Mai desselben Jahres kam Markgraf Ludwig nach Salzwedel, ließ sich daselbst — wie vordem Markgraf Otto mit dem Pfeil — in die Gewandschneidergilde aufnehmen und blieb bis in den Juni hinein dort, die Mannen der Vogtei, die Alvensleben, Knesebeck, Schulenburg, Schenk von Flechtingen u. s. w. um sich versammelnd. Der alte Markgraf Waldemar trat 1355 mit allen Würden seines hohen Standes vom Schauplatz der Begebenheiten. „Im freundlichen Lande Dessau lebte noch mehrere Jahre ein alter Ritter; der ward fürstlich gehalten und die Herrn von Anhalt ehrten ihn als einen Vater.“ So schreibt Willibald Alexis im falschen Waldemar, in seinem vaterländischen Romane, der uns so treue und farbenreiche Bilder jener wüsten Tage vor die Augen führt. Eine Hauptperson desselben, der Teufel von Soltwedel, der Oberste der Stellmeisern, ist nicht lediglich ein Fantasiegebilde des Dichters. In den Urkundensammlungen jener Zeit befindet sich ein Vergleich des Markgrafen Ludwig des Römers mit der Neustadt Salzwedel vom 11. April 1357: Den lieben getreuen Rathmannen und gemeinen Bürgern der Stadt wird es verziehen, daß sie einen verfesteten Mann, Namens Düvel, gegen des Markgrafen Hofleute in Schutz genommen haben. In Ergänzung der Urkunde erzählt die Sage, die Neustadt habe eine namhafte Summe Geldes zur Strafe erlegen müssen, weil sie den berühmten Räuber Schewenschütt, mit dem



Beinamen des Däwel von Soltwedel, in ihren Mauern geduldet, ja sogar in Verwerthung seines Raubes unterstützt habe.

Ludwig der Römer versprach im Jahre 1362 den Utmärkischen Städten feierlich, fürder keine Verpfändungen derselben vorzunehmen. Aber schon zwei Jahre darauf befanden sich Burg und Vogtei Salzwedel im Pfandbesitz von Mitgliedern der schloßgeseffenen Familien von Alvensleben, von Bartensleben und von der Schulenburg. Meistens verpfändet und nur zeitweilig eingelöst, um bald wieder verpfändet zu werden, war die Burg auch unter den ersten Hohenzollern bis zum Jahre 1490. Inzwischen waren ihre Einkünfte durch kurfürstliche Veräußerungen allmählich an Klöster, Städte, Edelleute und Bürger übergegangen. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts verlor sie ihre Selbstständigkeit, insofern sie den unter dem Namen „Amt Salzwedel“ aus dem säkularisirten Kloster zum heiligen Geiste vor dem Perver gebildeten kurfürstlichen Domänengute als Zubehör zugeschlagen wurde. Dann aber ging sie — nur noch eine wüste Trümmerstätte — in die Hände von Privatpersonen, zunächst als Lehnseigenthum und später als freies Privateigenthum über. Einer der Besitzer, General von Roel erbaute 1746 das gegenwärtig noch dort befindliche dreistöckige massive Wohnhaus, indem er dazu auch Kellereien und altes Gemäuer früherer Baulichkeiten benutzte. Im Jahre 1765 kaufte die Burg der um die Brandenburgisch-Preussische Geschichte so hochverdiente Philipp Wilhelm Gercken, geboren am 5. Januar 1722 in der Neustadt Salzwedel, wo bereits der Vater seines Urgroßvaters Bürgermeister gewesen war, gestorben zu Worms am 26. Juni 1791. Unter seinen Besitznachfolgern wurde die kleine, der heiligen Anna geweihte Burgkapelle, das älteste kirchliche Gebäude der Utmark, niedergenommen (1800) und die Zerstörung des Burghurms erfolglos versucht, auch ein erheblicher Theil des Gartens und der Burgfreiheit an die Besitzer angrenzender Hausgrundstücke veräußert. Endlich am 10. November 1864 verkaufte der letzte Eigenthümer, Kreisgerichtsdirektor a. D. von Hitzacker, die Burg Salzwedel mit allem Zubehör unter Vorbehalt des lebenslänglichen Nießbrauchs für 17 000 Thaler an den Staat Preußen. „Und so ist“ — sagt Danneil, der treue Geschichtschreiber der Burg, a. a. O. Seite 92, — „diese Wiege des Preussischen

Staates wieder in die Hände des ursprünglichen Besitzers, des Landesherrn übergegangen, um sie als ein ehrwürdiges historisches Denkmal vor gänzlicher Zerstückelung zu bewahren." — —

### Die Bauwerke von Alt- und Neustadt Salzwedel.



Am Lohteich.

Bogen vorhanden, das Siel. Sielthor ist gleichbedeutend mit Zingelthor — die Eisenbrücke am Lohteich hieß früher Zingelbrücke. Schon unter den

Anfänglich war die Neustadt Salzwedel keineswegs in unmittelbarer räumlicher Verbindung mit der Altstadt. Zwischen beiden blieb längere Zeit ein beträchtlicher Raum unbebaut. Altstadt und Neustadt Salzwedel bildeten zwei völlig getrennte Städte, jede mit eigener Gerichtsbarkeit, eigenem Rath, eigener Geistlichkeit und eigener Schule. Aus der Altstadt führten zwei Thore nach dem unbebauten Zwischenraume. Von dem einen derselben ist heute noch ein

Bayerischen Markgrafen entstand zwischen beiden Städten Streit und Feindschaft wegen jenes niedrig belegenen sumpfigen Zwischenraumes — jetzt Lohteich, Ilsen- und Kramstraße. Endlich 1365 kam durch den Schiedsrichterspruch des Markgrafen Otto ein Ausgleich zu Stande. Inhalts desselben sollte die Mauer beider Städte vereinigt und über die dazwischen fließende Jeeße eine Brücke errichtet werden. Die Neustadt übernahm die Verpflichtung, den Eingang der Jeeße in die Stadt durch eine Bretterwand, eine Planke zu befestigen, diese aber mit einer Pforte zum Durchlaß von Wasserfahrzeugen zu versehen und der Altstadt freie Gewalt über den Gebrauch der Pforte zu bewilligen. Nunmehr wurde der Lohteich bebaut. Namentlich wurde um 1427 das Hospital Elisabeth hart an der Sielbrücke errichtet. Die Brücke nannte man seitdem Ilsenbrücke.

Seit Bebauung des Lohteiches waren beide Städte räumlich ein mit Mauern umschlossenes Ganze, dennoch aber wurden noch Jahrhunderte lang die beiden Zingel- oder Sielthore jeden Abend verschlossen. Eine Verordnung von 1428 besagt, der Rath von beiden Städten habe sich

einträchtiglich mit den Gemeinden und Gilden vertragen, daß des Abends und des Nachts nach der Wächterglocke (nach 8 Uhr), wann die Zingel zwischen beiden Städten geschlossen sind, Niemand soll daraus gelassen werden »he en sy denn ein Börger edder Börgersche edder ein Börgers Kind und gah mit apenbaren Lüchten« — ausgenommen also die Bürger und die Bürgersfrauen und Bürgersfinder, aber auch nur dann, wenn sie eine Laterne hatten.

Zwischen Altstadt und Neustadt Salzwedel hat es niemals an Reibereien gefehlt; nur gegen gemeinschaftliche Feinde standen sie fest und treu bei einander. Bei Erbauung der Warten und „Burgfrieden“, welche die Bürger in der traurigen Periode nach Markgraf Waldemars Tode zum Schutz gegen die Räubereien des ausländischen und inländischen Adels anlegten, fand auch eine Verständigung statt.

„Zu dieser Zeit“ — sagt Danneil (in einem Aufsätze Seite 208, Bd. IV. des Edeburschen Allgemeinen Archivs für die Geschichtskunde des Preussischen Staats — 1851) — „entstanden die Wartthürme und die Burgfrieden, die an der Grenze der Feldmark angelegt, besonders dazu dienten, die auf dem Felde beschäftigten Arbeiter und die Hirten von der Ankunft der Räuber in Kenntniß zu setzen und die Viehheerden in ihre unwallte Burg aufzunehmen. Die Stadt Salzwedel hatte nach jeder der vier Himmelsgegenden eine solche Warte, die auf den rings um das städtische



Gebiet gehenden Landwehren errichtet waren. Gegen Osten und Westen waren es bloße Warttürme; von beiden sieht man noch die Überreste und beide führen den Namen des rothen Thurms . . . Beide waren viereckig. Gegen Norden und Süden waren Burgfrieden errichtet d. h. kleine Burgen oder Schlösser mit Wall und Graben umgeben, die zur Sicherheit und zum Schutz dienten.“

Der nordwärts gelegene Burgfrieden ist auf Grund des noch in Urschrift vorhandenen Vertrags vom 18. April 1373 von beiden Städten auf gemeinschaftliche Kosten vor der Furt von Lübbau am Lüneburgischen Grenzgraben gebaut. Zu den Bau- und Unterhaltungskosten hatten die Bürger beider Städte beizusteuern, für jede Kuh, werde sie sonderlich geführt oder gehe sie vor dem Hirten, vier Pfennig, von jedem Pferde, das jährlich ist und die Weide dort gebraucht, sechs Pfennig, von jedem Schwein oder Schaaf einen Pfennig, von jedem Fuder Heu, was auf den Wiesen jenseits des neuen Weges gewonnen wird, einen Pfennig. Es wurde auch bestimmt, daß diejenigen, die den Burgfrieden bewohnen, Achtung darauf geben sollen, daß Niemand mähe und begrase der Stadt Weide, noch Holz haue in dem gemeinen Holz ohne Erlaubniß und sie sollten Übertreter pfänden mit zwei, beziehungsweise vier Schilling. Zwei Rathmänner, einer aus jeder Stadt, sollten dem Burgfrieden vorstehen und die Einnahmen verwenden. Aber mit der Brüche im Eichenholz, im Eichenholz und im Heinhholz solle es bei dem bleiben, wie es von Alters gehalten ist. Dieser Burgfrieden wurde später die sogenannte Hoyersburg, — es blieb von ihm längst nichts übrig als die Stadtförsterwohnung dieses Namens.

Der zweite Burgfrieden im Süden der Stadt vor dem neuen Thor gehörte der Altstadt und hieß in alter Zeit Bethsure. Er ging auf die Ackergilde über, die dort bis in die neuesten Zeiten Stallung für das Vieh besaß, das auf der sogenannten Wartefreiheit fett gemacht wurde. Zuletzt wurde daraus ein beliebter Vergnügungsort „die Warte.“ Im Innern des Gebäudes steht noch ein Rest des viereckigen Thurmes, der als Keller benutzt wird.

Schon die ersten Hohenzollernschen Markgrafen stellten vergeblich an die Bürger die Forderung, beide Städte Salzwedel zu einer Stadt zu vereinigen. (Bestätigungsurkunde der Markgrafen Friedrich und Johann vom

7. Dezember 1434). Die Abneigung der Bürger war zu groß. Noch im sechszehnten Jahrhundert kamen Verheirathungen von der einen zur andern Stadt selten vor. Erst die Vereinigung der Magistrate beider Städte (1713) und beider Gymnasien (1744) führten die allmähliche Verschmelzung herbei. Jedoch behauptet Danneil (a. a. O. Seite 168), daß die wohlhabenden Altstädter noch immer mit geringschätzenden Blicken auf die ärmeren Neustädter herabsähen; ja er erzählt, in seiner Jugend von einer alten reichen Brauersfrau gehört zu haben, sie sei nur ein einziges Mal in ihrem Leben auf der Neustadt gewesen, denn von dort sei ja nichts zu holen. —

Zur Altstadt Salzwedel gehören zwei Vorstädte, das Bockhorn und der Perver. Beide bestanden aus kleinen neben einander gebauten niedrigen Hütten, die zusammen eine lange Straße bildeten, ohne Feldmark. Der Perver muß schon längst existirt haben, bevor das vor demselben belegene Hospital, spätere Kloster zum heiligen Geiste begründet wurde. Der Perver wird in Urkunden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auch *Judaeoram vicus* oder *Judendorp* benannt. Da nun das hebräische Wort *Parvar* (פּאַרװער) Vorstadt bedeutet, so ist anzunehmen, daß der Perver ursprünglich von Juden erbaut und bewohnt worden ist und deshalb einen hebräischen Namen bekommen hat. Am Ende des Pervers liegt an der Heerstraße auf altstädtischem Grund und Boden das St. Georgen-Hospital, das Hospital für die von der Miaselucht, von der Seuche des Auszuges behafteten Kranken, für welche das Lateranische Konzil im Jahre 1179 besondere Kapellen, Priester und Kirchhöfe verordnet hatte. Die Kapelle zum Hospital stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der kleine Bau ist nach Alder (a. a. O. Seite 89) besonders deshalb interessant, weil er das späte Vorkommen einer romanischen Strukturform, der Apsis, neben dem ganz entwickelten gothischen Struktursysteme (Rippengewölbe und Strebe- Pfeiler) bezeugt.

Am Eingang zur Vorstadt Bockhorn, unmittelbar vor der Stadt gegen Westen, lag ein Hospital mit einer Kapelle, der heiligen Gertrud gewidmet. Es war nicht für die Städter, sondern für arme Pilger bestimmt, die in demselben beherbergt wurden. Da bei der Reformation der Zweck fortfiel, wurden die Gebäude niedergenommen und der Raum zum Kirchhof ver-

wendet. Die Kapelle, nach Adler wahrscheinlich 1460 errichtet, blieb bestehen und wurde zu Leichenpredigten benützt.

Von den vier alten Thoren der Altstadt ist blos noch der zur Deckung des inneren Altpervorthors bestimmte Rundthurm vorhanden. Der back-



Das Steinthor.

steinerne Thurm ist mit Blenden geschmückt, welche gemeißelte Wappenschilder der Stadt Salzwedel und der sieben deutschen Kurfürsten enthalten. Die Bauzeit fällt in das Jahr 1460.

Von den 3 Thoren der Neustadt besteht noch das Neupervorthor und aus einer 1530 bis 1546 bewirkten Verstärkung der Befestigung das Steinthor. Dasselbe ist in den zierlichen Formen der Spätgothik erbaut und als ein „Schlußbau des Mittelalters“ zu betrachten.

Von den beiden alten Rathhäusern ist das der Altstadt Gerichtshaus geworden, das der Neustadt der städtischen Verwaltung verblieben. Das letztere, um 1370 zuerst erwähnt, ist ein stattlicher dreigeschossiger mit Giebeln in Renaissanceform durchgeführter Bau, vermuthlich im vierzehnten



Jahrhundert begonnen, später erneuert und erst 1618 vollendet. Es hat ein hübsches altes Sandsteinportal mit Wappen und Inschriften. Durch die



Der neupfärdter Rathhausthurm.

breite Straße vom Rath-  
 hause getrennt steht der  
 1585 erbaute malerische  
 Rathhausthurm. Der-  
 selbe zeigt am Abschluß  
 des vorletzten als Ueber-  
 gang zu dem letzten Stock-  
 werk einen sandsteinernen  
 auf großen Konsolen  
 ruhenden Umgang. Da-  
 rüber hinaus ragen lang-  
 gestreckte regenspeiende  
 Drachenköpfe. Sie kom-  
 men hervor aus der hell-  
 grünen kupfernen Be-  
 dachung, die in der durch-  
 brochenen Laterne die  
 Glocken der Uhr trägt.  
 Vom Umgang hat man  
 einen hübschen Rundblick  
 auf Dächer und Thürme  
 der alten Stadt. In  
 halber Höhe des Rath-  
 hausturmes zieren ihn  
 an den Ecken zwei lebens-  
 große in Stein gehauene Männer, von denen der Eine das Stadtwappen, den  
 halben Adler mit aufrecht stehendem Schlüssel, der Andere das Branden-  
 burgische Wappen in Händen hält. Köpfe und Leiber der steinernen  
 Männer und die Wappenschilder sind ganz durchlöchert. Als im Januar  
 1635 der Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg an der Spitze eines  
 Kaiserlichen Reiterregiments in Salzwedel einrückte, und sein Hauptquartier

*Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.*

20

im neustädter Rathhause errichtete, belustigten sich seine Offiziere damit, aus den Fenstern desselben die steinernen Wappenträger am Rathhausthurm zu zerschleßen, namentlich aber das kurfürstliche Wappen zu zertrümmern. Auf unserm Bilde ist nur der Rathhausthurm, nicht auch das Rathhaus zu erblicken. Im Vordergrund befindet sich ein altes, gleich vielen andern Häusern der Altstadt und Neustadt, mit schöner Holzarchitektur reich ausgestattetes Wohnhaus.

Das altstädtische Rathhaus mit vielen hohen Giebeln und Wappenblenden und einem kleinen achteckigen Glockenthürmchen macht in seinen einfachen ruhigen Formen einen guten Gesamteindruck. Es scheint in der



Das altstädtische Rathhaus.

gegenwärtigen Gestalt aus einem 1509 vollendeten Umbau herzurühren. Vermauert zwar, aber noch erkennbar ist unten die alte Gerichtslaube. Im Innern befindet sich ein alterthümlicher Gerichtssaal, dessen Wände Darstellungen des jüngsten Gerichts enthalten. Neuerdings hat man dieses

Rathhaus restaurirt und daneben ein großes Gefängniß errichtet. Dem Rathhause gegenüber hat sich vor einigen Jahren ein Kaufmann durch einen tüchtigen Fachmann aus Backsteinen ein Wohnhaus in bestem gothischen Stil zur Zierde des ganzen Marktplazes aufführen lassen. Vivat sequens! — —

Im altstädtischen Rathhause gab der Rath der beiden Städte Salzwedel dem Markgrafen Albrecht Achilles am 22. November 1471 ein Huldigungsfest. Es liegt darüber der urkundliche Bericht eines Salzwedeler Zeitgenossen vor. Der Markgraf wünschte von Herzen, die Altmark wohlhabend zu sehen und der Altmärker Vertrauen zu erwerben — damit sie fähig und willig seien, ihm widerrechtlich geforderte Steuern zu zahlen. Aber er irrte sehr, wenn er meinte, in den üblichen Empfangsfeierlichkeiten mit Glockengeläute, Prozessionen und weißgekleideten Jungfrauen den Beweis zu erblicken, daß man „ihn gern habe“ (siehe Seite 58). Einem so habfüchtigen Regenten gegenüber war die mißtrauische Vorsicht der Stendaler durchaus berechtigt; diese ließen sich nicht eher auf eine Huldigung ein, bevor sie nicht die Konfirmation, die Urkunde über Bestätigung ihrer Privilegien in Händen hatten. Doch hören wir den Salzwedeler Berichterstatter selber:

„Nach Gottes Geburt 1471 am nächsten Mittwoch nach Elisabeth (21. November) ward Markgraf Albrecht, unser gnädiger Herr, eingeholt vor dem Kloster vom heiligen Geiste mit Kreuzen und Fahnen und mit aller Geistlichkeit (Papheit) und allen Schülern von den Bürgermeistern, Rathmannen, Gildemeistern, Bürgern, Einwohnern, von Frauen und Jungfrauen, ein jeglicher mit Geschmeide und Kleidern angethan, wie bei einem großen Feste zu Ehren der Stadt. Und Seiner Gnaden ward mit der Prozession gebracht in Unserer Lieben Frauen Kirche bis in das Chor; da sang man Te Deum laudamus. Gegen Abend vor der Mahlzeit, zeitlich zuvor, ward Sr. Gnaden ein Geschenk gesandt in die Herberge, nemlich aus jeglicher Stadt (der Altstadt und der Neustadt) zwei Wispel Hafer, fische in großen Jobern, vier Hammelböcke und zwei Last Salzwedlisches Bier; doch wurde das nicht ganz angenommen und auch den Stadtdienern kein Trinkgeld gegeben.

Des andern Tages, am Abend Cäciliae kam Sr. Gnaden auf das Gewandhaus, da die Rathmannen mit allen Bürgern aus der Altstadt versammelt waren und heischte von ihnen die Erbhuldigung. Darauf antworteten ihm die Bürgermeister und sagten: Wäre es, daß Sr. Gnaden sie und alle Bürger bei alter Gewohnheit, Freiheit und Gerechtigkeit lassen wollte, und ihnen dessen eine Konfirmation geben, dann wollten sie solches gern thun. Darauf denn Sr. Gnaden selbst persönlich sagte



und antwortete, er wolle dem so thun und wäre deß pflichtig. Auf solche Vorrede geschah ihm daselbst eine rechte Erbhuldigung. Da die Huldigung geschehn war, nahmen die Bürgermeister unsern gnädigen Herrn und brachten Sr. Gnaden auf das Rathhaus mit allem seinem Hofgesinde und mit allen Schloßgesessenen vor der Ritterschaft (mit alle sinen Gesinde und mit allen beslateden von der Manschop). Auf dem Rathhause waren alle Stühle und Bänke mit Kissen und Bankpfühlen und der Gewandschneider Baldachin mit Zeuglaken wohl ausgezieret.

Als nun unser gnädiger Herr mit seinen Rätthen sich gesetzt hatte (was sitten gan), da ließ ihm der Rath in zwei großen Muldenfässern Eingemachtes (Apothekerkrüde — Apothekerkraut) für zwei Stendalsche Pfund vorsezen. Danach ward ihm und einem Jeglichen geschenkt Claretwein und Einbeckisches Bier. Zum zweiten Gange (to der andern Reise) ward ihm aufgetragen in zwei großen Muldenfässern Bohnenkuchen mit Mandeln und mit Ingwer wohl bestreut in großen Stücken wohl bei zwei Pfunden. Dieses Kraut (Krüde) konnte aber nicht allen Namen, wie man gemeinet hatte, zu Nütze und der Stadt zur Herrlichkeit kommen, denn als unser Gnädiger Herr und seine Nachbarn freundlich von dem Kraut genommen hatten, da nahmen unsers gnädigen Herrn Hofgesinde und die verhungerten Franken das Kraut aus dem Faß und machten eine Grabusie und ward es sehr vernichtet. Unser gnädiger Herr sah das alles an und schwieg. Dieselben Franken nahmen auch alles weg, was sie auf dem Rathhause ablangen konnten, als Äpfel, Birnen, Mispeln und was man in Körben und Mollen bei Seite gesetzt hatte. Als jene Gerichte, (düsse Krüde) gegeben waren, wurden auch ferner die vorgenannten Getränke geschenkt.

Die altmärkische Ritterschaft (de Manschop van düssen Lande) als die von der Schulenburg, Bartensleben, Alvensleben, Bülow, Jagow, Bodendiek, Knesebek u. s. w. standen vor dem Schornstein und unser gnädiger Herr kümmerte sich nicht um sie (schlog nich vele up se), oder daß er ihnen von jenem Kraut oder jenem Getränk gesandt hätte. Da das der Rath vernahm, da trugen sie ihnen selbst auf in großen Kuffen Claretwein und Einbeckisch Bier und da sie auch ihre eigenen Köche zusammen hatten, sandte ihnen der Rath nach einer Herberge einen Zober mit Fischen, was ihnen doch ganz annehmlich war.

Nach Mittags, als die Mahlzeit geschehn war, gingen die Bürgermeister zu unserm gnädigen Herrn und heischten die Konfirmation nach Zusage, wie zuvor berühret ist. Da sagte Sr. Gnaden, er gebe ihnen alles, was er daran hätte, aber sie möchten sie lösen von dem Kanzler. Da ward gehandelt wüst und viel und sie wollten nicht weniger haben denn hundert Rheinische Gulden, wiewohl man das vormals nicht pflegte zu geben und auch nie geschehn ist. Sondern den Kanzlern schenkte man wohl zwei Rheinische Gulden zu Trinkgeld, (besunders den Cenzlern gaff me wohl II Rhynsche Gulden to drankelde vor eyn schenke). Also ward die Konfirmation nicht herausgegeben. Denen von Stendal wäre auch so geschehn, aber sie wollten Seiner Gnaden nicht huldigen, wenn sie nicht zuvor die Konfirmation hätten, die sie auch also mit großer Vorsicht und mit Troß (mit groter Vorsichticheit und

mit pratte) kriegten. Da man nun der Konfirmation wegen große Verhandlungen hatte, schickte unser gnädiger Herr seine obersten Rätthe zu den Bürgermeistern und ließ ihnen melden, daß sie alle Kost, Zehrung und allerlei Ausrichten quittiren und bezahlen sollten, und als Geschenk zu verzeichnen; unser gnädiger Herr hätte viele kleinere Städte, die so gethan und noch groß Geld zum Geschenk zugegeben hätten. . . . Unter andern vielen Worten sagten sie auch: Geschehe dem so nicht, so kriegten sie einen ungnädigen Herrn. Man verhandelte von diesen Sachen lang und viel; es blieb nichts übrig, man mußte alle Verzehrung bezahlen, was dann gerechnet wurde auf 72 brandenburgische Schock und 48 Groschen ohne den Wein aus dem Rathskeller. Und diese Zehrung mußten die Neustädter zur Hälfte bezahlen, was sie ungern thaten, doch war vorher für das Leichteste erkannt worden, daß eine jegliche Stadt unserm gnädigen Herrn eine Nacht ausrichten sollte, — also mußten sie für eine Nacht die Hälfte zugeben. Trotz alledem konnte man die Konfirmation noch nicht kriegen, sondern sie verlangten nach wie vor die vorhergenannte Summe.

Als nun unser gnädiger Herr zu Osterburg die Huldigung empfangen sollte, ward ein reitender Bote zu Herrn Bußen von Alvensleben, dem Ritter mit Brief gesandt, ihn mit Fleiß zu bitten, er möchte doch fügen, daß man die Konfirmation kriegen könnte, doch alles das mochte nicht helfen und zum Besten gereichen.

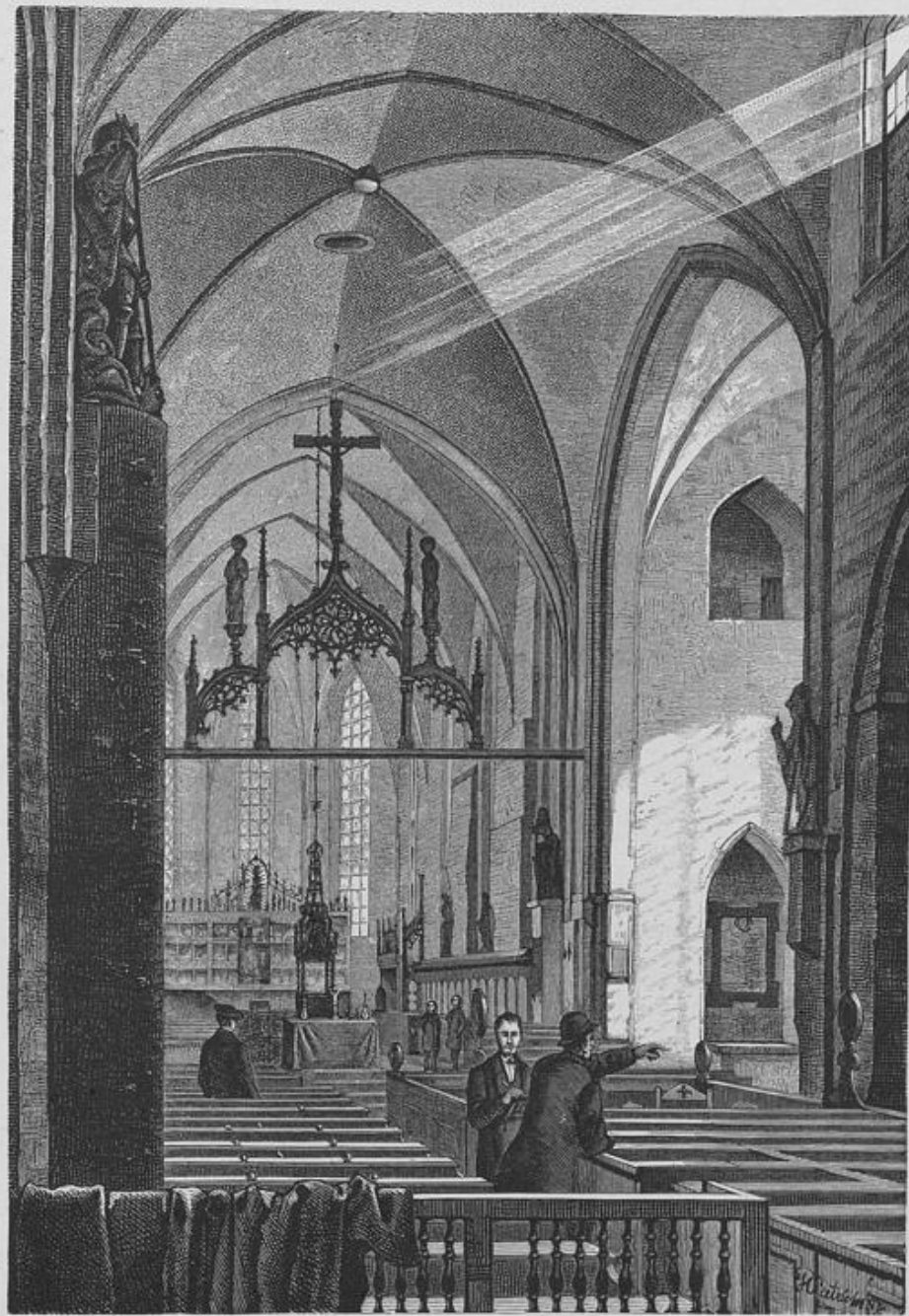
Etliche Zeit darnach ward ein Landtag zu Berlin angesetzt, (een Dach tom Berlin bedaget), zu welchem Prälaten, Herren, Mannen und Städte einberufen wurden. Daselbst gingen des Rathes Sendboten unserm gnädigen Herrn mit fleißiger Bitte an, Seine Gnaden möchten ordiniren und schaffen, daß wir die Konfirmation um redlich Geld empfangen möchten. Man handelte, was man handeln mochte; wollte man die Konfirmation haben, mußte man dafür geben einundfünfzig Rheinische Gulden in die Kanzlei und Herrn Bußen zwei Gulden. Solche Gift und Gabe für die Konfirmation und auch die Ausrichtung war vor Zeiten nie geschehn, und man konnte auch in den Rechnungsregistern nichts davon finden.

Endlich hatten also die beiden Städte ihre Konfirmation, in welcher Albrecht von Gottes Gnaden, Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst bekannte, daß er den getreuen Rathmannen und den gemeinen Bürgern der Städte, sowie den Rittern und Mannen, Geistlichen und Weltlichen u. s. w. alle ihre Gerechtigkeit und alle ihre gute Gewohnheit und alle ihre Lehen und alle ihre Briefe, die sie von seinen Vorfahren und Fürsten und Fürstinnen haben über Lehen, Erbe, Eigen, Pfandschaft und Güter und über ihre Freiheit, Gerechtigkeit und gute Gewohnheit, — bestätigt habe und bestätige, stet und ganz zu halten und ihre Gerechtigkeiten und Freiheiten nicht zu ärgern noch zu kränken, sonder allerlei arge List . . . . .

In der Fortsetzung erzählt jener biedre Salzwedeler die weiteren Verhandlungen zwischen dem gnädigen Herrn und den auf ihre Rechte und Freiheiten pochenden Städten der Altmark über Bierziesen, Landbede und Tonnengeld und wie Seiner Gnaden den Städten „mit arger List“ Zoll auflegte und zu ihnen Zöllner aussandte. So leicht aber unterwarfen sich die Städte nicht. Geistlichkeit und Ritterschaft hatten nachgegeben. Der Kampf des Bürgerthums gegen neue, dem Landesherrn bequeme, von selbst anwachsende indirekte Steuern, gegen das „Angeld“, für Beibehaltung der alten direkten Steuer, der „Landbede“ ward fortgeführt. Der Markgraf suchte die Widerspenstigen durch Urtheile von Schiedsgerichten zu zwingen, — aber die Städte erkannten deren Kompetenz nicht an; er ließ die Urtheile vom Kaiser bestätigen — die Städte „verachteten“ die Bestätigung und blieben „harthörig.“ Schließlich zahlten sie wohl die Rückstände der zur Tilgung der Landeschulden erforderlichen Quoten; allein die indirekten Steuern, die Bierziese — ein Groschen für jede Tonne Bier, die gebraut wurde und ein Groschen für jede verkaufte oder einzeln verzapfte Tonne Bier, — und das Tonnengeld — drei Groschen für jede Tonne solcher Waaren, die in Tonnen verfahren wurden, namentlich Heringe und andere Fische, Wein, Honig, Schmalz, Talg, Theer (mit alleiniger Ausnahme des Biers) — wurde, so lange Markgraf Albrecht lebte, nicht bezahlt . . .

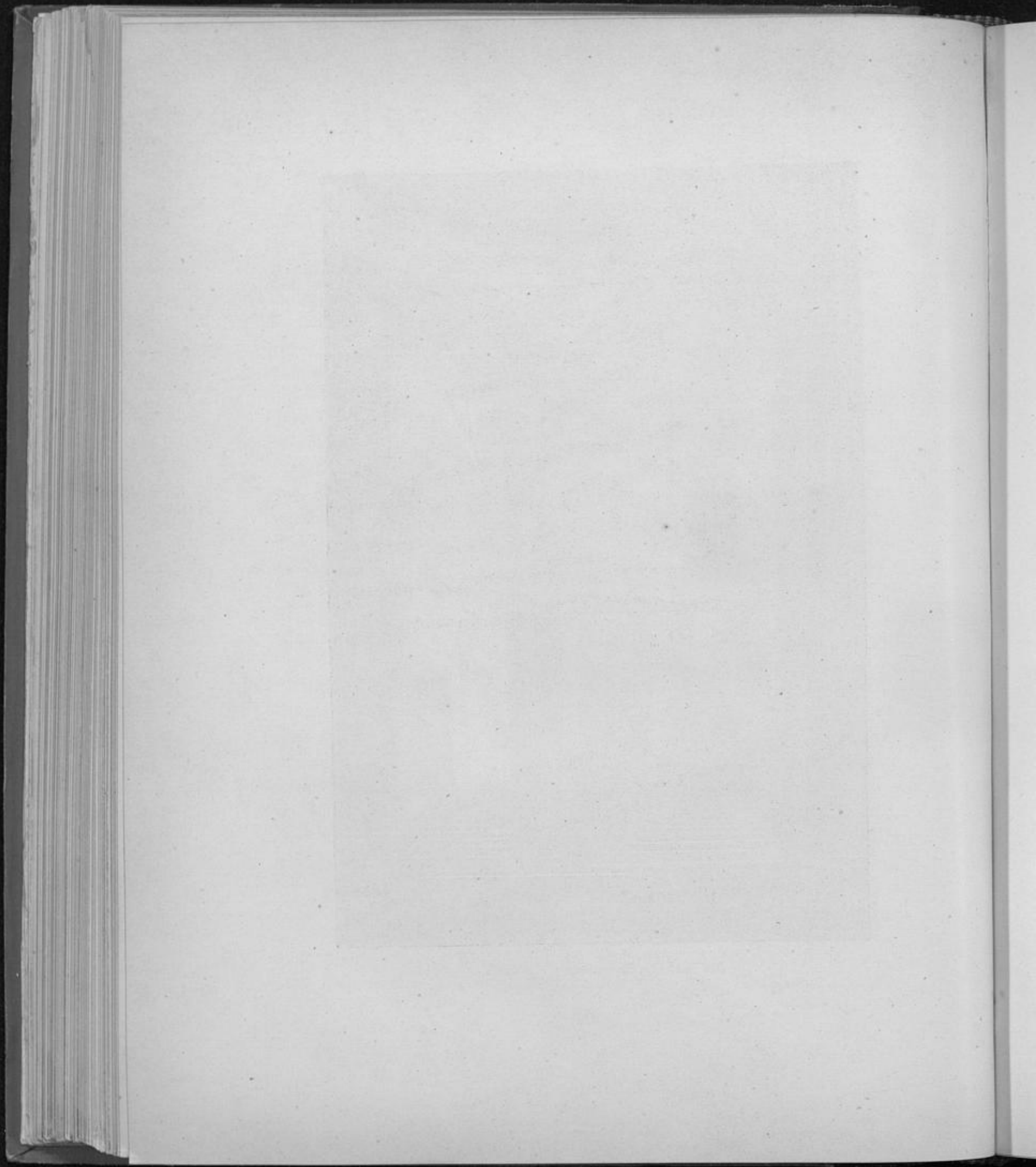
Die Hauptkirche der Stadt Salzwedel, die Marienkirche, vor der Reformation „Unserer lieben Frauen Kirche“ genannt, liegt in der Altstadt nahe der Stadtmauer. „Sie besteht aus einem fünfschiffigen Langhause, welches nach Westen hin Kapellenartig erweitert, den runden Glockenthurm umschließt, während jenseits des Querschiffes der einschiffige polygon geschlossene Chor die Bauanlage im Osten vollendet“ (Alder, S. 85). Fünf Bauzeiten will Alder erkennen. Das älteste Stück der Kirche ist unzweifelhaft der in Granitquadern hergestellte Untertheil eines kolossalen Rundthurms, welcher durch Größe und Baumaterial auf die Gestalt der ältesten Pfarrkirche, welcher er als westlicher Glockenthurm angehörte, schließen läßt. Von diesem alterthümlichen Bau, der dem Anfang des zwölften Jahrhunderts anzurechnen ist, ist nur der Unterbau bis auf eine Höhe von zehn Fuß erhalten. „Unmittelbar darüber sehen die Umfassungsmauern





Das Innere der Marienkirche zu Salzwechel.

*J. F. Richter's X. A. Hamburg.*



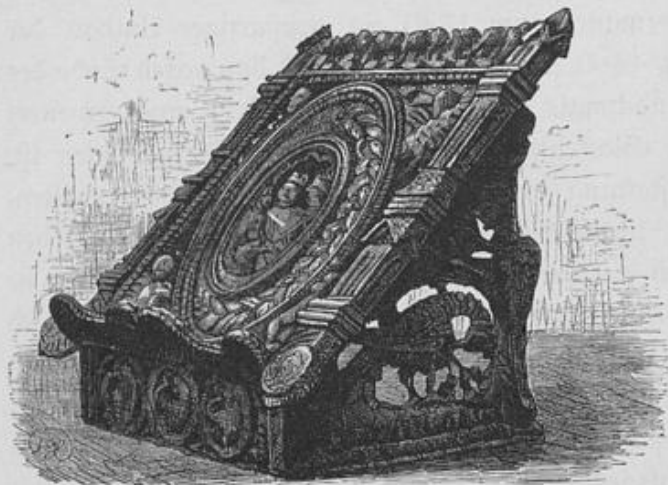
ab, und der achteckig gebildete Thurm steigt, in Backsteinen erbaut und mit einer hohen achteckigen Spitze abgeschlossen, bis zu einer Höhe von 245 Fuß empor.“ Der größere Theil dieses Thurmes soll ebenso, wie die Umfassungsmauern des Chors in die Zeit von 1225 bis 1240 fallen. Adler weist endlich nach, daß nach einer Erneuerung des oberen Theils der Schiffsarkaden und Obermauern um 1540 ein großartiger Umbau der ganzen Kirche um 1450 bis 1460 stattgefunden hat und daß gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nochmals das Westhaus umgebaut und erweitert und dabei der alte runde Glockenthurm in die Kirche hineingezogen ist.

Von der inneren Ausstattung der Kirche ist noch viel Altes erhalten. Zwölf lebensgroße Statuen, uralte Heilige und Bischöfe aus Sandstein sehen von den Säulen nachdenklich auf die Kirchgänger herunter, von denen sie mit kaum ausreichendem Respekt angestaunt werden. Hier und da noch Nischen und Unterbau als Überbleibsel der vielen einst reich ausgestatteten Altäre. Von ihnen sind nur zwei erhalten geblieben. Der eine vor dem Triumphbogen, unter dem sich auf einem Querbalken ein mit prachtvollem spätgothischen Maßwerke ausgestattetes Kreuzifix mit Maria und Johannes befindet, dient zu den regelmäßigen Gottesdiensten und ist einfach und ohne Verzierungen. Der andere ist der Hochaltar im Abschluß des Chors und mit einem ungewöhnlich großen und reichen Aufsatz versehen. Derselbe besteht aus einer einen Fuß hohen Staffel und drei acht Fuß hohen Schreinen, von denen die beiden Seitenschreine als Flügel dienen. Die sämmtlich im Hintergrund tapetenartig vergoldeten 31 Felder der drei Schreine zeigen in schön geschnitten reich vergoldeten Figuren die Lebens- und Leidensgeschichte Christi. Im Hauptfelde, Christus am Kreuze darstellend, befinden sich nicht weniger als 42 Figuren, einschließlich 8 Pferde. Alle Figuren sind aus Eindenholz geschnitten, mit einem Kreidegrund überzogen und dann mit Ölfarben und reichem Golde übertragen. Über dem Hauptschrein steht in einer Mondsichel das lebensgroße Bild der Jungfrau Maria mit dem Christuskinde, umgeben vom goldenen Strahlenkranze, eine Bildsäule von seltenem Kunstwerth. Die Künstler dieses herrlichen Werkes sind nicht bekannt. „Nach einer alten, aber nicht gleichzeitigen Nachricht, soll ein Kaufmann Andreas Berthold den Aufsatz geschenkt haben. Sein



und seiner Frau in Stein gehauenes Bild zeigt man in den Fensternischen zunächst dem Hochaltar knieend, die Gesichter gegen den Altar gewendet.“\*)

Auf dem Altar steht das älteste Kunstwerk der Kirche, ein in Eichenholz geschnitztes Lesepult, dessen alterthümliche romanische Formen —



Lesepult in der Marienkirche.

Thierfiguren von Ranken umschlungen — eine Arbeit aus der Mitte des 12. Jahrhunderts erkennen lassen. Der um die Erhaltung märkischer Alterthümer hochverdiente Konservator von Quast fand es bei einer Besichtigung der Kirche unter altem Gerümpel auf dem Kirchenboden. Er veranlaßte, daß es gereinigt und ausgebessert

und seinem alten Plaze und seiner ehrwürdigen Bestimmung zurückgegeben wurde.

Zu beiden Seiten des Hochaltars stehn, nicht minder schön als dieser, noch heute zwei alte Kirchenstühle, der Markgrafenstuhl und der Propststuhl. Der dreißigige Markgrafenstuhl soll dem vierzehnten Jahrhundert angehören. Der Propststuhl, eine in der reichsten und edelsten Form durchgeführte Schnitzarbeit, soll gleich dem Hochaltar aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. Von diesen alten Stühlen bis zum Abschluß des Chors laufen auf beiden Seiten schöngeschnitzte, in den Rücksitzen mit Bildern von Aposteln und Propheten geschmückte Chorstühle. Außerdem ziert den an alten Kunstwerken so reichen Raum noch das reichgestaltete bronzene Taufbecken, das unter einem von vier zierlichen Säulchen getragenen Baldachin steht und von einem bronzenen Gitter umschlossen

\*) Danneil, Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel (Halle 1842) S. 28 und Danneil, Das Altarbild in der Marienkirche zu Salzwedel, S. 38 des zweiten Jahresberichts des Altmärkischen Vereins (1859).

wird. Die Taufe mit der Krone ward 1520 aufgestellt. Am Sonntag Rogate war sie von Nürnberg gekommen und am Sonnabend vor Pfingsten ward sie feierlich geweiht. Sie ist ein Werk des Nürnberger Künstlers Hans von Köln. Eine Schrift lautet:



Der Markgrafenstuhl.

„Joachim und Sancta Anna baten Gott  
um eine Frucht auf Erden.  
Da gab ihnen Gott Maria zart,  
Die behüt' uns auf dieser Fahrt.  
Hans von Köln macht mich.“

Auf dem Geländer des Stuhls, welches von demselben Künstler und seinem Gesellen Maß (Matthias) zwei Jahre später gesetzt ist, steht am Eingange die heilige Anna mit der Maria auf dem Arm; Joachim knieet auf der anderen Seite. An dem Stuhl befinden sich Namen und Wappen von neun Bürgern, die wahrscheinlich das Werk geschenkt haben.

Schöne Chorfenster, reich mit Glasmalereien verziert, vervollständigen den würdigen Eindruck, den das hohe Chor macht. Die Kirche besitzt eine kunstvoll geschmückte Kanzel und eine vorzügliche Orgel. Wände und Decke sind mit Farbe und Kalk übertragen; hin und wieder lugt daraus ein übertünchtes uraltes Heiligengesicht hervor. Wappen und Bilder

mit erblichenen Inschriften suchen das Andenken vergessener Geschlechter zu bewahren.

In einer Seitenkapelle der Marienkirche befinden sich seit 1860 die werthvollen Sammlungen des seit 1857 bestehenden Altmärkischen Geschichts-

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.

21

vereins, welche namentlich reich an Urnen und andern Grabalterthümern aus alter Heidenzeit sind.\*)

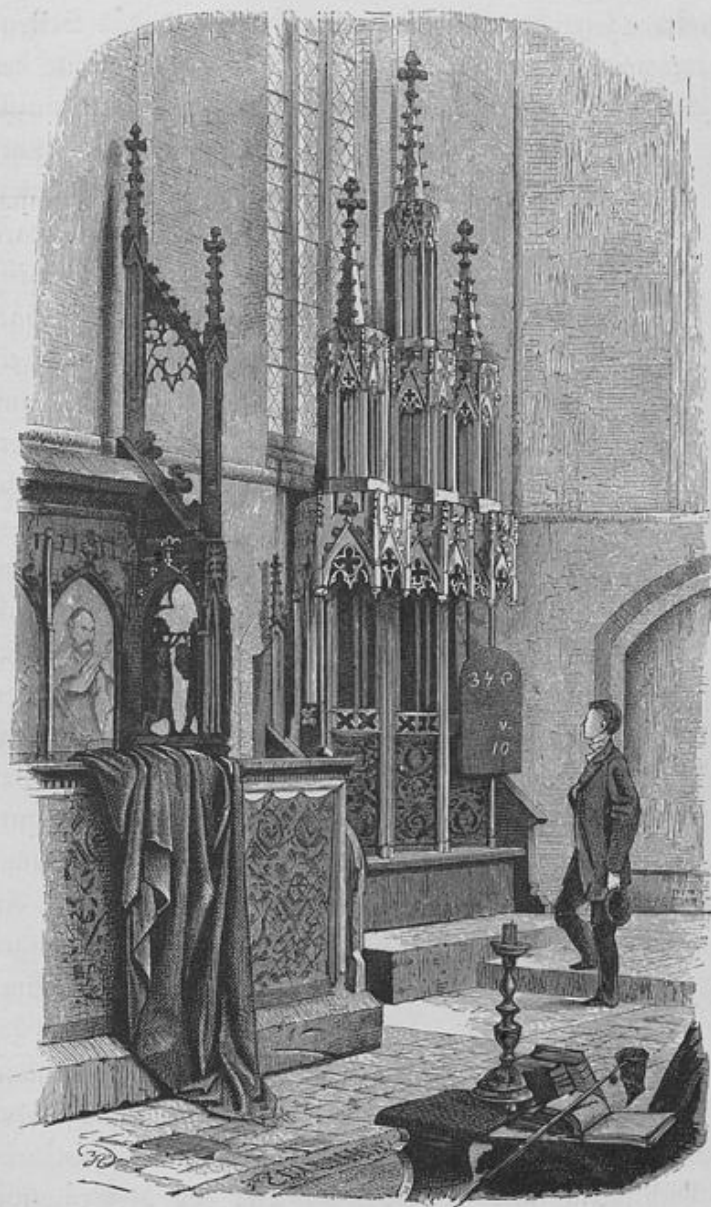
In der Umgebung der Marienkirche befinden sich mehrere Wohnhäuser mit reicher Holzarchitektur. Hervorragend ist die mit Thor und Mauern dicht an die Kirche herantretende Propstei — ein reich durchgeführter, in den beiden oberen Geschossen mit trefflicher Schnitzarbeit gezielter Fachwerksbau des Propstes Johann Verdemann vom Jahre 1474, leider durch einen Umbau am Schluß des sechszehnten Jahrhunderts wesentlich verändert. Die Propstei war bis zur Reformation der Wohnsitz eines hochgestellten Prälaten mit glänzendem Einkommen. Bei der Reformation betrachtete Kurfürst Joachim II. die Propstei als markgräfliches Eigenthum, verwandelte sie in ein Staatsgut, welches zunächst der bisherige Propst Wolfgang von Arnim, der in Brandenburg als Domherr lebte, als bloße Sinekure ohne irgend ein geistliches Geschäft erhielt. Im Jahre 1565 verließ der Kurfürst das reiche Gut als weltliches Mannlehn dem Dompropst zu Havelberg und Domdechanten zu Magdeburg Levin von der Schulenburg und dem Landeshauptmann der Altmark gleichen Vor- und Zunamens. Wahrscheinlich waren sie Gläubiger des verschwenderischen Kurfürsten. Seitdem blieb die Propstei bis heute im Besitze der Familie von der Schulenburg. —

Der Bettelorden der Franziskaner, erst 1223 vom Papste bestätigt, war schnell in die Altmark eingedrungen. In Salzwedel erbaute er sich an der Grenze der Stadt gegen die eben gegründete Neustadt in der Zeit von 1250 bis 1280 von dem erbettelten Gelde ein stattliches Kloster mit einer

\*) Der Verein, vom Professor J. Fr. Danneil 1836 mit 102 Mitgliedern als Verein „für vaterländische Geschichte und Industrie“ gegründet, zählte 1837 beim ersten Rechenschaftsberichte 264 ordentliche Mitglieder. Deren Zahl wuchs in einigen Jahren auf 309. Dann trat ein starker andauernder Rückgang ein. 1847 theilte sich der Gesamtverein in zwei Abtheilungen. Die geschichtliche Abtheilung erhielt ihren Sitz in Salzwedel. Bis dahin waren in elf Jahresberichten ausgezeichnete Beiträge zur Geschichte der Altmark, namentlich aus Danneil's Feder veröffentlicht. Nunmehr wurde die Thätigkeit des Vereins gänzlich unterbrochen, und erst 1857 mit 51 Mitgliedern wieder aufgenommen. Das Direktorium (Landesdirektor a. D. Wirkl. Geheimrath von der Schulenburg auf Propstei Salzwedel Vorsitzender; Apotheker, jetzt Bürgermeister Jechlin in Salzwedel Vereinssekretair) ist seitdem eifrig bemüht, mit den beschränkten Mitteln der Vereinskasse Tüchtiges zu leisten, wie dies die in 25 Jahren erschienenen acht Jahresberichte beweisen. Möchte es bald gelingen, für diese Bestrebungen in dem jüngeren Geschlechte lebendigere Theilnahme zu erwecken und zahlreiche Mitglieder anzuerwerben. Dann müssen sich auch die Mittel finden, jene werthvollen Sammlungen in einem, ihrer Konservierung und Benutzung günstigeren Raume unterzubringen, als die Kapelle der Marienkirche ist.



schönen Kirche. Die bettelnden und predigenden, Bildung und Gelehrsamkeit verachtenden grauen Brüder, die Jahr aus Jahr ein ohne Kopfbedeckung,



Der Propststuhl.

mit der Kapuze an der Kutte, mit dem siebenknotigen Strick um den Leib, umherzogen, müssen in Salzwedel schnell zu Einfluß und Vermögen gelangt sein. Sie kauften ein bedeutendes Grundeigenthum zusammen. Die Franziskaner Klosterkirche, die Mönchs-Kirche, „auffallend groß, über 200 Fuß lang, besteht aus dem sechsjochigen Langhause mit welchem an der Südseite ein ebenso langes Seitenschiff verbunden ist und dem einschiffigen dreijochigen polygon (in sieben Seiten des Zwölfeckes) geschlossenem Chore“ (Aidler). Vom Gründungsbau sind nur noch Mauerreste an der Nord- und Westseite übrig

geblieben. Ein bedeutender Erweiterungsbau, von welchem der schöne Chor erhalten ist, wurde nach einer Inschrift durch Magister Heinrich Reppenstorf von 1435 bis 1453 ausgeführt. Von einem ferneren Erweiterungsbau, durch den das Kirchengebäude um 20 Fuß erhöht und das Seiten-



Propstei.

schiff in der Breite der alten Kirche hinzugefügt wurde, rührt das weiträumige Langschiff her. Er ward nach einer Inschrift 1493 durch den Gardian (Klostervorsteher, Custos) Brunk und den »Murman« (Maurer, Baumeister) Simon Breslau begonnen. Im Jahre 1514 endlich ward der Thurm, ein Dachreiter, vom hohen Chore nach dem Kirchendache verlegt. Der Baumeister des Thurmes hieß Johannes Möller und war ein aus Lüchow gebürtiger »Slave« (Wende). Eine in den Thurmknopf ge-

legte Urkunde rühmt die Einwohner der Stadt wegen der zum Thurmbau geleisteten Hilfe; alle Innungen waren dabei thätig, — nur die Schneider der Altstadt schlossen sich aus: »sed in antiqua civitate fuerunt sortores frivoli« — sie waren leichtfertig und gottlos! — Bei der Reformation wurde die altstädtische Schule, das spätere Gymnasium, in das Kloster verlegt.

Im Innern der Kirche ist neben schönen Holzschnitzereien am hohen Chore das Altarblatt bemerkenswerth. Es enthält ein Bild — zwar nicht von Lucas Kranach, wie man allgemein glaubt, aber von einem Schüler oder Nachahmer desselben — einen Weinberg darstellend, der durch einen Fluß in zwei Theile getheilt ist. Rechts sind der Papst Leo, Kardinäle, Bischöfe, Mönche und Nonnen beschäftigt den Weinberg zu zerstören, die Weinstöcke auszugraben und zu verbrennen, den Zaun nieder zu reißen, in den Brunnen Steine zu schütten. Über dem Papst steht unter anderm der Vers:

Sobald der Grosch' im Kasten klingt,  
Sobald die Seel' gen Himmel sich schwingt.

Links sind Luther, Melanchthon und ihre protestantischen Freunde in voller Arbeit, den Weinberg zu reinigen und zu pflegen. Luther harft Ablaßbriefe zusammen, Melanchthon schöpft Wasser, andere Geistliche und Gelehrte behacken die Weinstöcke, binden lose Reben an und beschneiden sie und bessern den Zaun aus. Ganz im Vordergrund wandelt Christus mit seinen Jüngern. In deutschen Versen wird weitläufig dargethan und erläutert, daß der Weinberg die christliche Kirche sei, und was für böse und fromme Leute die zween Hauf bedeuten.

Der Kanzel gegenüber liegt ein Grabstein mit der Inschrift:

„Im Jahre 1642, den 3. Februar ist der weiland Hochedelgeborne gestrenge und mannfeste Herr Joachim Ludwig von Seckendorf von Oberzeen in Franken selig in dem Herrn verschieden, seines Alters im 51. Jahre . . . Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Herr kehre dich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig.“

Der Leichenstein verräth mit keinem Worte, daß hier ein schwedischer Oberst begraben liegt, der wegen verrätherischer Unterhandlung mit dem Feinde auf dem altstädtischen Markte öffentlich mit dem Schwerte enthauptet worden ist.

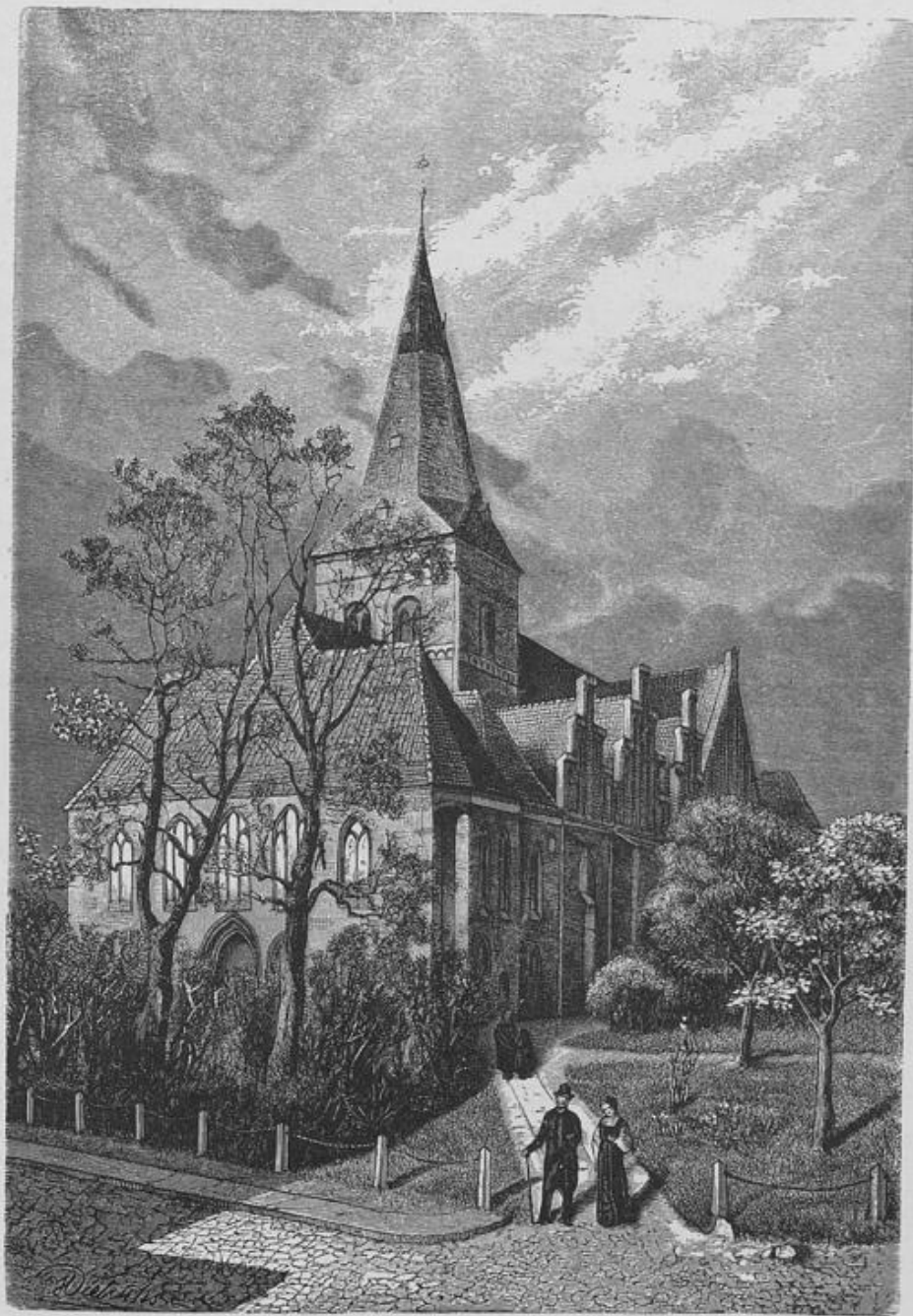
Am 17. Januar 1642 war General Torstenson, der an Stelle des inzwischen verstorbenen Generals Banner das Oberkommando über die schwedischen Truppen übernommen hatte, in die Altmark eingerückt und hatte im Perver sein Hauptquartier genommen. Der kaiserliche Generalissimus Erzherzog Leopold Wilhelm nebst seinem Generallieutenant Octavio Piccolomini zog den Schweden entgegen und nahm vom 26. Januar bis 4. Februar sein Hauptquartier in Tangermünde. Zwischen den Schweden



und den Kaiserlichen gab es bei den Biesepässen, die von bewaffneten Bauern bewacht wurden, lebhafte Scharmügel, bis die Kaiserlichen am 4. Februar über die Elbe gingen, um die Schweden in die Mittelmark und nach Mecklenburg zu locken. In den Tagen zuvor beabsichtigte der in Salzwedel einquartirte schwedische Oberst von Seckendorf zu den Kaiserlichen überzugehen und sich dieserhalb mit ihnen in Verbindung zu setzen. Er hatte sich schon einige Zeit zuvor von Torstenson die Erlaubniß verschafft, an das kaiserliche Hauptquartier einen Trompeter abzusenden, um für seine der Entbindung nahe Gattin einen Geleitspaß nach Erfurt zu erbitten. Jetzt sandte er den Trompeter aus. Dieser wurde bei Upenburg von den schwedischen Vorposten angehalten. Der kommandirende Offizier prüfte des Trompeters Paß. Derselbe kam ihm zu alt und deshalb verdächtig vor. Er ließ den Trompeter nicht durch, sondern nöthigte ihn umzukehren und zurück zu reiten. Während der im freien Felde geflogenen Verhandlung wurde das Pferd des Trompeters unruhig und bäumte sich mehrmals. Dabei platzte eine Sattelnath und im Sattel verborgene Briefe flogen heraus. Niemand hatte es bemerkt. Aber kaum war der Trompeter fortgeritten, als das Windspiel eines schwedischen Rittmeisters ein Papier erhaschte und damit herumsprang, bis sein Herr es ihm abnahm. Man suchte weiter und fand im Straßenkoth Briefe, die den Verrath bekundeten, und sandte sie sofort zu Torstenson. Der Trompeter war noch nicht zurück, — da wurde Oberst Seckendorf, als er sich eben zur Mittagstafel gesetzt hatte, verhaftet und auf das altstädtische Rathhaus abgeführt. Ein Standgericht unter Vorsitz des General Königsmarck trat sofort zusammen und erkannte auf Tod. Noch am selbigen Tage ward er enthauptet. — So erzählt uns A. W. Pohlmann in seiner Geschichte der Stadt Salzwedel (1811) den Hergang. —

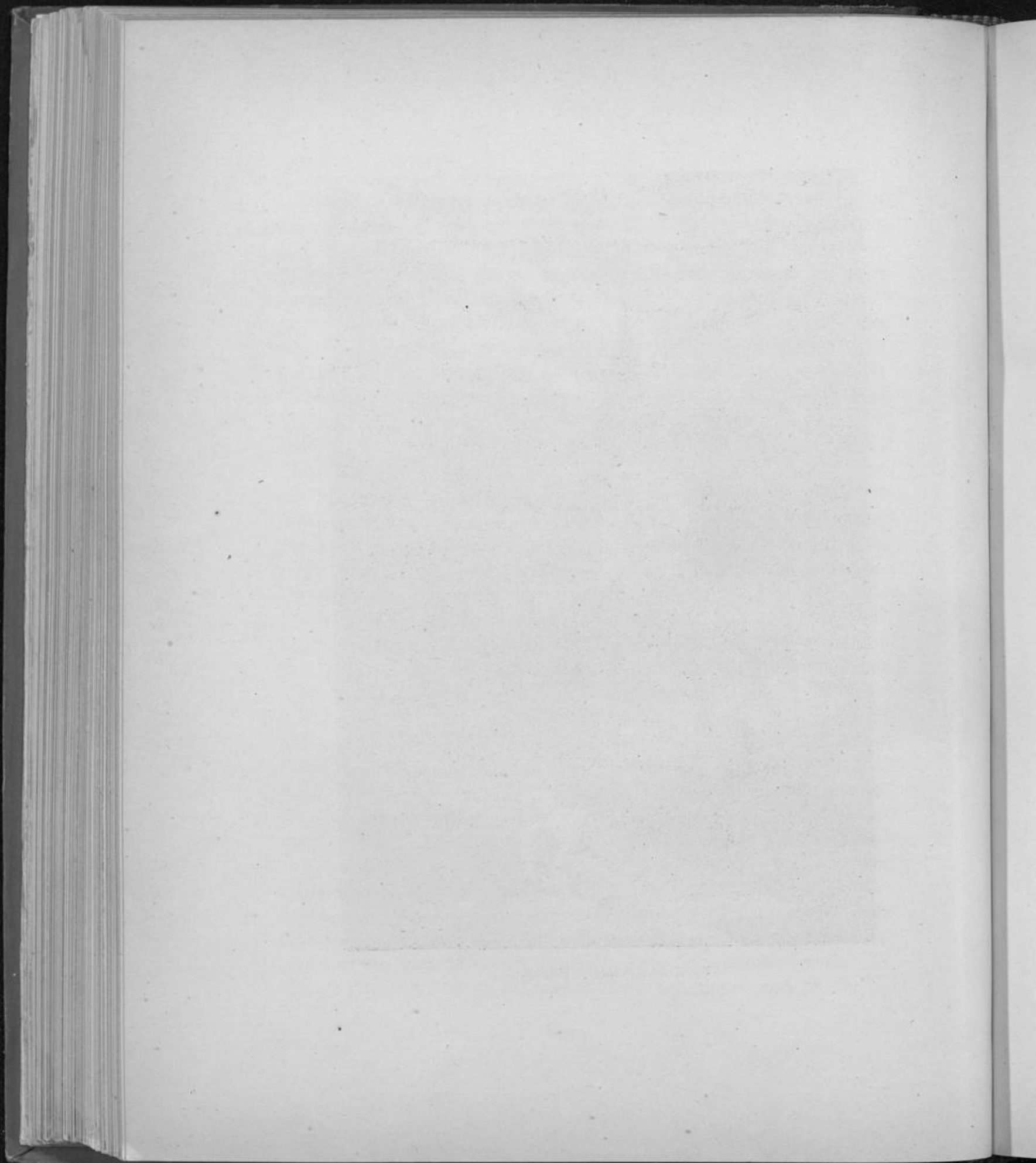
Die mit einem der heiligen Anna gewidmeten Nonnenkloster verbundene vierte Kirche der Altstadt, die Nikolaikirche, eine Kreuzkirche aus gebrannten Ziegeln mit einem achteckigen Thurme ist vor 90 Jahren auf den Abbruch verkauft und 1797 abgebrochen. —

Als im Jahre 1247 die Neustadt Salzwedel gegründet wurde, bestimmte man sofort den zu bebauenden Raum und richtete nach der für die



Die Katharinenkirche zu Salzwedel.

*J. F. Richter's X. A. Hamburg.*





Zukunft wahrscheinlichen Bewohnerzahl die Größe der Pfarrkirche ein. Die Katharinenkirche, in der Zeit von 1247 bis 1268 begründet, liegt an der Nordseite der Stadt nahe der Stadtmauer, nicht wie die Marienkirche eingengt von Gebäuden, sondern an einem geräumigen, von Linden beschatteten Kirchhofe. Die Kirche, im fünfzehnten Jahrhundert mehrmals erweitert und ausgebaut, ist im Grundriß ein dreischiffiges Langhaus mit polygonem Chor. Adler rechnet der ersten Bauepoche den Thurm, Schiffspfeiler und Theile der Umfassungsmauern an und meint erkennen zu können, daß die Kirche ursprünglich eine dreischiffige, gewölbte Basilika mit einschiffigem plattgeschlossenen Chore gewesen sei. Er findet die alten Reste besonders deshalb interessant, weil sie jedenfalls den Versuch bekundeten, „um 1247 unter Festhaltung romanischer Kunstformen die gothische Baukunst in der Mark einzubürgern.“ Der Zeit von 1400 bis 1410 weist er die Giebel der Süd- und Nordseite zu; 1450 bis 1468 seien Chor, Gewölbe und die Liebfrauenkapelle und im letzten Jahrzehnt desselben Jahrhunderts die Frohnleichnamskapelle erbaut.

Der geschnitzte Flügelaltar der Kirche enthält Darstellungen aus dem Leben Jesu in schöner lebensvoller Auffassung. Das bronzene Taufbecken wird von vier auf Löwen stehenden weiblichen Figuren getragen, während am Becken die zwölf Apostel unter rundbogigen Arkaden geordnet sind. Nach der alten Inschrift ist es ein Werk von „Eudolf (nicht Eudewig) Grapengeter wohnhaftich in Brunswich“ vom Jahre 1421. Der ehrsame Meister der Braunschweiger Grapengießereyzunft hat an dem kunstvollen Taufbecken durch den Guß seine Sehnsucht nach Reichthum in dem seinem Namen beigefügten Wunsche verewigt: »Got mak en rik« — Gott mache ihn reich! — Die Taufe hat eine ähnliche Einfassung, wie die hundert Jahr jüngere in der Marienkirche, — aber nicht von Bronze, sondern von Holz mit reizenden Renaissance-Details, denen wir unsere erste, sowie noch zwei der nachfolgenden Randleisten verdanken. „Der größte Schmuck der Kirche besteht“ — nach Adler — „in den durch seltenste Farbenpracht ausgezeichneten Glasmalereien, welche die ähnlichen Kunstwerke zu Werben zwar in der Zeichnung nicht völlig erreichen, in der Färbung aber bei weitem übertreffen.“

Leider hat vor wenigen Jahren der Kirchenvorstand mit Genehmigung des Konsistoriums oder der Königlichen Regierung zu Magdeburg oder beider Behörden den größten Theil der in der Kirche vorhandenen mittelalterlichen Holzschnitzereien, darunter einen Flügelaltar, eine Mutter Gottes, ein Kreuzifix für baare 900 Mark nach Süddeutschland verkauft und dadurch Salzwedels Handwerker, Künstler und Freunde alter Kunst für immer der Möglichkeit beraubt, diese Kunstwerke, die vor Zeiten fromme Altmärker zu Ehr' und Ruhm der Vaterstadt schufen oder schaffen ließen, und die als mustergiltige Vorbilder des Kunstgewerbes unserer Tage dienen könnten, in der Heimath zu sehn, zu bewundern, an ihnen zu lernen. Unsere Altmark blieb von den Zerstörungen des Bauernkrieges und der Bilderstürmerei verschont. Darum sind unsere Kirchen reicher als die mancher anderer deutscher Gauen an mittelalterlichen Kunstwerken. Um so mehr sollte man sich hüten, derartige Gegenstände, die dem heranwachsenden Geschlechte von früh auf Empfindung und Verständniß für das Schöne vermitteln können, ohne Noth zu veräußern, vollends in der heutigen Zeit, wo so viele tüchtige Kräfte, — und augenscheinlich nicht ohne Erfolg — an der Wiedererweckung, Belebung und Förderung des deutschen Kunstgewerbes arbeiten.\*)

Neben der Katharinenkirche, nur durch die alte Stadtmauer und ein Stück des Stadtgrabens von ihr geschieden, sieht gegenwärtig der stattliche Neubau des Gymnasiums, für dessen Insassen das alte Franziskanerkloster zu eng wurde, der Vollendung entgegen, — ein stolzes Haus in gothischem Baustil. Wer vom Bahnhof in die Stadt geht, kommt daran vorbei, bevor er durch das Lückower Thor tritt, welches an der Westseite der

\*) Im Juni 1882 durchwanderte ich mit einem süddeutschen Freunde die Straßen einer vormaligen deutschen Reichsstadt in Franken. Wir hielten vor unsern Begleitern nicht zurück mit Worten des Unmuthes, weil man dort in den letzten Jahrzehnten prächtige alte Stadttore im Interesse des Verkehrs, — wie wir meinten, ohne Noth — niedgerissen hat. Als ich meine Heimath, die Altmark lobte, in der man jetzt, im Gegensatz zu vergangenen Tagen, die noch vorhandenen ehrwürdigen Reste mittelalterlicher Kunst liebevoll konservire, — hielt mir mein zufällig gut unterrichteter Freund mit herbem Tadel den Verkauf der Holzschnitzereien aus der Katharinenkirche zu Salzwedel vor. Ich erfuhr von ihm, daß der Kauf, durch einen wegen seiner Kunstkenntniß geschätzten Architekten vermittelt, in der That für einen als Sammler bekannten katholischen Geistlichen erfolgt sei. In den Kreisen der Kenner staune man über den „Spottpreis“; das zehnfache würden Liebhaber dafür zahlen! — Der jetzige Eigenthümer wird wahrscheinlich die vordem der Katharinenkirche zu Salzwedel zu ihrer Hier gestifteten Kunstwerke zu Geschenken an katholische Dorfkirchen in und außerhalb Deutschlands verwenden.

Katharinenkirche die Stadtmauer durchbricht. Vor dem Thore ferner, schräg gegenüber dem Gymnasium, befinden sich neben einander zwei neue beachtenswerthe Wohnhäuser. Ein kleines zierliches Wohnhaus, dessen Giebel an jene reich ausgestatteten Giebel des Tangermünder Rathhauses erinnern, daneben ein anderes in einfacheren Formen beweisen, gleich dem bereits erwähnten Hause am altstädtischen Markte, daß es auch heute möglich ist, in Stadt und Land Wohnhäuser herzustellen, die den modernen Bedürfnissen des Bürgers vollständig Genüge leisten, und gleichzeitig die Schönheit jener in Bauwerken hoher Vollendung bewährten märkischen Backsteingothik mustergültig zur Erscheinung bringen. Möge der Erbauer der drei gothischen Häuser, ein auch beim Bau des Gymnasiums beschäftigter junger Meister, seine Kunst noch oft in altmärkischen Backsteinbauten bewähren! — —

### Vermischtes zur Geschichte der Stadt Salzwedel.

Im Mittelalter stand Salzwedel als Handelsstadt lange Zeit allen märkischen Städten an Bedeutung weit voran. Über Salzwedel führte die alte wichtige Landstraße von Magdeburg nach den Seestädten, mit denen Salzwedel auch durch die schiffbare Jeeze eine regelmäßige Wasserverbindung hatte. Über Salzwedel führte die große Salzstraße von Lüneburg nach Stendal und nach Brandenburg mit dem Elbübergang bei Tangermünde. In den altmärkischen Städten und vor allen in Salzwedel blühte die Tuchweberei, deren Erzeugnisse in großen Massen nach fremden Ländern ausgeführt wurden.

Die bedeutendsten Vortheile erlangte die Stadt Salzwedel durch den Einfluß ihrer berühmten Söhne in Lübeck, dem Vorort des meerbeherrschenden Hansabundes. Alexander von Soltwedel, der Befreier Lübecks von dänischer Herrschaft, der Sieger über den Dänenkönig Waldemar II. in der Landschlacht von Bornhöved 1227 und in der Seeschlacht bei Rostock 1234, der große Feldherr und Diplomat, der Stifter der Hanse, war ein Salzwedeler



Kind. Eine alte Reimchronik nennt ihn den biedern frommen Degen, im Ritterspiel und im Kriege gar verwegen, der mit seiner Mannheit der Ehren Sitz verdiene. Seinem und seines Bruders Johann von Soltwedel Einfluß schreibt man es zu, daß die Kaufleute von Lübeck „ihre Freunde“, die Kaufleute von Salzwedel, nicht bloß in die Hanse, sondern später (Urkunde vom 16. Juni 1263) auch auf ihre Bank und in ihre Genossenschaft zu Wisby auf Gothland aufnahmen und der gleichen Rechte, die sie selbst genossen, theilhaftig machten. Göze sagt darüber in seiner urkundlichen Geschichte der Stadt Stendal (Seite 51):

„Die Kaufleute der größeren deutschen Handelsstädte, welche auf Wisby verkehrten, hatten sich nemlich landsmannschaftlich gegliedert und einen Vogt oder Aldermann als ihren Obmann und stehenden Vertreter erwählt. Kleinere Orte, wie Salzwedel, welche einen besonderen Vogt oder Aldermann dort nicht unterhalten konnten, schlossen sich an größeren an, so daß also der Lübeckische Aldermann auf Gothland zugleich die Kaufleute aus Salzwedel zu vertreten hatte. „„Inmerhin ist Salzwedels Sitz auf der Handelsbank in Wisby ebenso wunderbar, als wenn die heutige behagliche Landstadt an der Seezue einen Konsul in New-York hielte.““ (Barthold, Geschichte der deutschen Hanse I 232); er deutet aber mit Bestimmtheit auf den Verkehr mit den Ostseehäfen und mit dem slavischen Osten.“

Die Blüthezeit der Hanse war auch für die Stadt Salzwedel die Blüthezeit ihres Handels und ihrer Industrie. Die Bauwerke und noch mehr die kirchlichen und wohlthätigen Stiftungen aus jener Periode weisen darauf hin, wie vollberechtigt der Städtespruch den Salzwedelern nachsagte:

De Soltwedler hebben dat Got.

Natürlich war an dem Reichthum der Stadt vor allem die Kaufmannschaft theilhaftig. Die älteste und reichste Gilde in Salzwedel, wie in andern altmärkischen Städten, war die Gewandschneidergilde, die fraternitas pannicidarum, die Gilde der Tuchhändler. In der Urkunde vom 28. Mai 1253 genehmigen die Markgrafen Johann und Otto, daß Niemand von den gegenwärtigen und künftigen Bewohnern der Stadt Salzwedel Tuch ausschneiden (pannam incidere) darf, außer wenn er es in dem neuerbauten gemeinsamen Kaufhause thut, und der Gewandschneidergilde angehört. Rathhaus, Gewandhaus und Kaufhaus waren wie in der Altstadt, so in der Neustadt anfänglich in einem und demselben Gebäude. Markgraf Otto mit dem Pfeil (1287) und Markgraf Ludwig der Ältere (1351) hatten sich in

die Gilde aufnehmen lassen. In allen Städten, in denen sich keine Geschlechterzünfte und keine Geschlechterstuben gebildet hatten, mußten die Geschlechter, wenn sie rathsfähig sein wollten, in irgend eine Gilde eintreten. Deshalb gingen die in der Stadt Salzwedel wohnhaften Mitglieder der ritterbürtigen Familien zur Gewandschneidergilde. Schließlich umfaßte dieselbe alle angesehenen Leute, Geistliche nicht ausgenommen. Das Gildehaus der Gewandschneider war der Sammelpunkt der guten Gesellschaft.

Die alten Urkunden wissen nicht nur von den großen Erwerbungen der Gewandschneidergilden der Alt- und Neustadt Salzwedel an Kapital, Renten und Grundeigenthum, sondern auch von den Streitigkeiten der beiden Gilden untereinander oder mit dem Rath zu berichten. Die Gewandschneidergilden beider Städte waren die einzigen Gilden, die sich an dem Bierziese-Aufstande 1488 nicht betheiligt hatten. Die Gildenbrüder, die lieben getreuen, wurden deshalb vom Kurfürsten Johann durch ein besonderes Privilegium belohnt. (Urkunde vom 28. April 1488.) Darnach sollen sie künftig auch in den eigenen Häusern, nicht bloß wie bisher im Gewandhause, Gewand schneiden dürfen. Nur wer die Gilde gewonnen hat, soll zum Gewandschneiden — zum Tuchausschnitt, oder zum Einzelverkauf des Tuches zugelassen werden. Andern soll selbst die Theilung von Tuch nur auf dem Gewandhause und nur im Beisein aller Theilhaber gestattet werden. Ausgenommen auch hiervon sind, die von Wenden oder Unfreien abstammen.

Aus einer nachgelassenen größeren Arbeit Danneil's über die Salzwedeler Gewandschneidergilde bringt Göke in seiner Geschichte der Stadt Stendal (Seite 112) eine Schilderung der Gildefeste der Gewandschneider in der Altstadt Salzwedel, wie sie im 16. Jahrhundert gefeiert wurden. Wir lassen dieselbe hier mit geringen Kürzungen folgen:

„Die Festlichkeiten begannen am Sonntage vor oder nach Johannis, dem feste des Schutzheiligen der Gewandschneidergilde von Salzwedel. Es war dies dieselbe Zeit, in welcher schon die heidnischen Gilden der deutschen Vorzeit ihr Mittsommernfest gefeiert hatten. Sie dauerten mindesten drei, manchmal vier und fünf Tage. Es versammelten sich dazu sämtliche Gildebrüder und Gildeschwestern, Verheirathete und Unerheirathete; selbst die Kinder, die nicht gar zu klein waren, nahmen Theil. Als Ehrengäste wurden geladen sämtliche höhere Geistliche von Salzwedel und Umgegend, sowie auch diejenigen Priester, die zu der Gilde in naher Beziehung gestanden; ferner

der Hauptmann auf der Burg, der Stadtvogt und Stadtschreiber, sämtliche Bürgermeister der Altstadt, sofern sie nicht schon Gildebrüder waren, der regierende Bürgermeister der Neustadt u. s. w. Der erste Tag war lediglich der Erneuerung und Befestigung der guten Beziehungen zu geistlichen und weltlichen Würdenträgern gewidmet; deshalb fand lediglich ein Schmaus zu ihren Ehren statt; zu den übrigen Tagen wurden sie nicht geladen. Der Küchenzettel von 1516 besagt für diesen Tag zu Mittag Rindfleisch in großen Stücken, mit Senf, Weinmus, gebratene Hühner, Schafffleisch mit Rüben; zu Abend Rindfleisch in kleinen Stücken mit Senf, Stockfisch mit Rosinen oder Butter, junge gebratene Hühner, Schafffleisch mit Rüben.

Am zweiten Tage (Montag) wurde zunächst vor dem Mittagmahle der neue Gildemeister gewählt. Nach geschehener Wahl wuschen sich alle und setzten sich zu Tische. Beim Braten begab sich der abgetretene Gildemeister, in der Rechten einen Kranz, in der Linken einen weingefüllten silbernen Becher zu dem neuen Gildemeister und übergab ihm beides. Der neue Gildemeister nahm hierauf einen andern Kranz und „bestrafte“ damit einen jüngeren Gildebruder, welcher ihn mit  $\frac{1}{2}$  Stübchen (2 Quart) Wein bezahlen mußte. Das Mahl wurde von den Brüdern auf dem Gewandhause, von den Schwestern auf dem Rathhause eingenommen und bestand zu Mittag aus Rindfleisch in kleinen Stücken, mit Rosinen gelb gesotten, Weinmus, gebratenen Hühnern und Schafffleisch mit Rüben, Abends aus Rindfleisch in großen Stücken mit Senf, Weinmus, gebratenen jungen Hühnern und anderem Braten, Schafffleisch mit Rüben, so daß es scheint, als ob auch der Küchenzettel auf alter Überlieferung beruhte. Nach dem Mittags- und nach dem Abendessen war Tanz.

Über der Tag der eigentlichen Festfeier und des höchsten Schmuckes und Jubels war, gleich wie bei den Opferfesten der alten Gilden, der dritte, hier also der Dienstag. Zuvörderst zog alles nach der Stadtbadstube und nahm ein Bad. Warum dies gerade am dritten Tage geschah, hat von allen denen, die das Fest mitfeierten, niemand gewußt: es war noch ein Rest aus dem Heidenthum, indem man sich reinigen wollte zu dem bevorstehenden Opfer. Nach dem Bade zog die ganze Gilde auf das Tanzhaus, wo man ein gemeinsames Frühstück aus gebratenen Eiern, gebratenen Hühnern und anderm Braten, Schafffleisch sammt Butter und Käse einnahm. Nach dem Frühstück begaben sich die Frauen und Mädchen nach Hause, um sich zu schmücken und zu bekränzen. Sie speisten auch Mittags nicht mit. Die Vorsteher der Gilde sammt ihren Frauen aßen auf dem Rathhause dieselben Gerichte, wie an den vorhergegangenen Tagen, die „gemeinen Brüder“ aber aßen in der Küche nur zwei Gerichte und empfingen nur Bier dazu.

Um drei Uhr Nachmittags versammelte sich die ganze Gilde, alt und jung, alle auf's festlichste geschmückt, im Tanzhause. Die Gildemeister ernannten zunächst die neuen Schaffner, d. i. zwei bis vier jüngere Brüder, welche für Speise und Trank zu sorgen und überhaupt die Rolle der Festordner zu übernehmen hatten. Dann begann eine feierliche Prozession durch sämtliche Straßen der Alt- und Neustadt, an welcher alle Glieder barhaupt Theil nahmen. Voran zog die Geislichkeit; danach folgte der



erste Gildemeister mit seiner Frau, beide mit Kränzen aus rothen Rosen auf dem Haupte; dann ein Schaffner und seine Frau, beide mit Kränzen aus weißen Rosen geschmückt, und hinter ihnen kam der Zug der unverheiratheten Söhne und Töchter der Brüder paarweise einhergeschritten; auch sie waren mit rothen Blumenkränzen geziert, die aber keine Rosenkränze sein durften. Die Jungfrauen trugen zunächst eine Art Krone auf dem Haupte und auf dieser den rothen Blumenkranz. Nach ihnen folgte der Zug der Gildesbrüder mit ihren Frauen, nach dem Alter geordnet, hierauf diejenigen Glieder des Rathes, welche nicht zugleich Glieder der Gilde waren; endlich der zweite Schaffner mit seiner Frau, wieder mit weißen Rosenkränzen geschmückt, und zuletzt der abgetretene Gildemeister und seine Frau mit rothen Rosenkränzen. Die verwitweten Brüder wählten sich eine Begleiterin aus der Zahl der Jungfrauen. Sobald der Zug zum Markte der Altstadt zurückgekehrt war, wurde Halt gemacht, einem jeden aus der Gesellschaft zwei oder drei Trunk Wein gereicht und einmal auf dem Markte herumgetanzt. Dann ging es zur Mahlzeit, die aus denselben Gerichten wie an den vorigen Tagen bestand. Nachher war festlicher Tanz. — An diesen großen Festen nahmen nur die Wittwen, die Kranken und diejenigen Brüder nicht Theil, welche Trauer hatten. Ihnen wurde Essen, Wein und Bier in's Haus geschickt.

Am Mittwoch aßen die Brüder in des alten Gildemeisters Wohnung; auch die Rathmänner, welche der Gilde nicht angehörten, wurden dazu geladen. Man aß Mittags Rindfleisch in großen Stücken und Kalbaunen, Wein und Oer (Fisch\*) mit Butter, gesottene Hühner in gelber Sauce mit Rosinen, gebratene Hasen und Hühner mit Safran und Rosinen; Abends grüne Fische und gesottene Hasen. Nach dieser Collation, welche den Namen Abdienst führte, wurde jedem Gildesbruder noch ein Stübchen, jedem Gildemeister zwei bis vier Stübchen Wein und ein Stübchen für die Hausfrau, jedem Schaffner zwei Stübchen und ein Stübchen für die Hausfrau in's Haus gesandt.

Das Trinken geschah zum Theil aus silbernen Pokalen, für deren Ankauf in den Gilderechnungen nicht selten bedeutende Posten ausgeworfen sind. Auch setzten einzelne Mitglieder eine Ehre darin, der Gilde solche Pokale zum Geschenk zu machen, die dann meist Namen und Wappen (Hausmarke) des Gebers zeigten und bei den Gelagen vorzugsweise den Gliedern der Familie dienten, so lange deren vorhanden waren.

Die schöne Zeit, in der die Gildemeister und ihre Frauen mit rothen und weißen Rosenkränzen um das Haupt den Reigen eröffneten, wenn die bekränzten Jungfrauen und Junggesellen, die Kinder der Gildesbrüder, in Sonnenwendtagen auf dem Markte der alten Stadt frohgemuth die Runde tanzten, schwand leider dahin. Mehr und mehr stockten Handel und Wandel. Die Ursachen der Veränderungen in den wirthschaftlichen Zuständen der einzelnen Städte sind nicht immer leicht zu ergründen. Was Salzwedel an-

\*) Oerling heißt in Steiermark heute die Nase (chondrostoma Nasos), in Westfalen und Rheinland auch Makrele oder Goldmakrele genannt.

langt, sind die reichen Quellen der Geschichte der Stadt und ihrer Bürgerschaft nur zum kleineren Theile ausgenutzt. Der vor allen Andern berufene Danneil hat außer der bereits erwähnten Kirchengeschichte der Stadt und der Geschichte der Burg, sowie der Geschichte des Gymnasiums, uns eine Reihe werthvoller Aufsätze geliefert, die auf das Wachsen und Abnehmen der alten Stadt helle Schlaglichter werfen, ohne doch darüber volle Klarheit zu geben. Außer den allgemeinen Ursachen, die seit Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den allmählichen, zeitweilig durch kürzere Perioden eines mäßigen Wiederaufschwungs unterbrochenen Niedergang der märkischen Städte bewirkten, tritt bei Salzwedel mehr wie bei mancher andern Stadt der Nachtheil hervor, den das überaus schnelle Ansammeln des Vermögens der todten Hand auf alle Erwerbsverhältnisse ausüben mußte. Aus Danneil's Kirchengeschichte entnehmen wir, daß Salzwedel vor der Reformation an 200 zum Klerus gehörende Geistliche, Mönche und Nonnen zu ernähren hatte und meistens recht anständig ernährte. In der Marienkirche allein waren über 30 Nebenaltäre, von denen jeder einen oder mehrere Messpriester (Altaristen, Kommendisten, Vikare) beschäftigte, und 81 Kommenden und Memorien oder Vikarien, Stiftungen für die Messpriester, vorhanden, so daß man nur für die Marienkirche 80 Priester rechnen muß. Fast jede Kommende hatte ein eigenes Haus, einzelne auch mehrere Häuser, welche die Priester bewohnten oder für ihre Rechnung vermiethten. Dazu kam noch eine große Zahl geistlicher Bruderschaften oder Gilden, die durch Stiftungen und Vermächtnisse reicher und immer reicher wurden. Achtzehn Bruderschaften bestanden bloß an der Marienkirche, darunter der große Kaland, der drei Kommenden und fünf eigene Häuser besaß, brüderliche Freundschaft und Sorge für das Seelenheil der Lebenden und Todten bezweckte, Messen, Vigilien und Memorien für die Verstorbenen halten ließ und Spenden an Arme verabsolgte. Seine Mitglieder, die „Kalandsheerrn“, waren vornehme geistliche und weltliche Bewohner der Stadt. Sodann der Elenden Gilde — *fraternitas exulum* —, welche den Heimathlosen und Fremden christliches Begräbniß verschaffte und für ihr Seelenheil Messen lesen ließ. Zu ihr gehörten unter Andern alle ritterbürtige Familien der Umgegend, einzelne Markgrafen und ihre Gemahlinnen, und viele Dorfschulzen. Auch sie besaß mehrere Häuser.

ferner der Kleine Kaland, die Brüderschaft der armen Schüler, mit der Bestimmung, die im dreizehnten Jahrhundert schaarenweise das Land durchziehenden bettelnden Kleriker, sowie die fahrenden Schüler aufzunehmen und zu erquickern, und wenn sie starben, zu begraben. Die Marienbrüderschaft (Liebfraueugilde) mit sechs Priestern und einem Küster, welche bezweckte, die Marienfesten mit erhöhter Feierlichkeit zu begehen, den Dienst der Jungfrau Maria zu verbreiten, sie täglich durch Gesang und Messen zu ehren. Durch diese Gilde wurde z. B. ein silbernes, mit Gold reich verziertes Marienbild gestiftet, das 29 Mark und 2 Loth feinen Silbers schwer war und 425 Mark 2 Schilling Brandenburgisch kostete. \*) Bei den Versammlungen des großen Kalands und wohl auch bei denen anderer Brüderschaften, war im späteren Mittelalter überall in Deutschland der gemeinsame Schmaus die Hauptsache. Für den Kaland in Gardelegen z. B., der aus 12 Mitgliedern bestand, wurde 1505 durch den Bischof festgesetzt, daß bei seinen Zusammenkünften nicht mehr als ein Schwein und zwei Tonnen Bier verzehrt werden dürften.

„Natürlich mußte“ — sagt Danneil in der Kirchengeschichte Seite 53 — „durch die Menge von Stiftungen zum Besten der Kirche das Vermögen und die Zahl der Geistlichen zum Erschrecken wachsen und die Magisträte mußten früh darauf denken, der immer größer werdenden Habgier der Geistlichen Schranken zu setzen.“ Der Rath hatte bereits seit Gründung der Stadt darauf gedrungen, daß Jedermann, der in der Stadt ansässige Adel und die Geistlichen der Kirchen und Stiftungen gleich den übrigen Bewohnern, zu den städtischen Lasten beitrage. Auch in späterer Zeit, als die Kirche von Abgaben frei wurde, blieb doch die Bestimmung gültig, daß jedes Haus, das durch Vermächtniß an die Kirche gelangte, nach wie vor Schoß zu entrichten, auch von den darauf ruhenden Personallasten, wie Wachdienst, Reisen, nicht befreit war, es sei denn, daß eine Ablösung durch Kapital oder durch feste Geldrenten bewirkt wurde. Immerhin mußte das

\*) Eine Mark Brandenburgisch berechnet Klöden für die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts = 40 Schilling = 480 Pfennig = 2 Wispel Roggen = 4 Schock Hühner. Darnach würden 425 Mark = 850 Wispel Roggen oder 1700 Schock Hühner sein. Beim Preise von 150 Reichsmark für den Wispel Roggen gäbe dies 126,500 Mark unsern Geldes.



bedeutende Anwachsen desjenigen Theils des Grundeigenthums und des beweglichen Vermögens, der durch Anfall an die todte Hand außer Verkehr gesetzt wurde, die gesammten Erwerbsverhältnisse schwer beeinträchtigen, und das Beispiel der zahlreichen, ohne werbende Arbeit in Wohlstand und Üppigkeit ihr Leben verbringenden Kleriker auf die Sittlichkeit und die Thatkraft der Bürger ungünstig einwirken.

Schweres Argerniß erregten in Salzwedel die Klöster. Die Franziskaner, die grauen Bettelmönche, zeichneten sich durch Sittenverderbniß und durch Gleichgültigkeit gegen Beobachtung ihrer Ordensregeln aus. Nach einer 1500 stattgehabten „Reformation“ scheinen sie sich nicht eben gebessert zu haben. Schon 1528 ging der Rath der Altstadt feindselig gegen sie vor. Er nahm die werthvollen heiligen Gefäße des Klosters unter seinen Verschluß, gab fortan den Mönchen Kleidung und vollständige Verpflegung und verbot ihnen, Novizen aufzunehmen, so daß ihre Zahl in den Jahren 1514 bis 1541 von 28 auf 4 zusammengesmolzen war. Die Maßnahmen von 1528 kamen demnach einer Aufhebung des Klosters fast gleich.

Das Kloster zum heiligen Geiste, besetzt mit Augustiner Chorherrn (Canonici nach der Regel des heiligen Augustinus) lebte mit der Stadt in steter Fehde. Um 1470 war die Sittenverderbniß der Chorherrn so groß, daß der Bischof von Verden, der Markgraf von Brandenburg und der Magistrat der Altstadt Salzwedel, von der Nothwendigkeit einer „Reformation“ überzeugt, sich zu diesem Behufe über die Einsetzung einer Kommission einigten. Die Kommission begab sich zum Kloster, wurde aber nicht eingelassen. Die Kanoniker hatten sich sechszig Bewaffnete gemiethet und in das Kloster gezogen, um die Kommission mit Gewalt abzuwehren. Nach langen vergeblichen Verhandlungen gaben sie erst dann nach, als sie sahen, daß mit der angedrohten öffentlichen Exkommunikation Ernst gemacht werden sollte. Der Bischof Berthold von Verden erklärte noch in einer Urkunde von 1482, die Chorherrn hätten in verabscheuungswürdiger Weise (periculose et detestabiliter) Ehrbarkeit und Bescheidenheit abgelegt und sich in dem Schlamm des Irdischen gewälzt, so daß nur schleunige Hilfe sie hätte vom Untergang retten können. Danneil äußert, die wohlgemeinte Stiftung der Wittwe Elisabeth Stolterogge zu Lüneburg vom Jahre 1384, das in den

Räumen des Mannsklosters zu Ehren der heiligen Anna errichtete Jungfrauenkloster, sei der Ehrbarkeit der Chorherrn nicht nützlich gewesen. Das Annenkloster wurde in die Altstadt verlegt. 1541 befanden sich noch 31 Nonnen darin, die sämtlich die Reformation annahmen.

Im Kloster zum heiligen Geiste fungirte nach der gewaltsam erzwungenen Reformation Werner von Bortfeld als Propst. Derselbe zeigte sich in Ausübung seiner richterlichen und polizeilichen Gewalt als ein einsichtiger Herr, der, einem guten Trunk nicht abhold, der Völlerei durch verständige Verfügungen zu steuern trachtete. Davon zeugen seine in feinem Latein uns aufbewahrten Verordnungen — *Statuta villanorum Perwerensium* —, die er im Jahre 1489 erließ, als er in der zweiten Woche nach Simon und Juda im Hause des Schulzen (in domo Schulteti) vor allen Bewohnern des Pervers, die dazu bei Strafe antreten mußten, das öffentliche Dorfgericht hegte. Da gebot er jedem seiner Unterthanen unweigerlich zu halten,

daß keiner in Zukunft bei dem Schmause nach beendigtem Gericht einen Andern zwingen oder zwingen lasse, wenn derselbe es nicht wolle, mehr Bier zu trinken, als er vertragen könne (*alterum cogat aut cogi faciat, cum cerevisia ad bibendum ultra posse sine libitu aut velle proprium*), — sonst muß er ohne alle Gnade zwei Tomen Soltwedl'sches Bier büßen (*sub poena duarum tunnarum cerevisiae Soltwedelensis sine gracia*). — Damit aber — wird hinzugesetzt — wolle der Herr Propst keineswegs einem seiner Unterthanen verbieten, einen guten Trunk in aller freundschaft, sei es einzelnen, sei es der ganzen Gesellschaft, zum Besten zu geben (*praebendi haustum bonum amicabilem sive in parte, sive in toto*), sofern der Nächste nur den Trunk dankbar und freundschaftlich ohne Widerspruch oder Zanf freundlich annehmen wolle.

In einer Verordnung vom selbigen Tage hat der Dominus praepositus Wernherus durch den Schulzen im Gericht verkünden lassen,

daß Niemand am Gerichtstage beim Schmause mehr als sechs Pfennig ver trinken darf (*in convivio non plus quam sex denarios unusquisque bibendo consumat*). Sind die sechs Pfennig vertrunken, dann hat der Schulze es anzukreiden und der Trinker hat sein Bier mit sechs Pfennig zu bezahlen (*tunc Schultetus faciet signum, et unusquisque suam persolvat cerevisiam cum sex denariis*). Hierauf hat ein Jeder die volle Freiheit, nach Hause oder zu seiner Arbeit zurückzukehren, oder beim Schmause zu bleiben und eine neue Bierzeche von sechs Pfennigen zu beginnen (*liberam facultatem ad domum sive opera sua revertendi aut ita cerevisiam novam inchoando collationem perseverandi*).

Übrigens gab es dazumal für sechs Pfennige ein nicht unerhebliches Quantum Bier; denn kurz zuvor bei Auflegung der Bierziese, kostete die ganze Tonne Bier achtzehn Groschen.

Der Propst Wernherus durfte Anno 1489 wohl guter Laune sein, war doch ein Jahr zuvor sein Kloster einer großen Gefahr entronnen, die ihm von den gottlosen Bürgern drohte, welche dafür schwer bestraft wurden. 1488 ward der langjährige Streit um die indirekte Steuer, um die Bierziese durch Gewalt zu Ungunsten der altmärkischen Städte entschieden. Der Landtag zu Berlin hatte am 2. Februar dem Kurfürsten endlich das Recht bewilligt, vom 2. März an sieben Jahre hintereinander von jeder Tonne Bier zwölf Pfennig Steuer zu erheben, acht Pfennig für die landesherrliche Kasse und vier Pfennig für die Kasse der Stadt, in der das Bier gebraut war, — jedoch nur in den Städten, während Prälaten, Herren und Ritter von der Ziese freiblieben. Die Bürger der altmärkischen Städte, deren Abgeordnete überstimmt waren, hielten den Landtag nicht für kompetent, ihnen, den feierlich verbrieften Privilegien entgegen, die Steuer aufzuerlegen. Als die kurfürstlichen Steuerbeamten dieselbe erheben wollten, entstanden in allen Städten Tumulte. Nächst Stendal scheint Salzwedel den ärgsten Frevel erlebt zu haben. Von des Kurfürsten „ehrbaren Leuten“, von der Ritterschaft, wurden einzelne „beschädigt, beraubt, gebrannt, ermordet, vom Leben zum Tode gebracht.“ Gegen die Burg und gegen eine zur Burg gehörige aus Eichen und Erlen bestehende Waldung, den Rhein — zwischen Seeben und Darselau vor der Hannoverischen Grenze belegen, jetzt zur Oberförsterei Diesdorf gehörig — erlaubte man sich Gewaltthätigkeiten; aus der Forst wurden die Arbeiter verjagt. Als der Kurfürst mit einem Heere anrückte, bemächtigten sich die aufrührerischen Städter des vor der Stadt belegenen Klosters zum heiligen Geiste, wahrscheinlich um den Weg zu sperren. Was darunter die Chorherrn zu leiden hatten, ist uns nicht überliefert worden.

Der Aufruhr bot dem Kurfürsten die erwünschte Gelegenheit, im Wege der Strafe die Stadt aller ihrer Privilegien zu berauben, darunter auch der Privilegien, neugebaute Burgen zu brechen und den Wiederaufbau gebrochener Burgen zu verhindern, sowie dem Kurfürsten keine Beihilfe schuldig zu sein, außer im Falle der Verheiratung einer Tochter. Die



Bürger verloren ferner das Recht, den Rath zu wählen; dem Kurfürsten mußte die Macht eingeräumt werden, in jeder der beiden Städte den Rath einzusetzen; der Rath soll dann nach Neujahr den neuen Rath kiesen und die Namen der gekorenen versiegelt und verschlossen dem Kurfürsten zur Bestätigung zusenden, und so ein Jahr wie alle Jahr. Die Gilden durften fortan in allen die Herrschaft und den Rath angehenden Sachen keine Bauersprache mehr halten, und überhaupt nicht mehr als Korporation, sondern nur als einzelne Personen auftreten. Der Stadt ward das Recht beschränkt, Statuten und Gesetze zu errichten, sie mußte allen Bündnissen auch für die Zukunft entsagen. — Der Kurfürst behielt sich sodann vor, einen beliebigen Ausgang aus der Burg zu bauen, wogegen die Stadt verpflichtet wurde, die Häuser, welche der Burg zu nahe gebaut seien, „zu Ihrer Gnaden Gefallen und Geheiß“ abzubrechen. Die Altstadt mußte die vordem bereits ausgehobenen Flügel an den nach der Neustadt belegenen Thoren wieder einhängen und die Thore schließen. Die Bierziese wurde für sieben Jahre auf zwölf Pfennige von der Tonne dergestalt festgestellt, daß der ganze Betrag in die landesherrliche Kasse floß, die Kommune keinen Antheil erhielt. Ursprünglich hatte der Kurfürst sogar zwei Groschen Ziese von jeder Tonne auf vierzehn Jahre verlangt, schließlich aber begnügte er sich mit der Hälfte. Unter seinen Forderungen befand sich auch die Auslieferung einer Menge Feuerwaffen nebst Munition. Die Altstadt sollte zur Burg abliefern eine große Steinbüchse unter dem Rathhause, zwei große Steinbüchsen auf Karren, eine kleine Steinbüchse mit zwei Kammern, drei Lothbüchsen auf einer Karre nebst einem Scheffel Gelöthe (Bleifugeln) dazu zehn Hakenbüchsen (schwere Feuergewehre, die mit einem Haken an einem Gestell befestigt wurden), zehn Scheffel Pfeile, „ein klein ledern Sack voll Pulver“, vier Tonnen Pulvers und Schwefels und „etliche ungestückte Pfeile.“ Die Neustadt sollte abliefern eine große Steinbüchse auf einem Karren und 16 Steine dazu, vier kleinere Steinbüchsen auf Karren nebst 33 Steinkugeln, 16 Hakenbüchsen, vier Tonnen Pulver, drei Tonnen Pfeile, „zu den andern Büchsen sind nicht Gelöthe, aber Blei ist allda.“ Nach dem Reverse der beiden Städte vom Montag nach Jubilate (28. April 1488) scheint auch auf diese Forderung verzichtet zu sein.

Aus einer absonderlichen Urkunde erfahren wir noch, daß die Stadt Salzwedel sich auch die Wiederaufnahme der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausgetriebenen Juden gefallen lassen mußte, sowie was für Arbeit Kurfürst Johann den Scharfrichter hat thun lassen. Als man nemlich 1721 den Thurmknopf von der Marienkirche abnahm, fand sich darin eine Schrift vom Jahre 1496, die in hochdeutscher Übersetzung dahin lautet:

In Gottes Namen. Amen. Gott der Herr und die Mutter Gottes mögen diesen Thurm und Gotteshaus bewahren vor allem Schaden. Der Mutter Gottes zu Ehren und Würdigkeit haben wir Rathmänner, als nemlich Hans Barthold, Dierik Schulte, Werner Schermer, Verweser der Kirche, diesen Knopf abnehmen lassen von einem Thurmdecker, geheißten Hinrik Mollkelung, einem Holsteiner und seinem Knecht Heine Lange, einem Schuhmacher, und ward er abgenommen im Herbst Anno domini 1496 und es war kein Wetterhahn auf, den ließen wir drauffsetzen.

Wir fanden auch keine Schrift, wie lange daß der Thurm gestanden hat, auch (sonst) nichts in dem Knopf. Er ward wieder aufgesetzt in dem S. Dionysii Abend in demselben Jahre und ein schöner Wetterhahn darauf. Die Herren des Raths, die da regierten diese alte Stadt, sind gewesen Hans Rodense, Otto Dintzelberg, Hans Besenthal, Hans Werkmeister, Dierik Brewitze, alle Bürgermeister, item Albert Brewitze, Hoyer Wittkope, Wilhelm Wolter, Dierik Chüden, Gerke Rademin, Hinrich Milges, Rathmänner. Hoyer Barthold, der auch Bürgermeister gewesen, der starb, da man schrieb 1476. Auch binnen zwölf Jahren (von jetzt zurückgerechnet? »so baven steit«) bedrückte Markgraf Hans unser Herr diese arme Stadt und ließ zwei Bürgern auf dem Markte die Köpfe abhauen und nahm die Schlüssel von allen Thoren und alle Gerechtigkeit und setzte auf die Ziese von der Tonne Bier zwölf stendalsche Pfennige. Auch hat er in neun Jahren darnach die Juden hier in die Stadt gesetzt, die denn hier zuvor auch nicht dringewesen. Hierzu haben geholfen Thiele Cunrad, Arend Riebau, Arndt Neylinge, Kersten Almann, Hinrik Köppe, Hinrik Kryhl, Hans Cunrad. Bittet unsern lieben Herr Gott, daß diese frommen Knechte alle gehängt werden, so kriegt Ihr die Kleider (dat dese frome Knechte alle hangen worden, so krüge gy de Kleder). Sagt Gott Alle wohl Lob und Ehr und sprecht Jeglicher fünf Paternoster, den heiligen fünf Wunden zu Ehren für alle diejenigen, die dazu geholfen haben. Wir wollen Gott gerne in dem Himmel wieder für Euch bitten. Hiermit seid Gott lange befohlen in ewigen Zeiten. Geschrieben in S. Mauritti Abend Anno 1496. Hans Barthold scripsit.

Hier ist ein Heiligthum von den elftausend Jungfrauen, de innocentibus, und von St. Jacob. Auch ist in dem Knopf alles geweiht Kraut, das habe ich Hans Barthold darinnen gelegt am S. Dionysii Abend, da ward der Knopf und der

Wetterhahn darauf gesetzt, der da zuvor nicht auf ihm steckte. Auch fanden wir keine Schrift in dem Knopf, wie lange der Thurm gestanden hat. Anno domini 1496 Jahr.

Hans Berthold, auch Barthold, in den Urkunden oft Bertoldes oder Bartoldes genannt, gehörte einer angesehenen Familie an. 1515 war er neben Werner Schermer Bürgermeister. Der Scharfrichter hatte 1488 in Salzwedel Ordnung geschaffen. Der Rathsherr Barthold vermochte den Schmerz über den Untergang der Freiheit seiner Vaterstadt nicht zu überwinden, — und auch nicht den Zorn und Grimm über diejenigen, welche ihn verschuldet hatten. Freilich mußte er schweigen. Aber die Nachwelt sollte erfahren, daß noch freie Männer in der armen Stadt lebten, die das Unglück betrauertem; die Nachwelt sollte auch die Namen der Schuldigen kennen lernen. Worin die Mitschuld der „frommen Knechte“ bestanden hat, denen Hans Barthold den Strick wünschte, erfahren wir nicht. Sonderbar ist, daß Barthold, als er heimlich jene Schrift für den Thurmknopf aufsetzte, sich um vier Jahr in der Zeit irrte: nicht vor 12, sondern erst vor 8 Jahren war die Stadt Salzwedel vom Markgrafen Hans so schwer bedrückt worden.

„Die Bürgermeister und Rathmannen, Gilde und ganze Gemeinden, Arm und Reich, Bürger der alten und neuen Stadt Soltwedel“ hatten in dem Revers vom 28. April 1488 „reden, geloben und schwören“ müssen, daß sie ihrem gnädigen und lieben Herrn Markgrafen Johann, seinen Erben und Nachkommen, allen Markgrafen zu Brandenburg getreu, gewärtig und gehorsam sein, Ihrer Gnaden frommen werben und Schaden wenden und die verglichenen „Stück, Punkt und Artikel alle und einen jeglichen halten“ wollten. Die unter den „Artikeln“ befindliche Erklärung, auf alle und jegliche Bündnisse zu verzichten, und das Versprechen, hinfort zu ewigen Zeiten kein Bündniß machen zu wollen, mußte Salzwedels Betheiligung an der Hansa stören, auch wenn zunächst der Austritt nicht erfolgte. Die ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts, Jahre des Mißwachses, der Theuerung, der Hungersnoth und der Pest vernichteten auf lange Zeit den Wohlstand der Märkischen Städte. Auch das Handwerk mußte in solchen Zeiten tief herunterkommen. Aber damals wie heute konnte sich eine blühende Export-Industrie über die Ungunst der Zeiten keinesfalls durch „billige und schlechte“



Arbeit forthelfen. Am 8. Mai 1509 benachrichtigte der Rath der Stadt Hamburg den Rath der alten und neuen Stadt Salzwedel, daß ihre Kaufleute klagen, „der gemeine Kaufmann“ in England, an den sie die aus Salzwedel bezogene Leinwand zu senden pflegten, hätte täglich geschrieben, daß solche Leinwand untüchtig sei und schlechte Maße (quade mate) liefere, worüber sie zu Schaden kämen. Der Hamburger Rath sandte ein Stück Leinwand mit und forderte, der Rath möge mit Ernst verfügen, daß die Dinge in der Güte und in der Länge gebessert würden, damit der Kaufmann nicht zu Schaden käme. . . .

Im Jahre 1518 schrieb Salzwedel, zugleich mit Stendal, Brandenburg, Berlin und Frankfurt an der Oder, dem Hansabunde förmlich ab. Später bereute man den Schritt und machte wiederholt, aber vergeblich den Versuch, wieder aufgenommen zu werden.

In demselben 1518ten Jahre, in welchem Salzwedel aus der Hanza schied, standen von Ostern bis Johanni die päpstlichen Ablasskasten in der Marienkirche der Altstadt und in der Katharinenkirche der Neustadt. Die päpstlichen Schatzmeister Veit von Bressen und Hans Lenz machten damit kein Glück, sie brachten nur 120 Gulden 5 Groschen 6 Pfennig zusammen. Sie kamen zu spät. Ein halb Jahr vorher hatte der Wittenberger Augustinermönch und Lektor an der Universität, Doktor Martin Luther, 95 Sätze gegen den Ablass an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen und durch sein kühnes Auftreten überall in der Altmark Beifall gefunden und Bewegung hervorgerufen. Und in Salzwedel waren die Priester im Allgemeinen verhaßt oder verachtet. Man machte daselbst den Versuch, die Reformation selbst gegen den Willen des Kurfürsten einzuführen, allein blos die schon erwähnte Reformirung des Franziskanerklosters gelang. Jedenfalls war die Stadt, wie Danneil in seiner Kirchengeschichte näher nachweist,

„schon lange vor 1541 vom Katholizismus gänzlich abgefallen, wenn auch das morsche Gebäude äußerlich noch zu stehn schien. Als daher die kurfürstliche Kommission 1541 in Salzwedel ankam, fand sich in der ganzen Stadt nicht ein Geistlicher mehr, der noch der alten Lehre ergeben gewesen wäre. Alle waren bereits zur evangelischen Lehre übergegangen, . . . Dazu kommt noch, daß laut Visitationsrezesses schon seit längerer Zeit die Vikarien und Kommenden unbesezt geblieben waren, daß die zur Probstei gehörigen Pfarren seit vielen Jahren die dem

katholischen Propste schuldigen Abgaben nicht mehr gezahlt hatten; daß endlich die geistliche Jurisdiktion ganz aufgehört hatte.“

Die kurfürstliche Visitationskommission — Bischof Matthias von Jagow, Generalsuperintendent Stratner und Kanzler Weinhagen — war im August 1541 nach Salzwedel gekommen. Sie beendete ihr Geschäft in wenigen Tagen. Von der ganzen Priesterschaft blieben in der Altstadt nur drei, in der Neustadt zwei Geistliche und je ein Ober- und ein Unterküster übrig. Die beiden Stadtschulen, deren Vereinigung man beschloß, aber nicht ausführte, wurden von der Kirche getrennt, alle noch vorhandenen Messpriester ihrer Geschäfte enthoben. Das geistliche Vermögen wurde, soweit es noch möglich war, sicher gestellt. Viele Kapitalien waren unter priesterlicher Mißverwaltung bereits vergeudet und verbraucht. Die Kommenden wurden zu verschiedenen Zwecken bestimmt. Die meisten vom Adel und von angesehenen Bürgerfamilien gemachten Stiftungen wurden den Familien zurückgegeben, manche davon zu Familienstipendien verwendet. Die großen Vermögen der geistlichen Bruderschaften fielen zum Theil an den Landesherrn, viele Renten wurden dem Dom zu Köln an der Spree überwiesen, das übrige kam an den „gemeinen Kasten“ zu Salzwedel.

So war denn die Reformation 1541 schnell zu allseitiger Befriedigung durchgeführt. Aber die Freude dauerte nicht lange. Die Brandenburgische Kirchenordnung des Kurfürsten Joachim II. und das von ihm angenommene Interim erregten in den Marken unter den eifrigen Protestanten die größte Unzufriedenheit. Viele Geistliche verließen lieber freiwillig ihre Pfarren, als daß sie sich der in der Kirchenordnung beliebten Beibehaltung katholischer Gebräuche fügten; andere wurden abgesetzt. Der Kurfürst ordnete 1551 eine allgemeine Kirchenvisitation an. Bei dieser wurden die Geistlichen der Altstadt Salzwedel, der Superintendent M. Nicolaus Barstmann, ein Salzwedeler von Geburt (gestorben zu Hamburg als Pastor der Johanniskirche 1554) und seine beiden Diakonen Wipert Grunghe und der auch als Liederdichter bekannte Joachim Magdeburgicus, aus Gardelegen gebürtig, sowie der Rektor der altstädtischen Schule, der nachmals berühmte Abdias Praetorius, des Amtes entsetzt. Die Altstädter standen zwar zu ihren Geistlichen, gingen aber nicht zu offener Widersetzlichkeit über.

Der Nachfolger Barstmann's, Dr. Nicolaus Crage muß ein absonderlicher Mann gewesen sein. Er wird als ein ausgezeichnete Redner und mittelmäßiger Gelehrter dargestellt, der frühere Stellen wegen anstößigen Lebenswandels oder böser Ränke verloren hatte. Zur Einführung von Luthers Lehren 1530 aus einer Landpfarre nach Münden berufen, hatte er hier durch Kampfesmuth und donnernde Kanzelreden alle Mönche aus der Stadt vertrieben. Wenige Jahre darauf selbst verjagt, erhielt er 1537 einen Ruf als Hofprediger nach Kopenhagen. Hier zeichnete er sich bei einem 1544 zwischen Katholiken und Lutheranern veranstalteten Religionsgespräch aus. Man redete für und wider die verschiedenen Glaubenslehren öffentlich im großen Universitätsauditorium acht Tage lang täglich fünf bis zehn Stunden. Crage und zwei lutherische Genossen trugen über sieben katholische Äbte einen glänzenden Sieg davon. Die letzteren bekannten ihre Niederlage und traten sämmtlich zur evangelischen Lehre über. Crage wurde bald darauf Kanonikus in Schleswig und Hofprediger des Herzogs von Holstein, aber 1548 wegen unsittlichen Lebenswandels seines Amtes entsetzt. Dessen ungeachtet gab sich Kurfürst Joachim große Mühe, ihn in die Mark Brandenburg zu ziehen und bestimmte ihn 1552 zum Superintendenten der Altstadt Salzwedel. Der Rath hatte Nachtheiliges über Crage gehört und sandte Boten nach Dänemark und schickte die durch dieselben vom Könige von Dänemark und der Universität Kopenhagen empfangenen ungünstigen Zeugnisse an den Kurfürsten. Der aber gab darauf nichts, sondern schrieb: Wenn Crage wirklich der Bezüchtigung schuldig sei und in Salzwedel den schlechten Lebenswandel fortsetze, so sei das noch lange nicht so schlimm, als wenn er Ursach dazu gäbe, daß einmal Aufruhr und Aufwiegelung angerichtet werde.

„Und wo Ihr Euch gleich um einen andern anzunehmen, und in uns zu dringen unterstehen wollet, ist doch unsere Meinung, keinen, wenn er gleich von Wittenberg oder Babylonien käme, dahin zu stellen, er hielte sich denn unserer christlichen Kirchenordnung gemäß.“

Die Kirchenordnung also, um die so viele lutherische Geistliche ins „Elend“ entweichen mußten, war dem Kurfürsten mehr werth, als Zucht und Sitte der Geistlichen. Die Altstädter scheinen nun versucht zu haben, Crage zu



einem freiwilligen Verzicht zu bewegen. Er kam im Juli 1552 zum Besuch nach Salzwedel, gefiel sich aber in der Altstadt so schlecht, daß er schon auf der Rückreise von Lüchow aus in einem als eilig bezeichneten Briefe an Wolemann, den Bürgermeister der Neustadt, sein Herz ausschüttete. Er sagte dem ehrbaren wohlweisen und vorsichtigen lieben Herrn Bürgermeister für alle erzeigte Wohlthat, Ehre und Güte, für allen festen Glauben und Treue, die er an ihm gefunden habe und täglich finde, seinen wärmsten Dank und bat ihn, dem Kurfürsten zu sagen, was er ihm und dem Dr. Isleben (Generalsuperintendent Agricola aus Eisleben) versprochen habe, werde er auch halten und bestimmt kommen — der Teufel solle ihm sein Versprechen nicht umstoßen. Sonst aber möchte er, anknüpfend an ein biblisches Wort, dem Kurfürsten sagen:

he sende mi, wo kurfürstlichen Gnaden will, man so nicht—nicht—nicht to der olden Stadt Soltwedel. Se sind Niemand wert, denn Schwärmerköppe, Uppersche (Aufrüher) und Verachters der Wahrheit, Bilderstormers, Kerkenbrekers und Verwesters alles Gottesdienstes und goder Ordnung sambt aller Polizei. . . Ik will kurfürstlichen Gnaden lever ein Jahr to Gefallen von dem Minen in der nien Stadt bi Ju teren, als bi den upperschen Oldenstedern Geld verdienen.

Man erkennt aus dem Briefe, wie stark sich der Unwille der Altstädter gegen die Kirchenordnung geäußert haben muß. Der Kurfürst setzte seinen Willen durch. Crage trat Pfingsten 1553 sein Amt an. Er muß dem Vertrauen des Kurfürsten entsprochen haben. Denn schon 1554 schenkte derselbe „dem achtbaren, würdigen und hochgelehrten Doctori Nicolao Cragen, seinem lieben getreuen Superintendenten und Pastori . . für seine fleißigen, gehorsamen und treuen Dienste“ das Dechaneihaus des großen Kalandes mit einer dabei befindlichen Bude zu erblichem Eigenthum. Nach Crage's Tode kaufte der Rath der Altstadt dieses Haus und machte es zur Amtswohnung des jedesmaligen Superintendenten, was es bis auf den heutigen Tag verblieb.

Leider hat die Reformation den Aberglauben, der in jener Zeit die Gemüther beherrschte, nicht beseitigt. Im Gegentheil breitete er sich in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts immer weiter aus und umnebelte immer dichter die Vernunft.

„Zu keiner Zeit“ — sagt Klöden in seiner Geschichte einer altmärkischen Familie (1854) Seite 384 — „hat es eine so große Menge des mannigfaltigsten Aberglaubens  
Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark. 24

gegeben, als zu dieser. Die Teufelerscheinungen und Besetzungen spielten darunter die Hauptrolle. Der Aberglaube, dieser unheimliche Wechselbalg des Glaubens, bevölkerte die Welt mit Zauberern, Hexen, Gespenstern, mit Schatzgräbern, Wunderdoktoren, Währwölfen, Drachen und allen jenen trüben Ausgeburten einer schwarzgalligten Phantasie, die endlich mit flammenden Scheiterhaufen gegen ihre eigenen Wahngebilde zu Felde zog, ein menschenfressendes Ungeheuer, dessen Hunger wuchs, indem es seine Opfer verzehrte. War es doch, als wollte man dem Menschen den Glauben, daß der Teufel los sei, durch Folterqualen, Angstgeschrei und Scheiterhaufen handgreiflich beweisen. Er war es in jener Zeit nur zu sehr, und unzählige Opfer wurden ihm dargebracht.“

Die evangelische Geistlichkeit erging sich inzwischen in den erbittertesten Zänkereien und Streitereien. Die Kirchengeschichte Salzwedels bietet dafür zahlreiche Beispiele. Das Schlimmste war, daß die übereifrige, hochmüthige, haßerfüllte, verfolgungsjüchtige Geistlichkeit auf Zucht und Sitte ihrer Gemeinde keinen sichtbaren Einfluß auszuüben vermochte. Als im letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts in Folge günstiger Jahre der Wohlstand in den Städten und auf dem Lande, wie in andern deutschen Gauen so auch in den Marken, sich zeitweilig wieder außerordentlich gehoben hatte, herrschten, aller Polizeiverbote ungeachtet, Üppigkeit, Schwelgerei, Trunksucht in allen Gesellschaftskreisen vom kurfürstlichen Hofe bis zu den unteren Volksschichten herab. Natürlich ließen auch die städtischen Verwaltungen keine Gelegenheit vorübergehen, auf Stadtkosten zu schmausen. In Salzwedel benutzte man dazu sogar die Kommunalsteuer-Ezekutionen. Nach guter alter Sitte ließ der altstädtische Rath an einem Abende kurz vor Weihnachten „den Hellwagen“ in Begleitung des Marktmeisters und der Stadtknechte durch die Straßen fahren, um den ungehorsamen Bürgern, die auf wiederholte Mahnungen ihre Steuern nicht bezahlt hatten, die Hausthüren auszuhängen und nach dem Rathhause zu bringen, wo sie so lange bleiben mußten, bis die Zahlung geleistet war. Während der Hellwagen herumfuhr, saßen auf dem Rathhause die Consules — die regierenden Bürgermeister —, die Camerarii — die Stadtkämmerer — und die Secretarii — die Stadtschreiber — bei dem Hellwagenschmause. So hatte nach einem rathshäuslichen Protokolle (Göze, Geschichte der Stadt Stendal, Seite 96) der ehrbare Rath der Altstadt „dem alten und vor vielen undenklichen Jahren wohl hergebrachten Gebrauche nach“ den Hellwagen am 21. Dezember 1593 auf

den Abend um acht Uhr mit allen Stadtdienern herumfahren lassen und „weil gebräuchlich, daß man an allen Ecken der Gasse denselben etwas langsam gehen oder wohl gar wegen der muthwilligen Bürger und die in den Beigassen wohnen und ihre Schöffe nicht zutragen wollen, stille halten, auch den Ungehorsamen die Thüren abnehmen lassen“, hatte man den Stadtdienern eine Anzahl Personen benannt, die bei der Rundfahrt „mit Bedrängung ihnen sonst die Thüren abzunehmen“ ernstlich zur Herbeitragung ihrer Schöffe und Hilfsgelder ermahnt und verwahrt werden sollten. Darunter befand sich auch die Joachim Tiedesche hart am Markt in der Perverstraße. Ihr wollten die Stadtdiener „die Thür absetzen.“ Da versuchte dies einer ihrer Verwandten zu hindern, indem er dem Marktmeister und dem Kutscher mit einem Spieße zu Leibe ging. Der Uebelthäter wurde ergriffen und nach dem Rathhause gebracht, wo die Herren vom Rathe seine Abführung zum Gefängniß verfügten. Was mit dem Uebelthäter geschehen, wissen wir nicht. Wohl aber scheint dieser Vorfall den ehrbaren Rath im folgenden Jahre etwas ängstlich gemacht zu haben. Denn als am Abend des 19. Dezember 1594, während der Hellwagen herumfuhr, „altem Gebrauche nach die Hellwagens-Kollation“ gehalten wurde, und „in solcher Kollation bei einander gewesen sind Hans Chüden, Johannes Hinselius und Dietrich Brewitz Consules, Heinrich Zernitz, Asmus Chüden Camerarii und die beiden Secretarii Theodoricus Krüger und Joachimus Schernickow“ hat man von der bis dahin unverrückt gebliebenen Sitte, daß man mit dem Hellwagen auf allen Ecken etwas stille halte, um die mit ihren Schöffen zurückgebliebenen Bürger zu mahnen, „zur Verhütung des Schimpfes, so einem sonst durch Abnehmung der Thür begegnete“ sofort zu zahlen, — für diesmal abzugehn und „denen Kommissarien zu sonderlichen Ehren und Gefallen den Hellwagen nirgends halten zu lassen“ beschloßen. So brauchten denn die Rathsherrn nicht besorgt zu sein, durch unangenehme Berichte des Marktmeisters oder gar durch Vorführung widersetzlicher Bürger in ihrer sorgen- und mühevollen Amtsthätigkeit beim Hellwagenschmause gestört zu werden. Ob trotzdem alle Steuerreste eingegangen sind, vermochten wir nicht zu ermitteln.

Hatte sich auch die Bedeutung Salzwedels im sechszehnten Jahrhundert sehr verringert, so stand die Stadt doch damals nur hinter wenigen märkischen



Städten an Größe und Einwohnerzahl zurück. Wir besitzen aus dem Jahre 1564 eine auf etwas älteren Schätzungen beruhende Aufzählung der Feuerstellen der 41 Städte der Altmark, Priegnitz, Mittelmark, Uckermark und des Landes Ruppin (Göthe a. a. O. S. 250). Darnach würden, wenn man bei Salzwedel, Brandenburg und Prenzlau, Altstadt und Neustadt nicht sondert, sondern zusammenfaßt, die Städte in folgender Reihe erscheinen: 1. Stendal, ohne Domhöfe und wüste Stätten 1210 Feuerstellen; 2. Brandenburg 1174 (Neustadt 762, Altstadt 412); 3. Salzwedel 999 (Altstadt 565, Neustadt 434); 4. Berlin 908; 5. Neuruppin 784; 6. Prenzlau 764; 7. Frankfurt an der Oder 757; 8. Tangermünde 570; 9. Treuenbriegen 496; 10. Gardelegen 490; 11. Spandau 440; 12. Seehausen 426; 13. Köln an der Spree 408. Es folgen 14. bis 22. neun nicht altmärkische Städte mit mehr als 300 und weniger als 400 Feuerstellen: Pritzwalk, Bernau, Kyritz, Perleberg, Gransee, Ratenow, Wusterhausen an der Dosse, Angermünde, Templin. Dann 23. Osterburg 294; 24. Havelberg 253; 25. Werben 247 Feuerstellen. Jede der übrigen 16 Städte stand an Größe der kleinsten der sieben altmärkischen Städte nach. Unter ihnen rangirt Potsdam mit 194 Feuerstellen, an 32ster Stelle hinter Eychen und Mittenwalde.

Aus dem siebenzehnten Jahrhundert läßt sich über altmärkische Städte nicht viel Freudiges berichten. Im dreißigjährigen Kriege soll es Salzwedel nicht ganz so schrecklich ergangen sein, wie den Nachbarstädten; namentlich ist es nicht ein einziges Mal ausgeplündert worden. Immerhin lastete das Elend und die Entvölkerung und die allgemeine Zerrüttung aller Verhältnisse schwer genug auf der alten Stadt.

Gleich Tangermünde und Gardelegen hatte auch Salzwedel seinen Kipper- und Wipperaufstand (s. oben Seite 109). Wir erhalten darüber dürftige Kunde aus zwei Stellen des bekannten handschriftlichen Sammelwerks der Soltquellenfien. In einer Randbemerkung heißt es:

„Anno 1622 hatte auch das höchst schädliche Kipperwesen in Salzwedel so überhand genommen, daß darüber die Handwerksburschen zweier Kipper Häuser gestürmt, weshalb einer der Rädelsführer mit dem Schwerte gerichtet.“

An einer andern Stelle wird unter „Allerlei Bosheiten und Übelthaten“ verzeichnet:

„Anno 1622 den 10. Februarii haben die Handwerksburschen zweier Kipper Häuser gestürmet, darüber einer von denen Rädelsführern, Namens Hans Friße, ein Töpfer, mit dem Schwert gerichtet, ein Mühlenknecht ausgestrichen, die andern aber ausgetreten und entlaufen.“

Ueber die Persönlichkeit des hingerichteten Hans Friße geben uns die Kirchenbücher der Marienkirche einigen Aufschluß. Er war der Sohn des Schlächters Peter Friße auf dem Damm. Der ließ ihn taufen am 18. November 1593. Seine Gevattern waren Hans Schulte vor dem Bockhornischen Thore, Mathias Beust und „Conniges Drewenstedt sin Tochter.“ Hans Friße, der altstädter Schlächtersohn und Töpfergeselle, war 28 Jahr alt, als die Kipperhäuser gestürmt wurden. Wie uns die Kirchenregister weiter belehren, besaß er eine 24jährige Schwester Anna und eine 19jährige Schwester Margaretha und wohnte noch bei seinem Vater im Hause auf dem Damm, in demselben Hause, in welchem er geboren war. Was mag den jungen Mann verleitet haben, die Handwerksburschen gegen das „höchst schädliche Kipperwesen“ anzustiften? Möglich ist es, daß seine Familie mit tausend anderen durch die plötzliche Entwerthung des leichten Geldes um all ihr ererbtes und mühsam erspartes Vermögen gekommen war. Die Untersuchung wurde schnell beendet. Der Kurfürst verlangte die strenge Bestrafung der Frevler, denen dazumal die ganze Bevölkerung, soweit sie nicht selbst gekippt oder gewippt hatte, aufrichtige Theilnahme schenkte. Das Sterberegister der Marienkirche enthält beim Jahre 1622 die Einzeichnung:

„Peter fritzen Sohn auf dem Damme ist den 29. Aprilis mit dem Schwerte gerichtet worden und folgenden 30. April zu St. Gertrud begraben.“

Einiges über den Aufstand selbst, über einzelne Mitschuldige und über einen der Salzwedeler Kipper erfahren wir durch zwei in den Brandenburger Schöppenstuhlakten vorhandenen Anfragen der Salzwedeler Magistrate vom 10. Juli 1622 an die Schöppen zu Brandenburg, deren Urtheil in der Untersuchung wider Friße nicht eingeholt war. In der ersten Anfrage tragen die Bürgermeister und Rathmannen der Altstadt und Neustadt Salzwedel vor:

„Es habe am 10. Februar 1622 in beiden Städten Salzwedel sich bei hellem lichten Tage ein Tumult und Aufstand begeben und zugetragen, bei welchem drei Häuser gestürmt, alles was darin gewesen, aufgehauen, zerrissen, beraubt und hin-

weggenommen worden. Dieser begangenen hochstrafbaren Gewalt und Frevelthat auch verübten Aufruhrs und gebrochenen Stadtfriedens halber sind etliche der Rädelsführer, so darüber betreten und zur Haft gebracht worden, auf unseres gnädigsten Kurfürsten und Herrn sonderbaren ernstest Befehlich dem Verdienste und eingeholten Urtheile nach, zur Strafe gezogen, etliche aber, da sie auf flüchtigen Fuß gesetzt, von uns nicht allein mündlich auf allen Hauptgassen, sondern auch durch schriftliche ausgehängte Patente nunmehr zu zweien unterschiedlichen Malen öffentlich zitiert und fürgeladen. Von ihnen hat sich Alse Gerken eingestellt und gestanden: er hätte zwar, da solche Häuser gestürmet, sich auch dahin verfüget und aus einem Hause vier Stücken Rindfleisch, aus dem andern ein paar Ecken bekommen, so er einem Weibe, die sie getragen, genommen, habe aber alles wieder gütlich von sich geben und nichts behalten, sei auch nicht deshalb vongewichen, sondern seiner Nahrung halber . . . .

Ein Anderer, Dietrich Wernicke, ist schriftlich eingekommen, er will nichts empfangen haben, als zwei güldene Ringe, einen silbernen Löffel, eine Schnur rothe Korallen und zwei „Pölen“ (Bettpfähle), er habe dies mitgenommen aber wieder gegeben (welches sich dann auch so in der Wahrheit verhalten). Er hat um freies Geleit und mit Strafe zu verschonen gebeten . . .

Der neustädter Marktmeister Augustin Brake hat durch seine Nachlässigkeit verursacht, daß Einer, Simon Wichmann, welchem seiner Unthaten halber, so er bei entstandenem Aufruhr und Bestürmung der Häuser verübt, vermöge der Urtheil Staupenschlag und Landesverweisung zuerkam, aus der Haft losgebrochen und davon kommen, auch daher, weil er, der Marktmeister darauf gleicher Gestalt vongewichen, und sich bis igo nicht wieder einstellt, allerhand Verdacht auf sich gezogen.

Uns aber von Obrigkeitwegen solches also ungeeifert hinpässiren zu lassen nicht will gebühren, und wir daher gern wissen möchten, wie wider dieselben zu verfahren?“

Aus diesen Gründen bitten sie die Schöppen um Rechtsbelehrung, was sie gegen die Einzelnen „ihrer Thaten und Verbrechen wegen, Andern zum Abscheu, vorzunehmen“ befugt seien.

Die Schöppen zu Brandenburg gaben zum Bescheid: Über Alse Gerke möge man eine willkürliche Strafe bis auf zwei Jahr Landesverweisung verfügen; Dietrich Wernicke möge freies Geleit wegen unrechtmäßiger Gewalt bekommen und dann artikelsweise vernommen werden, ob er von der Bestürmung vorher Wissenschaft gehabt habe u. s. w. Auch den Marktmeister, falls er sich gestelle, möge man vernehmen und dann die Akten wieder einsenden.

Die zweite Anfrage von demselben 10. Juli 1622 bezieht sich auf ein trauriges Nachspiel des Aufstandes:



„Am 26. März hat der Neustadt Salzwedel Bürger Joachim Goede in seines Stiefvaters Hansens Wernicken's Behausung in der Altstadt den ganzen Tag über mit andern seiner Mitbürger gezecht und ist darüber ganz trunken geworden. Als er gegen den Abend nach Hause in die Neustadt gehen wollen, hat er die ganze Straße durch bis in die Neustadt auf Kipper und Wipper gescholten und gerufen: „Ihr Kipper, Wipper, Schelme und Diebe!“ Auf dem Lohteich hat einer unserer Mitbürger, Paul Tobeler genannt, welchem wenige Wochen zuvor bei entstandenem Aufruhr sein Haus gestürmet worden, als er in seinem Hause das Schelten gehöret, sich solches zu Gemüthe gezogen, ist mit einer Keule oder einem Besenstiel herausgelaufen und dem trunkenen Menschen nachgeeilet und hat ihm mit einem Schläge dergestalt das Haupt getroffen, daß er alsbald zur Erde gefallen und am elften Tage das Leben enden müssen.“

Tobeler wolle geglaubt haben, die Scheltworte seien gegen seine Person gerichtet und sollten ihn herausfordern, er habe daher seine Ehre vertheidigt. „In unterschiedlichen Schriften“ von Rechtsverständigen habe er darthun lassen, daß er „zur Übelthat gereizt und verursacht worden.“ Des entlebten Wittwe und Freunde wollten Klägers Stelle nicht führen. Die Bürgermeister und Rathmannen frugen nun an, wie sie wider den Thäter der Strafe halber verfahren sollen.

Das Urtheil der Schöppen zu Brandenburg ging dahin, es sei gegen Tobeler nicht genug Beweis erbracht, um ihn der Strafe des Todschlags schuldig zu finden, er sei daher mit Landesverweisung zu bestrafen „jedoch auf vorhergehende kurfürstliche gnädigste Ratifikation.“

Die Milde der Schöppen in beiden Fällen muß auffallen. Die Beurtheilung erleichtert ein besonderes schriftliches Votum, welches der Schöppe Johann Floring über den ersten Fall in die Akten geschrieben hat. Er bedauerte, daß das Inquisitionszeugniß nicht mitgesandt sei, aus dem man hätte sehen können, „ob die andern justifiziret“ (hingerichtet), aber da man „aus diesem und dem nächsten Schreiben entnehme und sonst erfahre,“ daß der Rath zu Salzwedel in großer Verlegenheit sei, (diesen Sinn scheinen die hier unleserlichen Worte zu haben), — so möge es bei dem Vorschlage des Referenten bewenden. Eigentlich hätten die Frevler mehr verdient. „Weil aber die guten Leute ihre Bedenken haben,“ auch die Sache zweifelhaft sei, so sei er zufrieden, daß Jene in eine willkürliche Geldbuße nach ihrem Vermögen zu nehmen. Zuletzt folgt eine Art Stoßseufzer, aus

welchem sich ergibt, daß der Antrag betreffend die That Tobeler's noch nicht berathen war, Floring aber dessen Verurtheilung zum Tode für selbstverständlich ansah. Er schreibt nemlich:

„Das ist das erste Unglück über der Justifizirten Strafe (das ist: abgesehen von den bereits vollstreckten Hinrichtungen), daß Goede und sein Tödter Tobeler vom Leben kommen. Gott der Herr bessere es!“

Es ist klar, der Salzwedeler Rath war in Verlegenheit. Der Schwindel der Münzverschlechterung war weitverbreitet gewesen; viele wohlhabende Leute hatten sich daran betheiliget, sie hatten gemeint: „das Geld liegt auf der Straße, ein Narr wer sich nicht bückt, es aufzuheben!“ Den kurfürstlichen Edikten wider die Kipper waren die Aufstände gefolgt. Die Plünderung der Häuser notorischer Kipper war nach der öffentlichen Meinung kein Verbrechen. Der Kurfürst aber verlangte Bestrafung der Auführer. Als Goede (vielleicht ein Schwager des flüchtigen Dietrich Wernicke) trunkenen Muthes auf den Straßen von der Altstadt über den Kohreich bis in die Neustadt hinein den alten Spottruf erschallen ließ, war das Urtheil wider Hans Friße noch nicht gesprochen. Andererseits aber war Tobeler, als er dem trunkenen Mann auf der Straße nachlief, um ihn niederzuschlagen, sicher der Ansicht, die Kipper hätten wieder Oberwasser. Die Untersuchung wider Tobeler scheint ungebührlich verzögert zu sein. Nach dem Kirchenbuche der Katharinenkirche war „Joachim Goede bei der alten Jeeßen“ am 7. April verstorben. Am 29. April wurde Hans Friße hingerichtet und erst am 10. Juli war die Voruntersuchung wider Tobeler bis zur Einholung eines Schöppenstuhl-Bescheides gelangt. Das strenge Urtheil wider Friße, Wichmann und Genossen, war von einem andern Gerichtshofe als dem Brandenburger Schöppenstuhl gefällt, vielleicht vom Magdeburger Schöppenstuhl oder von der Helmstedter Juristenfakultät. Wie der Kipper Tobeler hatten auch die auführerischen Handwerksgesellen ihren einflußreichen und vermögenden Anhang. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Markmeister der Neustadt mit einem ihm zur Bewachung übergebenen, zum Staupenschlage und zur Landesverweisung verurtheilten Gefangenen davonlief, Amt und Heimath aufgab, um jenen dem Staupenschlag zu entziehen? — Vom Brandenburger Schöppenstuhl hoffte man, daß er zum endlichen

Ausgleich der leidigen Sache ein mildes Urtheil gegen beide Theile sprechen werde. Diese Hoffnung gründete sich vermuthlich auf Vorentscheidungen, z. B. auf die Entscheidung des Schöppenstuhls in Sachen des Gardeleger Kipperaufstandes. Der Rath zu Gardelegen hatte sich schon am 28. Januar 1622, also vor dem Salzwedeler Aufruhr, nach Brandenburg gewendet und den Schöppen vorgetragen, daß

„vor ein paar Wochen etliche ledige Gesellen — vielleicht in Ermerkung, daß auch dieser Örter böse Münze eingeführet und dennoch, obwohl bei etlichen Bürgern dahin Vermuthungen laufen, keiner dem Rathe präsentiret, daß vermöge des Kurfürstlichen Edikts hätte ordentlich von Obrigkeitwegen verfahren werden mögen — sich gefunden, zusammengerottiret und dreier Bürger Häuser bei nächstlicher Weile gestürmet.“

Auf Anklage des Hans Kruse, „welcher zwar nicht ohne Verdacht der Kipperei, dennoch nichts wider ihn ausgeführet,“ war der aus Haldensleben gebürtige Kürschnergeselle Hans Peters verhaftet worden. Derselbe gestand ein, daß ein Schuhknecht, den er namhaft machte, als „Autor des aufrührerischen Wesens“ ihn und eine Anzahl Gesellen, die er ebenfalls nannte, veranlaßt habe, sich „durch Einstippung in einen geschriebenen Ring“ zu verbinden, das Haus des Hans Kruse zu stürmen. Er selbst hatte mit einer Art, die ihm Thomas Heinecke dazu geliehen, die Thür in Kruse's Hause aufgeschlagen, und war dann mit seinen Mitgesellen eingedrungen. Man hätte erwarten dürfen, nach dieser Peters selbst und eine Anzahl anderer lediger Gesellen schwer belastenden Aussage würde der Rath von Gardelegen um Gestattung der „peinlichen Frage“ und dann um ein strenges Urtheil bitten. Aber nein! In verwirrter Form trug er seine Verlegenheit vor:

„Nun ist das so ein Thun, das uns sehr bestürzet und ob wir zwar die Bürgerschaft zu Gebühr vermahnt, dennoch zu Aufruhr leichtlich hätte mehr Anlaß geben können. Ja, was Hans Kruse's Haus betrifft, ist's damit so zugegangen, daß ihm gar große Gewalt und Schade am Hause und an Waaren widerfahren.“

Nur der eine Thäter wäre ergriffen, die vielen andern seien fortgeflogen, würden sich aber allgemach wieder sehen lassen.

„Damit nun gleichwohl öffentlicher Gewalt und daher entstehender Ungelegenheit gesteuert und dieselben gestraft werden mögen,“

werden die Schöppen um Rechtsbelehrung gebeten,



„mit was für Strafen bestrickter Hans Peters zu belegen oder auf was Wegen mit ihm und seinen Gesellen, so man vielleicht in längerer Weil mächtig sein könnte, sonst wie Recht zu verfahren, damit keiner sich über Unrecht zu beschweren habe?“

Mugenscheinlich stand der Rath von Gardelegen, gleichviel aus welchen Beweggründen, auf Seiten der aufständischen Gesellen gegen die Kipper, und wünschte von dem Schöppenstuhl eine Rechtsbelehrung, die ihm glimpflich aus der Sache heraushalf. Der Schöppen Bescheid wird ihn befriedigt haben. Darnach sollte ein langer und langwieriger Beweis erhoben werden und dann die Zurücksendung der Akten erfolgen. Letzteres scheint unterblieben zu sein. Vermuthlich ließ man Hans Peters laufen und vermochte den Kipper Hans Kruse, sich zu beruhigen. Der Ausgang der Gardeleger Untersuchung aber ward in der Nachbarstadt Salzwedel wahrscheinlich bald bekannt und diente dort zur Empfehlung des Brandenburger Schöppenstuhls im Interesse eines milden Urteils. —

Aus dem dreißigjährigen Kriege ging die Bürgerschaft der Stadt Salzwedel verarmt hervor. Von der Neustadt ist uns überliefert, daß sie vor dem Kriege 171 „Erben“ und 261 Buden, zusammen 432 Feuerstellen hatte und daß davon 1670, also 22 Jahre nach beendigtem Kriege, nur 287 bewohnt, 145 verwüstet gewesen sind. In der Altstadt, die schon 1600 durch einen großen Brand verheert war, der auch das Archiv des altstädtischen Rathhauses vernichtet hatte, sah es nach dem Kriege keinesfalls besser als in der Neustadt aus. . . .

„Kaum hatte die durch den Krieg gänzlich verarmte Bürgerschaft sich in Etwas wieder erholt, als ein zweimaliger großer Brand fast die ganze Altstadt verzehrte und die Einwohner wieder in's Elend stürzte. Auch die den Städten auferlegten neuen Auflagen trugen das ihrige zur Verarmung der Städte bei.“ (Danneil, Geschichte des Gymnasiums. Abtheilung 6. Programm für 1844, S. 5).

Auch nach dem Kriege blieb Salzwedel über anderthalb Jahrhunderte hindurch im wesentlichen eine Tuchmacherstadt. Einen großen Theil der Bevölkerung beschäftigten bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts Tuch-, Woll-, Lein- und Damastweberei. 1730 zählte man unter 3589 Einwohnern 113 Tuchmachermeister und 33 Tuchmachergesellen. Die Einwohnerzahl stieg bis 1750 auf 3606, 1792 auf 4223. Unter letzteren befanden sich 107 Schuster, 30 Schneider, 109 Tuchmacher, 5 Tuchscheerer, 13 Fries-

macher, 64 Leineweber, 10 Färber, ohne die Gesellen und Lehrlinge. Noch ein 1805 geborener Salzwedeler Tuchmachersohn \*) hatte oft genug in der Wollweberstraße fleißige Tuchknappen nach dem Takte des klappernden Webstuhls, angepaßt an die einzelnen Thätigkeiten des Webenden, singen hören:

„Es gingen drei Tuchknapp' zum Thore hinein,  
Tritt auf!

Sie kehrten wohl in ihre Herberge ein,  
Tritt auf!

Da tranken sie Bier, da tranken sie Wein,  
Und wollten recht lustig und fröhlich sein.

Tritt auf und schieß nieder,

Laß 'runter, sperr' wieder!

Tritt auf!

Tritt auf!“

Mit der Vervollkommnung der Webstühle mußte das Lied verklingen, und als der Handwerksbetrieb dem Fabrikbetrieb unterlag, blieb für „die lustigen fröhlichen Tuchknappen“ in Salzwedel kein Raum mehr, sie wanderten fort oder starben aus. —

Die Leinen- und Damastweberei und der Handel mit deren Erzeugnissen waren in Salzwedel namentlich gegen Mitte vorigen Jahrhunderts in Aufnahme gekommen. Beckmann in seiner historischen Beschreibung der Kur und Mark Brandenburg (Band I. Seite 1159) sagt 1751:

„Den vornehmsten Leinwandhandel treibt die Stadt Salzwedel, welche in ihrem Bezirk und auf dem Lande eine große Anzahl Weber hat, welche durch die feine und allerhand Erfindungen von Mustern und Farben die Leinwand, die man sonst ungern mit dem Kattun vertauschte, wissen beliebt zu machen.“

Auch dieser Erwerbszweig ist allmählich wieder sehr zurückgegangen. Die Stadt blieb zu lange von der Eisenbahnverbindung ausgeschlossen und wurde dadurch in ihrer Fortentwicklung gehemmt. An Einwohnerzahl ist sie in unserm Jahrhundert stetig, wenn auch langsam gewachsen. Aus den 5410 Bewohnern des Jahres 1810 waren bei den Zählungen von 1864 7902, von 1870 8344 und von 1880 8780 geworden. Unter den letzteren befanden sich 470 Militärpersonen, der Stab und drei Schwadronen des

\*) Pastor Krüger in Lagendorf, geb. 10. August 1805, gest. 25. Februar 1865. Dieser fleißige Sammler alter altmärkischer Volksüberlieferungen, dessen noch öfter Erwähnung geschehen wird, wußte nur noch diese erste Strophe. Die Weise habe ich leider versäumt aufzuzeichnen. Ist das Lied noch nicht ausgestorben? —

Altmärkischen Ulanenregiments No. 16. Können die Salzwedeler auch nicht in Abrede stellen, daß ihre alte Stadt in vieler Beziehung von mancher märkischen Stadt weit überflügelt ist, — in einem Erzeugniß des Gewerbefleißes aber nimmt Salzwedel es heute mit allen anderen Städten Deutschlands, ja Europa's auf: Der Salzwedeler Baumkuchen, ein Kunstprodukt zunächst von Nachkommen der altstädtischen Patrizierfamilie Schernikow, wurde seit der altmärkischen Huldigungsreise König Friedrich Wilhelm IV. 1840 eine beliebte Zierde königlicher und kaiserlicher Tafeln. Der Salzwedeler Baumkuchen wird von Feinschmeckern den gleichbenannten Kuchen anderer Orte weit vorgezogen und ist auf dem besten Wege, Weltruf zu erlangen. Schon jetzt wandern viele tausende von Kisten mit dem süßen schmackhaften Gebäck aus einer Reihe von Bäckereien zur Post, um nicht blos nach allen Gauen Deutschlands, sondern oft nach Rußland und Amerika befördert und daselbst verzehrt zu werden.

### Von dem Gymnasium zu Salzwedel.

Die Altstadt Salzwedel hatte, wie alle alten und reichen Städte, frühzeitig eine Schule angelegt. Die Gründer der Neustadt bauten hart an der Stadtmauer, wohl gleichzeitig mit ihr neben der Stadtkirche auch eine Stadtschule. Urkundlich wird die altstädtische Schule zuerst 1307, die neustädtische erst 1442 erwähnt. Der Rektor oder Meister der Schule, der „Schulmeister“ — magister ludi — ward vom Rath auf Zeit, in der Regel auf ein Jahr gemiethet. Er selbst stellte sich seine „Gesellen“ oder Gehülfen ebenfalls miethsweise an. Die Rektoren waren Kommendisten der Kirche.

Mit Einführung der Reformation wurde durch die Visitatoren angeordnet, daß die Schulen der Altstadt und Neustadt zu einer Schule mit vier Lehrern vereinigt würden. Dies geschah indessen nicht, vielmehr bestanden beide Schulen, anfänglich mit vier, später mit fünf Lehrern neben einander noch zwei Jahrhunderte lang fort. Die Schulaufsicht führte der Rath der Stadt in Verbindung mit dem ersten Geistlichen, der eigentlich den



Religionsunterricht hatte ertheilen sollen. Mit der wachsenden Verarmung der Stadt gingen die Schulen zurück. Sie sanken desto tiefer, je weniger sie sich mit den Anforderungen der Zeit in Einklang setzten. Danneil hat in seiner trefflichen Geschichte des Gymnasiums zu Salzwedel eine wahrhafte Leidensgeschichte der beiden Salzwedeler Schulen, ihrer Lehrer und Schüler geliefert, eine Leidensgeschichte, die manche überraschende und befremdende Einzelheiten bietet, welche auch für die Gestaltung der Jugenderziehung unserer Zeit lehrreiche Winke bieten könnte.

Für beide Schulen war es verhängnißvoll, daß sie lange starr an dem von den Reformatoren aufgestellten Grundsätze festhielten, wonach die Stadtschule nur eine Tochter der Kirche, der Lehrer ein Anhang des geistlichen Standes sei, und Schule und Universität zunächst nur Diener der Kirche erziehen sollten. Der Unterricht in den Salzwedeler Schulen beschränkte sich auf Lesen, Schreiben, Christenthum und Latein. Dies genügte nicht. Die Bürger verlangten nicht mit Unrecht, daß ihre Kinder auch im Schönschreiben und im Rechnen unterrichtet würden. Diese Gegenstände blieben aber von dem Lehrplan der öffentlichen Schulen ausgeschlossen. Der Unterricht indessen war unentgeltlich. Die Lehrer wurden für den Fortfall des Schulgeldes durch einen fixirten Betrag aus milden Stiftungen entschädigt. Sie erhielten denselben, mochten wenige oder viele Schüler vorhanden sein. Es war manchem von ihnen ganz angenehm, daß die meisten Bürger ihre Kinder in die nach und nach entstehenden Winkelschulen sendeten, in denen Schreiben und Rechnen gelehrt wurde. Das entfremdete die öffentlichen Stadtschulen der Bürgerschaft.

Vor Zeiten war das anders gewesen. Die Bürger des Mittelalters bewiesen in Salzwedel ihr lebhaftes Interesse an dem Gedeihen ihrer Schulen durch Freigebigkeit in Gewährung von freien Wohnungen an Schüler und von Freitischen an Lehrer und Schüler. Von der zur Unterstützung der Geistlichkeit im äußern Kirchendienste eingerichteten Kurrende armer Schüler, die auf den Straßen sangen und dafür Lebensmittel und Pfennige erhielten, trennte sich im sechszehnten Jahrhundert das Chor ab. Die Choristen unterstützten den Kantor beim Kirchengesange und mußten zu gewissen Zeiten lateinische Lieder auf den Straßen singen. Das dafür ein-

gesammelte Geld theilten sie. Außerdem erhielten sie freie Wohnung und freien Tisch bei den Bürgern und auf jeder Hochzeit eine Mahlzeit und Geldgeschenke. Ihre Haupteinnahme war „das Stapeln.“ Alljährlich um Weihnachten zogen die Choristen auf das Land und in nähere oder entferntere hannoversche, mecklenburgische und preussische Städte und erfangen sich viel Geld. Diese Sängersfahrten wurden zwar Mitte vorigen Jahrhunderts verboten, hielten sich aber noch weit in unser Jahrhundert hinein.

Eine besondere Unterstützung bekamen auch die Paedagogi. In alter Zeit stellte jeder Hauseigenthümer, wenn es der Raum einigermaßen gestattete, ein Hospitium zur Verfügung, d. h. eine Kammer, in die ein Schüler hineinziehen konnte, ohne dafür etwas zu entrichten. Ein fahrender Schüler, der in Salzwedel bleiben wollte, fand den Lebensunterhalt gar leicht; denn Freitische zu gewähren, weigerte sich kein Bürger. Auch nach der Reformation behielten die wohlhabenden Bürger die Einrichtung der Hospitia bei. Der Rektor besaß ein Verzeichniß derselben und mußte, wenn sie alle besetzt waren, neue ermitteln, falls danach verlangt wurde. Der in ein Hospitium überwiesene Schüler hatte die Verpflichtung, die Söhne seines Wirths, und falls dieser keine hatte, junge Knaben aus andern Familien zu beaufsichtigen und sie zur Schule und zur Kirche zu begleiten. Solche erwachsene Schüler hießen Paedagogi, Erzieher. Neben ihnen werden in alten Schulgesetzen noch *Coreyraei*, Aufpasser, genannt. Diese hatten die Namen derjenigen Schüler zur Bestrafung zu verzeichnen, die gegen die Vorschrift sündigten, in und außer der Schule nur lateinisch zu sprechen.

Die Einkünfte der Lehrer waren nach der Reformation gering; neben der Besoldung, die der Rath aus eingezogenen Kommenden zu zahlen hatte, freie Wohnung, freie Heizung, das „Schulpretium,“ eine Entschädigung für das abgeschaffte Schulgeld, Einnahmen für Hochzeiten und für Leichen. Sehr werthvoll für sie war daneben der freie Tisch, die *mensa ambulatoria*. So lange der Lehrer unverheirathet war, wurde er bei den Bürgern Mittags und Abends gespeist. Der Rath fertigte alljährlich zweimal, jedesmal für sechs Monate, Tischzettel aus, worauf für jeden Hauswirth genau verzeichnet war, wann und wie viele Lehrer er zu speisen hatte. Verheirathete sich ein Lehrer, so fiel der Freitisch weg und er erhielt zur Entschädigung

einen Wispel Roggen aus der Bürgerkasse. Der Freitisch wurde bis zum dreißigjährigen Kriege gewährt. Mit diesem begann die wachsende Noth der Lehrer, die nach beendigtem Kriege nicht aufhörte. Die Gehaltszahlungen blieben aus, die Freitische desgleichen, — die Lehrer hungerten. Am schlimmsten erging es den älteren unter ihnen. Die jüngeren halfen sich oft durch ein bürgerliches Gewerbe, namentlich durch Brauerei, wobei ihnen „die Accisefreiheit,“ die sie auf ihr Gewerbe übertrugen, trefflich zu statten kam. So war Christiani, der von 1709 bis 1744 als Subconrector oder Quartus jährlich 26 Thaler Gehalt bekam, einer der größten Brauer der Altstadt.

Mochten nun auch später die Gehälter gezahlt werden, — der Reihetisch in den Bürgerhäusern kam niemals wieder regelmäßig in Gang. Es wurde deshalb um 1682 festgesetzt, daß statt des Tisches jeder Lehrer eine baare Entschädigung von jährlich fünfzig Thalern erhalten sollte. Diese Gelder wurden auf die Bürger nach bestimmten Sätzen vertheilt. Allein bald blieben die meisten Zahlungen aus. Nun wurde prozessirt und exekutirt. Darüber entstand in der verarmten Bürgerschaft eine von Jahr zu Jahr wachsende Erbitterung gegen die nur von wenigen Stadtkindern besuchten Schulen. Unter so traurigen Verhältnissen mußten diese immer tiefer sinken. In der Altstadt brachte 1706 ein Rathsherr den schlechten Zustand der Schule in einem ausführlichen Aufsatz zur Sprache, worin er die Gebrechen aufführte und Vorschläge zur Heilung machte. Der Abschnitt über die „gefallene Disziplin“ zeigt allerdings, daß die liebe Jugend dazumal tolle Dinge trieb. Es heißt darin z. B.:

„Auf dem Perver, wenn die Schüler singen, schlagen sie den Leuten in die Fenster, sonderlich wenn sie nichts bekommen. Sehr häufig begegnet man in der Nacht den großen Schülern, wenn sie mit dem Degen daher kommen und dem Saufen, auch wohl dem Weibsvolk nachlaufen. . . . Unter den Schemeln machen sie ihren praeceptoribus Eselsköpfe. Auf ihren Bänken ziehen sie in der sogenannten Mühle und haben sie deswegen überall eingestochen; dreheln sich auch wohl unter der Lektion kleine Kegel, daher sie Löcher in die Bänke geschnitten; springen öfters die hohen Balken auf und nieder. Etliche steigen in die Höhe, Eulen zu suchen; vergiren sich mit ihren praeceptoribus, indem sie ihnen Käfer in die Ohren werfen, Vögel fliegen lassen, alte Perrücken für die Füße werfen u. dgl. Unter der Lektion stoßen, zupfen, schlagen sie einander, setzen einer dem andern Narrenmützen auf. Etliche legen sich, wenn's im Winter finster ist, beim Ausgang der Thür zur Erde nieder und machen



also, daß einer über den andern herfällt. Sie setzen auch wohl ihren praeceptoribus also die Schemel, daß sie fallen müssen, alsdann es an ein Lachen gehet; jagen sich mit den praeceptoribus: wenn sie oben in der Klasse, so sind sie unten, und umgekehrt, wenn sie Schläge bekommen sollen. Auf den Gassen laufen die Kleinen als Klöße vor den Leuten vorbei, ohne daß sie ihre Häupter entblößen, wenn ihnen ein ehrlicher Mann oder Frau begegnet."

Der Streit der Lehrer und Bürger erreichte den Höhepunkt, als Rektor Ungnade 1712 durch einen Prozeß die Tischgelder auch für die verheiratheten Lehrer erstritt. Nun hörte selbst der altstädtische Rath auf, für die Lehrer Partei zu ergreifen. Die Lehrer erlangten eine Vollstreckungsordre, auf Grund deren sie ohne Prozeß alle Vierteljahr ihre Tischgelder durch der Landrentor exekutivisch eintreiben ließen. Jetzt kündigten die Bürger den Schülern die Freitische, zogen die Hospitien, die freien Wohnungen zurück, nahmen allgemein ihre Kinder aus dem Unterricht und insultirten die Lehrer bei den Umzügen. Die Schulen verödeten. Der altstädtischen Schule blieben 1716 kaum 20 Schüler, in der neustädtischen war 1731 der oberste Primaner ein achtjähriger Knabe, der noch nicht konjugiren konnte; und einige Zeit darauf gab es zwar Lehrer der neustädtischen Schule, aber keinen einzigen Schüler mehr.

Der prozeßsüchtige Rektor Ungnade war der erste, der die Vereinigung beider Schulen ernstlich, wenn auch ganz vergebens betrieb. Nachdem der Rath beider Städte vereinigt war (1713), wurden diese Bestrebungen aufgenommen, aber erst dreißig Jahre später setzte der Bürgermeister Niedt, ein junger umsichtiger und energischer Mann, die Vereinigung der Schulen trotz des heftigen Widerstandes der Geistlichkeit und vieler Lehrer durch. Die Bürgerschaft war durch das Versprechen gewonnen, die Tischgelder sollten fortfallen. Am 11. September 1744 fand endlich die feierliche Eröffnung der vereinigten Stadtschulen statt, — zunächst freilich mit einem ganz unfähigen Lehrerkollegium.

Die Besoldung der Lehrer blieb noch lange Zeit so schlecht, daß man eine in den schlimmsten Zeiten getroffene Einrichtung festhielt und den Gregorius- und Martinus-Umgang zur Erwerbsquelle für die Lehrer benutzte. Das Gregoriusfest hatte bis zum dreißigjährigen Kriege in einem feierlichen Aufzuge sämmtlicher Schüler bestanden, die verkleidet mit Gesang

durch die Stadt marschirten. Anfangs war es ein bloßes Schulfest, bei dem für die armen Schüler Geschenke gesammelt wurden. Ähnlich war es mit dem Martinusumgang. Am Martinsabend waren seit alten Zeiten Erwachsene und Kinder in ausgelassener Weise, das Martinslied singend auf die Straßen und in die Häuser gezogen. Für Verzicht auf die Betheiligung an dem Umzug des Abends erhielten später die Schüler die Erlaubniß, an einem andern Tage verkleidet eine feierliche Gesangsprozession anzustellen, wobei wie beim Gregoriusfest für die ärmeren Schüler gesammelt wurde. Aus dem einen Tage wurde in der Folge eine ganze Woche. Von 1662 an war nun eingeführt, auf diesem Umzuge für die Lehrer, denen Gehalt und Freitische ausblieben, Geldbeiträge zu sammeln. Nach Vereinigung der beiden Schulen wurde der Martinus-Umzug auf die Altstadt, der Gregorius-Umzug auf die Neustadt beschränkt.

Das Martinslied, das in allen altmärkischen Städten mit allerlei Abweichungen bis auf den heutigen Tag gesungen wird, hat gerade in Salzwedel eine Fassung bewahrt, die auf Sammlungen zum Besten der Schule hindeutet. Es lautet:

Märtens, Märtens, Vöggelken,  
 Mit dien vergulden Flöggelken,  
 Flêg so wit bet öwer'm Wiem,  
 Morgen is dat Märtin.  
 Denn slachten wi'n fett Swin,  
 Denn kommen de twölp Apöstelkens  
 Un maken uns frische Wöstelkens,  
 Denn kümmt de grote Goliath  
 Un stickt se all in sinen Sack,  
 Denn kümmt de klêne David  
 Un stickt se all in sine Kiep.  
 Marie, Marie, mak apen de Dähr,  
 Da stah'n paar arme Schöler vör,  
 Gäwt se wat und lat' uns gan,  
 Dat wie hüt noch wieder kam'n,  
 Bet vör Nawers Dähr;  
 Da krieg'n wi Appeln und Bärn.  
 Näte smecken ok all got,  
 Smit'n se mi in' Strohhot.  
 Märtens, Märtens Billerblatt,

Gäwt all de Kinner wat,  
 Mi ok wat, mi ok wat,  
 Nawers Kinner ok wat.

Nach der Vereinigung der beiden Schulen kamen bessere Zeiten für Lehrer und Schüler. Eine Reihe vortrefflicher Lehrer, namentlich aus den Familien Heintzmann, Woltersdorf und Danneil hoben das Gymnasium auf eine solche Stufe, daß es den Wettstreit mit andern gleichartigen Bildungsanstalten bestehen konnte. Die Schülerzahl — 61 im Jahre 1748 — war bereits 1800 auf 90, 1807 auf 152 und 1817 auf 188 gestiegen. Zucht und Sitte fanden bei den Schülern eine bleibende Stätte. In den Jahren unmittelbar nach den Freiheitskriegen zog freilich mit den aus blutigen Schlachten noch einmal zur Schulbank heimkehrenden Jünglingen überall in Preußen ein starkes Selbstgefühl, ein der „Disziplin“ sich nicht immer leicht fügender Geist der Unabhängigkeit und Freiheit in die Schulklassen ein. Indessen gerade vom Salzwedeler Gymnasium haben wir ein werthvolles Zeugniß, daß dieser Geist nicht in Zuchtlosigkeit ausartete, sondern einen der Bildung entsprechenden Ausdruck suchte und fand. Dies Zeugniß gewährt ein genau tausend Hexameter umfassendes Gedicht „der Helden Prima's und Sekunda's Schneekampf. Gesungen von W. Woltersdorf, Gymnasiast zu Salzwedel.“ Das Gedicht wurde zuerst 1815 und dann wieder 1860 von Lehrern des Gymnasiums, das letzte Mal mit Erläuterungen auch über die ferneren Lebensschicksale der Helden herausgegeben. Ein Primaner schildert darin ein auf dem sogenannten Schulwall längs der Teeße aus kleinen Anfängen allmählich entsponnenes allgemeines Schneeballwerfen der beiden Klassen in Hexametern, die er während der Unterrichtsstunden niederschrieb. Zum Muster nahm er die Schilderungen Homers. Seine Helden prahlen just wie die Griechen und Trojaner; „durch einen gelungenen Wurf hoffen sie Ruhm und dauerndes Lob der Nachwelt zu erwerben.“ Der Dichter sorgte für einen Helden, der im gerechten Zorn sich vom Kampfe zurückzieht und damit den Sieg der Primaner gefährdet. Der Achilles des Schneekampfs ist der Primaner Lachmann. Auf ihn weiß der Dichter die erstaunlichsten Ehrenbezeichnungen zu häufen. Er ist ihm der strahlende Held, der prangende Führer, der rüstige



Hort der Primaner, der ruhmwürdige Herrscher in Prima, der große, kräftige, hochherzige, edle, gewaltige, übergewaltige, unbezwungene, riesenmäßige, göttliche u. s. w.

„Wie im Lager der Griechen vor Troja der Streit zwischen Agamemnon und Achilles die Fortschritte des Sieges lähmt, da der göttliche Held aus Rache sich der Unthätigkeit übergiebt, so wankt durch des beleidigten Lachmann Rückzug der Sieg der Primaner. Der Agamemnon, der ihn kränkte, indem er gegen den Kampfgenossonen der eignen Partei das verrätherische Geschloß schleuderte, wird aber genöthigt, den Achilles wieder zu versöhnen und für den Kampf wieder zu gewinnen.“ (Direktor Dr. Hense in dem Vorwort zur 2. Auflage.)

Die erste Einführung dieses Helden vollzieht sich folgendermaßen: Er reißt einen Freund, der bereits zur Schlacht eilen will, mit der unbezwinglichen Rechten zurück und ruft ihm „die donnernde Rede“ zu:

„Muthbeseelter Held, fernher gekommener Bätcke!  
Weiche zurück! Nicht duld' ich, daß eher als ich Du zum Beistand  
Nahest dem muthigen Heer der tapfern Klaffengefährten;  
Denn vor allen war ich ja stets ein rüstiger Streiter,  
Und es feierten mich vor allen stets die Genossen,  
Weil mir keiner an Wuchs und Stärke des Armes vergleichbar, . . . .“

Die Genossen mahnte er, ihm zu folgen:

„Auf, jetzt folge mir schnell, wem Muth und Kraft in der Brust ist!  
Mir zwar stöhen allein die gewaltigen Schwärme Secunda's.  
Doch, wer zu theilen die Ehre des Siegs wünscht, folge mir eilend!“

Über das Schicksal der von ihm entsendeten Bälle wird sorgsam berichtet:

„Doch er nahte dem Thor, der große kräftige Lachmann,  
Schwingend in nerviger Rechte die Last des eisigen Schneeballs,  
Also redet' er laut zur Schaar der Söhne Secunda's:  
Seht den gewichtigen Ball! Drei Andere trügen ihn schwerlich,  
Doch ich schwing' ihn allein und leicht. Was weicht Ihr denn rückwärts?  
Muthiger ist es fürwahr, dem starken, rüstigen Feinde  
Kühn entgegenzustehn, als feck des Wehrlosen spotten,  
Thatet ihr dieses zuvor, wohl an, jetzt traget auch jenes!  
Dieses geredet, entsandt' er mit Macht den gewaltigen Schneeball.  
Schnell durchsaust' er die Luft und traf den goldlockigen Bismark  
Auf das gerundete Knie, und taumelnd stürzt er zur Erd' hin.  
Hoch auf jauchzte die Schaar der edlen, rüst'gen Primaner;  
Doch ihn trugen hinweg die schleuderfund'gen Genossen,  
Daß, entfernt vom Kampf, ihm wiederkehre die Thatkraft.“

Von einem andern Ball Lachmann's wird berichtet: Er

. . . entsandte den Ball aus hochgehobener Rechte,  
 Den er mit fleiß sich geformt und viel gedrückt und gerundet.  
 Und es war an Härte der Ball dem Marmor vergleichbar,  
 Welchen der Künstler behaut im Raum der erhabenen Werkstatt,  
 Viel sich mühend beim Werk und viel des Schweißes vergießend,  
 Bis ein Standbild ersteht, der Schmuck des schimmernden Prunksaals.  
 Doch weit größer noch war des schrecklichen Schneeballs Umfang,  
 Als des Mannes Haupt, der der größt' ragt unter den Menschen,  
 Und es war an Schwere der Ball der Bombe nicht ungleich,  
 Welche des Mörsers zertrümmernde Kraft hinsendet zur Mauer.

Solchen Ball also warf der Held, der göttliche Lachmann. Aber der Gegner  
 wich aus und nun traf das grause Geschöß hart und gewaltig

Gegen den Baum, der gerad' im Rücken ragte des Helden.  
 Weithin stiebt der Schnee von heftig erschütterten Ästen.  
 Und traf einen der Ball der schlanken, schwächeren Stämme,  
 Traun! entwurzelt hätt' er ihn leicht und zur Erd' ihn gestürzt,  
 Denn ihm verlieh unermessliche Kraft der gewaltige Lachmann.  
 Doch zertrümmert sank jetzt das Geschöß in den thauigen Schnee hin.

Der jugendliche Dichter des Schneekampfs Wilhelm Gottlieb Woltersdorf, ein Priegnitzer Pastorsohn, geboren 3. Juni 1796 zu Mödlich bei Kenzen, besuchte das Salzwedeler Gymnasium bis zu seinem Abgange zur Universität. Er ist als Pastor zu Lindenbergl in der Priegnitz am 1. April 1856 gestorben.

Der Herausgeber der zweiten Auflage, der Professor Gliemann, bezeichnet unter den 43 Kämpfern 17 als verstorben. Von denen, die 1860 noch lebten, ward seitdem einer nach dem andern in der kühlen Erde gebettet. Einer der letzten war der Primaner „Ferdinand, der muthige, löwenbeherzte,“ kein anderer, als der preußische Minister des Innern zur Zeit der sogenannten Landrathskammern (1851 bis 1858) Ferdinand von Westphalen, geboren 1799 zu Lübeck, gestorben 1876 zu Berlin. Sein Vater war 1808 in westphälische Dienste getreten und wurde im folgenden Jahre Unterpräfekt zu Salzwedel, wo er auch nach dem Sturz der Fremdherrschaft bis 1816 als preußischer Landrath verblieb.

Nur von einem der 43 Kämpfer wissen wir, daß er jetzt nach länger denn 67 Jahren noch unter den Lebenden weilt. Es ist der Achilles des Heldengedichtes, der „riesenmäßige“ Lachmann. 1795 in Jeeben in der Alt-

mark geboren, war er lange Jahre Pastor in Kerkau in der Altmark, — ein freisinniger und freimüthiger Geistlicher aus der alten rationalistischen Schule, weit und breit bekannt und hochangesehen bei den altmärkischen Bauern, ein eifriger Förderer des altmärkischen Wörterbuchs von Danneil<sup>\*)</sup>. Geistig und körperlich rüstig lebt er im Kreise von Kindern und Enkeln in Breslau. Wenn die „alten Herrn“ der Korps deutscher Universitäten in Breslau ihren Jahreskommers abhalten, ist seit 1876 mit dem Amte des Ehren- und Alterspräsidenten stets unser Fachmann betraut; würdig erfüllt er das Amt, — in der Rechten denselben Schläger, den er als Korpsbursch der Brunswiga in Göttingen geführt hat. Das letzte Mal trat er bei dem Semesterreiben mit dem einhundertvierunddreißigsten Semester an. Möge ihm noch manches Semester in rüstiger Gesundheit zu verleben bescheert sein! —

Zur Zeit des Schneekampfs wirkte als Lehrer am Gymnasium bereits seit einer Reihe von Jahren ein ehemaliger Schüler desselben, der später berufen ward, auf die gesunde Weiterentwicklung der Anstalt als Direktor den maßgebenden Einfluß zu üben. Johann Friedrich Danneil, geboren 18. März 1783 zu Kalbe an der Milde, der Sohn eines wackeren Kleinbürgers und Glasermeisters, besuchte das Gymnasium von 1791 bis 1801, war auch Mitglied des Schülerchors, in welchem er nicht nur bei den achttägigen Gregorius- und Martini-Singen auf den Straßen mitwirkte, sondern auch trotz des Verbotes alljährlich um Weihnachten munter „stapelte.“ „Die Aussicht, einige Wochen ein romantisches Vagabondenleben führen zu können, die Abenteuer auf der Reise, die oft gastlichen Aufnahmen in kleinen Städten und auf einsam gelegenen Gütern waren für die Jugend zu lockend, als daß sie auf Verbote viel hätte hören sollen.“ So äußert sich darüber einer seiner Söhne nach des Vaters Erzählungen in dem Lebensabriß Seite 1 des 16. Jahresberichts des altmärkischen Vereins. Nach Beendigung der Studienzeit wurde Danneil zuerst Oberlehrer an der lateinischen Schule zu Halle an der Saale und dann 1805 in Salzwedel Subkonrektor. Von 1819 bis 1853 befand sich das Gymnasium unter seiner ausgezeichneten Leitung. Danneil's

<sup>\*)</sup> Siehe: Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart von Joh. Friedr. Danneil (Salzwedel 1859), Vorrede Seite X. und den Aufsatz: Zusätze zu Danneil's Wörterbuch 2c. von Rudolf Parisius im 19. Jahresbericht des altmärkischen Vereins (Magdeburg 1879) Seite 38.



Verdienste um die heimische Geschichte an dieser Stelle noch besonders hervorzuheben, ist überflüssig. Von hervorragender Bedeutung für die gesammte Wissenschaft sind seine Untersuchungen über die Gräber der Urzeit. Zufällige Funde von Urnen, Streitärten und andern Alterthümern in der Nähe Salzwedels veranlaßten ihn, einzelne Fundorte näher zu untersuchen und Nachgrabungen zu veranstalten. Nachdem er gegen hundert Grabstellen eröffnet hatte, stellte er in einem dem thüringisch-sächsischen Verein erstatteten Generalberichte vom 20. September 1855 zum ersten Male die Eintheilung der alten Gräber nach dem Charakter der Beigaben in Hünenbetten — Steinalter, Kegelgräber — Bronzealter, Wendenkirchhöfe — Eisenalter auf. Erst nach ihm veröffentlichten der verdiente Archivrath Eisch in Schwerin und der dänische Forscher Thomson in Kopenhagen Aufsätze, aus denen sich ergab, daß sie, wahrscheinlich unabhängig von Danneil, im Wesentlichen zu dem gleichen Resultat gelangt waren. Die hohen Verdienste Danneil's um seine Schüler wissen diese am besten zu würdigen. Der Verfasser dieser Aufsätze, der die beiden letzten Jahre seiner Schulzeit in Salzwedel unter Danneil's Direktorium zubrachte, kann sich nicht versagen, Zeugniß dafür abzulegen, daß Danneil auch noch gegen Ende seiner Amtsthätigkeit die wunderbare Gabe besaß, sich fast wie im Sturm die Liebe und Verehrung und das unbedingte Vertrauen seiner Schüler zu erobern und namentlich auf ihre sittliche Entwicklung, fast ohne daß sie es merkten, einen bedeutenden Einfluß zu üben. Nach fünfzig dem Unterricht gewidmeten Lebensjahren trat Danneil in den Ruhestand, in welchem er noch fünfzehn Jahre eines schönen Greisenalters lebte. Der 20. Januar 1868 war sein Todestag.

Glänzende Ehrentage für unsern würdigen „alten Professor“ bot die hundertjährige Jubelfeier des Gymnasiums, boten die Tage vom 10. bis 12. September 1844. Mit Genugthuung und Stolz konnte die Stadt auf die hundert Jahre seit der Vereinigung der beiden Schulen der Altstadt und Neustadt zurückblicken. Mit der Säkularfeier der Anstalt wurde ein Erinnerungsfest ihrer vormaligen Schüler verbunden. Eine stattliche Schaar derselben fand sich in der dazumal so schwer erreichbaren alten Stadt beisammen. Unvergeßlich bleiben jene Tage vor allem uns Schülern. Seit

Monaten hatten wir Primaner mit dem Professor, oft sogar halbe Mathematikstunden hindurch, geplaudert, berathen und verhandelt, wie das Fest für die ganze Stadt — und nicht zu vergessen für uns, ja für uns an erster Stelle — so jubelvoll, so glänzend, so herrlich als möglich einzurichten sei. Erst hatten wir uns unter einander geeinigt, was wir alles „machen“ wollten. Dann wurde nach einem sorgfältig festgestellten Kriegsplan vorgegangen. Wir operirten überaus geschickt. Der alte Professor leistete oft nur schwachen Widerstand, wenn wir nach Genehmigung des einen Vorschlages mit einem weiteren Vorschlage anrückten. Mochte er noch so oft sagen: „Mein Kinder, das wird zuviel, das geht nicht!“ — wir wiesen ihm schlagend das Gegentheil nach, wir wußten ihn durch gute Gründe zu überzeugen. Gewiß hatte er oft seine heimliche Freude an unserer Schlauheit, auch imponirte ihm die feste Zuversicht, mit der wir dafür einzustehen erklärten, daß keinerlei Unordnung, keinerlei Ausschreitung den Festjubiläum störe. Und dann vor allem, er hatte sich den jugendfrischen Sinn bewahrt, mit der Jugend zu scherzen und fröhlich zu sein. So eroberten wir eine Festfreude nach der andern. Der Professor hatte schließlich alles bewilligt. So kamen wir Schüler bei dem Fest am besten fort. Diesen Eindruck wird auch Jeder aus der trefflichen Darstellung gewinnen, welche Pastor J. A. G. Wolterstorff über die Jubelfeier im Druck erscheinen ließ.

Je näher die Tage heranrückten, desto größer war unsere freudige Unruhe. Schon am Freitag, den 6. September traf der erste Gast aus der Ferne ein, und noch dazu derjenige, der für uns Schüler der eigentliche Held des Festes wurde. Wir turnten am Nachmittage auf dem weit von der Stadt entfernten neuen Turnplatze, da besuchte uns, begleitet vom Professor Danneil, der Turnvater Jahn, — Dr. Friedrich Ludwig Jahn, der — zwar kein Altmärker, sondern ein Priegnitzer von Geburt, unser Gymnasium von 1791 bis 1794 besucht hatte. Schnell war er mit uns allen bekannt, wir zeigten ihm unsere Turnkünste, er lief, sprang und rang mit uns und lehrte uns neue Turnspiele. Singend marschirten wir Arm in Arm mit ihm zur Stadt zurück. Am folgenden Tage besichtigte er die Klassen; bei uns in Prima erschien er mit dem Direktor, mitten in einer lateinischen Stunde, um uns in der Geschwindigkeit eine ganze Zahl toller Streiche

seiner Salzwedeler Schülerzeit zu erzählen. Am Abend brachten wir ihm ein Ständchen: Was ist des Deutschen Vaterland? Lützow's wilde Jagd und andere gut deutsch-patriotische Lieder. Keiner von uns vermochte sich dem gewaltigen Eindruck zu entziehen, den der frische, ja vollkräftig und markig auftretende 66jährige Turnmeister auf uns machte.

Unsere Prima hatte einen Bannerträger und acht Festmarschälle zu wählen gehabt. Den Festmarschällen verehrten die Jungfrauen der Stadt weißseidene, blaueingefasste Schärpen, die wir über schwarzsammtne Schnürröcke zu tragen hatten. Wir waren nicht wenig stolz auf dieses Geschenk, an dem so viele reizende junge Mädchen — ihrer 59, wie Wolterstorff behauptet — mitgearbeitet hatten. Die Gattinnen der Lehrer schenkten ein kostbares Banner von weißem Atlas mit dem Bilde der gekrönten Borussia und den Wappen der Stadt und des Klosters.

Schon am Montag sah das Gymnasium, das alte Heim der schmutzigen Bettelmönche, in seinen Mauern ein wunderbar fröhliches Treiben. Unsere jungen Damen waren „geschäftig, Kränze und Laubgewinde zu flechten und die fröhliche Jugend des Gymnasiums war überaus dienstfertig, mit leichtem Fuße und freudeglänzendem Auge“ Blumen und Eichenlaub zuzureichen. Von letzterem hatte die Stadtforst manches Fuder hergeben müssen. Gymnasium und Rathhaus wurden reich bekränzt und auf dem Schulhof wurden grüne Birken eingesezt.

Am Dienstag Abend war Vorfeier — großartiger Fackelzug der Schüler vom Schulhof über den Mönchskirchhof durch die Hauptstraßen der Altstadt und Neustadt und endlich nach dem Paradeplatz, — wo die Fackeln zusammengeworfen und verbrannt wurden, während wir ein lateinisches Festlied nach der Weise des Gaudeamus sangen. Dann verschiedene Hochs zu bengalischer Beleuchtung. „Zu bewundern war die durch Nichts gestörte Ordnung“, meint Wolterstorff. Ei, dafür sorgten wir schon!

Am Mittwoch, 11. September Hauptfeier. Versammlung aller Theilnehmer auf dem Rathhause der Neustadt. Großer Festzug der vormaligen Schüler in mehreren Abtheilungen nach dem Alter geordnet, die ältesten voran. Den Zug und jede Abtheilung eröffneten und schlossen je zwei barhäuptig einherschreitende Ehrenmarschälle. Der große Festzug, aus mehr



als dreihundert Personen bestehend, bewegte sich durch die reich geschmückten Straßen nach dem Mönchskirchhof, von da durch eine doppelte Reihe Schüler auf blumenbestreuten Wegen zum alten Kreuzgang nach dem bekränzten Schulhof. Hier unter freiem Himmel, vom heiteren Wetter begünstigt, fand die Schulfeier statt mit Festgesängen und mit Reden der Lehrer und Schüler. Am Nachmittage war großes Essen der Festtheilnehmer unter Ausschluß der Schüler. Was wir Schüler unterdessen thaten, ist in der Erinnerungsschrift nicht zu lesen; ich glaube, wir haben eine nicht amtliche Landparthie mit unsern schönen jungen Damen zur Warte ausgeführt.

Nun kam der Donnerstag, die Nachfeier, ganz allein der Jugend gewidmet. Vormittags großer Festzug zum Schauturnen, von der Schule nach dem Turnplatze, voran das Lehrerkollegium, dann Jahn in der Mitte der beiden besten Turner, hierauf Bannerträger, Turnlehrer und Turner. Der Bannerträger und die nochmals thätigen Ehrenmarschälle trugen diesmal ihre Festschärpen über den Turnjacken. Draußen Turnfest in üblicher Weise unter Leitung des Turnlehrers Dr. Gerhardt und des Turnvater Jahn. Das Turnen war bekanntlich lange als staatsgefährlich verboten gewesen; Jahn selbst hatte unter polizeilichen Beschränkungen in Freiburg an der Unstrut wohnen müssen. Endlich hatte König Friedrich Wilhelm IV. die Beschränkungen aufgehoben. Durch Kabinetsorder vom 6. Juni 1842 war das Turnen wieder „als ein nothwendiger und unentbehrlicher Bestandtheil der männlichen Erziehung förmlich anerkannt und in den Kreis der Volkserziehungsmittel aufgenommen.“ Eingedenk dieser Thatfachen hielt Jahn nach Beendigung des Turnfestes auf dem Turnplatze folgende Rede:

„Nach einer Abwesenheit von fünfzig Jahren befinde ich mich wieder in Salzwedel, der Urstadt des Brandenburgisch-Preussischen Staates und der Urstätte meiner Bildung. Wenig Menschen wird es so gut, die Sehnungen und Ahnungen der Jugend verwirklicht zu sehen. Mir ist im Greisenalter dies Glück zu Theil geworden.

Das Turnen, aus kleiner Quelle entsprungen, wallt jetzt als freudiger Strom durch Deutschlands Gauen. Es wird künftig eine verbindende See werden, ein gewaltiges Meer, was schirmend die heilige Grenzmark des Vaterlandes umwozt.

Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.

Wir weihen Dank, Lob und Preis — dem Einen, der im Gewoge seines Volks sich heimisch fühlt, Scherz und Fröhlichkeit liebt, und heitere Feste; sich erfreut am Reigen der Jugend, am Mahle der Männer, am Gelage der Greise; Kunst, Gewerbe und Wissenschaft fördert; vor Allem aber das Keibefeuere des Geistes zu wecken und zu werthen weiß. Unser König und Herr! Friedrich Wilhelm der Vierte — Hoch!“

In guter Ordnung zogen wir zur Stadt zurück. Mittags folgte ein großes Festessen der Schüler im Gasthause zum Stern vor dem Bockhorner Thore in einem eigens dazu errichteten Zelte. Auch die Lehrer und andere Freunde der Jugend nahmen Theil. In der Mitte des Zeltes wehte unser Banner. Ein Sängerkhor saß an einer mittleren Tafel und gab Festlieder zum Besten. An Lebehochs war kein Mangel. Nach dem Essen war nochmals großer Umzug der Schüler mit Reden und Hoch's auf dem Paradeplatz und dem Schulhofe. „Der Abend versammelte die Jugend im Gasthose zum schwarzen Adler zu einem überaus glänzenden Ball, an welchem 300 Personen theilnahmen und mit welchem das seltene Fest beschloffen wurde.“ Wir Schüler waren mit dem Verlauf des Festes zufrieden, — es hatte unsere hochgespannten Erwartungen noch übertroffen.

Jahn beschenkte uns alle mit einem lithographirten Facsimile „Schriftbild“ folgenden Wortlauts:

„Diese Schriftzüge sollen bloß beglaubigen und bestätigen. Nur deshalb sind sie als Schriftbild wiedergegeben, nicht zum Prahl, um sie gleich einem Gewächs mit Blume und Blatt als Seltenheit in ein Wurzbuch zu legen. Vielerlei Versuche hat zwar der Gräbelfang angestellt, und in Regeln verfaßt, wie aus äußern Zufälligkeiten das Innere des Menschen zu erkennen. So ist zuletzt auch die Reihe an die Handschrift gekommen. — Hier aber ist nur die leibhaftige Hand gemeint, und es wäre Unmaßung von der einen Seite, Vergötzung von der andern, darin die Seele wie auf einem Tipfbogen zu finden.

Salzwedel — beim Jahrhundertfeste der Schule, wo ich drei Jahre gewesen und gerade fünfzig Jahre abgegangen — den 11. September 1844.

Friedrich Ludwig Jahn.“

Auch später hat Jahn seiner jungen Salzwedeler Freunde freundlich gedacht. Vor mir liegt eine Nummer 285 der Sächsischen Vaterlandsblätter vom 19. November 1844. Dieselbe giebt im Wortlaut einen kurzen Vortrag wieder, den Jahn am 6. November zu Naumburg im Gustav-Adolf-Verein über den letzten Traum Gustav Adolfs des Königs von Schweden

gehalten hat. Von seiner Hand ist auf das Blatt „Turngesellschaft Salz-  
wedel“ geschrieben. Er sandte uns dasselbe, und da keine Turngesellschaft  
existirte, wurde es mir von meinen Freunden überlassen. In Salzwedel  
hatte er uns alle herzlich eingeladen, ihn in seinem neuen Hause in Freiburg  
zu besuchen. Am Sonnabend vor Pfingsten 1847 entsprachen mit mir  
mehrere andere der Salzwedeler Primaner von 1844, nunmehr Studenten,  
— Korpsburschen und Fuchse der Palaiomarchia, des Korps der Altmärker zu  
Halle an der Saale, bei Gelegenheit einer Thüringer Pfingstfahrt der Ein-  
ladung. Jahn empfing uns sehr freundlich, zeigte uns Haus und Garten  
und hieß uns nieder sitzen im Freien zu einem Trunk Bier. Er saß bei  
uns, vor sich einen Weidenkorb mit Holzpflocken, die er ohne andern Zweck,  
wie er sagte, als um sich mit den Händen zu beschäftigen, in kleine  
Splitter schnitt. Dazu erzählte er uns Salzwedeler Geschichten von 1794.  
Wir waren als gute Altmärker stolz darauf, daß er Salzwedel an Ort und  
Stelle die Urstätte seiner Bildung genannt hatte. . . . .

Dem Salzwedeler Gymnasium aber wünschen wir mit Wolterstorff:

Möge es noch manches Jubelfest feiern und blühen bis zu den  
spätesten Zeiten! —





Aus der Marienkirche zu Salzwedel.

### \* Die Herren von dem Knesebeck.

Welches Kind der Altmark kennt sie nicht, diese eigenthümlich charakteristischen Architekturen, welche unsere Illustrationen ihm vorführen! „Tylsen!“ So hören wir's rufen, und durch den Sinn zieht's wie die Erinnerung an einen schönen, in dem schattigen Grün dieser herrlichen Parkanlagen hingebachten heiteren Sommertag! Es sind stolze Ehrenhäuser, dies alte Schloß Tylsen mit seinen schmucklosen, grauen Mauern, den unregelmäßig angelegten Fensteröffnungen, dem steilen, hohen Dache und den schlichten Erkern, sowie dies neuere Schloß mit seinem dunkelgrünen Ephesuschmucke! Fürwahr! ein prächtiges Edelhaus mit zierlichen Roccocogiebeln, welchem kunstverständige Hand und liebevoller, die Vorfahren hoch ehrender Familiensinn eine stylvolle gothische Einrichtung gegeben hat! Aber diese stolzen Edelhäuser bilden auch den Stolz der Altmark; denn allezeit ist in ihnen jener Geist heimisch gewesen, welcher das Vaterland groß und stark gemacht hat!

Dorf und Schloß Tylsen liegen auf geschichtlich anziehendem Boden. Nicht gar weit von ihnen, auf dem „Woeh“, welcher an die Bierstedter Heide grenzt, auf der einst das uralte Freigericht „to der Linden“ abgehalten worden ist, treffen wir Hünengräber an, Reste aus der germanischen Vorzeit der Marken. Auch hier finden wir einen „Wendenkirchhof“, welcher eine unerschöpfliche Ausbeute an Urnen zu gewähren scheint. Historisch wird Tylsen schon 959 unter dem Namen „Tulci“ erwähnt, und im Jahre 1178 besaß das Kloster Hamersleben hier sieben Hufen Landes. Selbst die Wasserläufe auf der Feldmark von Tylsen sind Zeugen jenes gewaltigen

Völkerkampfes, welcher vom 9. bis zum 12. Jahrhundert diese Gegenden durchtobte; denn ehemals ging die Dumme über Bombeck nach Bergen nord-



Das alte Schloß Tylsen.

wärts zur Elbe; um indessen die Burg Salzwedel besser zu schützen, haben die alten Sachsenkämpfer dieselbe durch den Durchstich der Kronsberge nach Osten auf Klein-Wieblitz, Gerstedt und Bördenstedt abgeleitet. Die alte Burg Tylsen liegt hart an dem westlichen Rande der Dorflege in der Wiesenniederung des Thales der Dumme und Becke; sie ist ringsum von breiten und tiefen Wassergräben umgeben und außerordentlich fest. Eine volksthümliche Überlieferung spricht

in sagenhafter Weise davon, das Schloß sei einst ein Eigenthum der Herren von Kröcher gewesen, doch seien diese von den Knesebecks auf Schloß Wallstawe aus ihrem Besitze vertrieben worden. Lassen wir die Sage und beeilen wir uns, um uns der Geschichte jenes alten und hochverdienten Adelsgeschlechtes zuzuwenden, welches auf Schloß Tylsen gebietet, seitdem der Ritter Gebhard von Alvensleben am 7. Mai 1354 das letzte Eigenthum

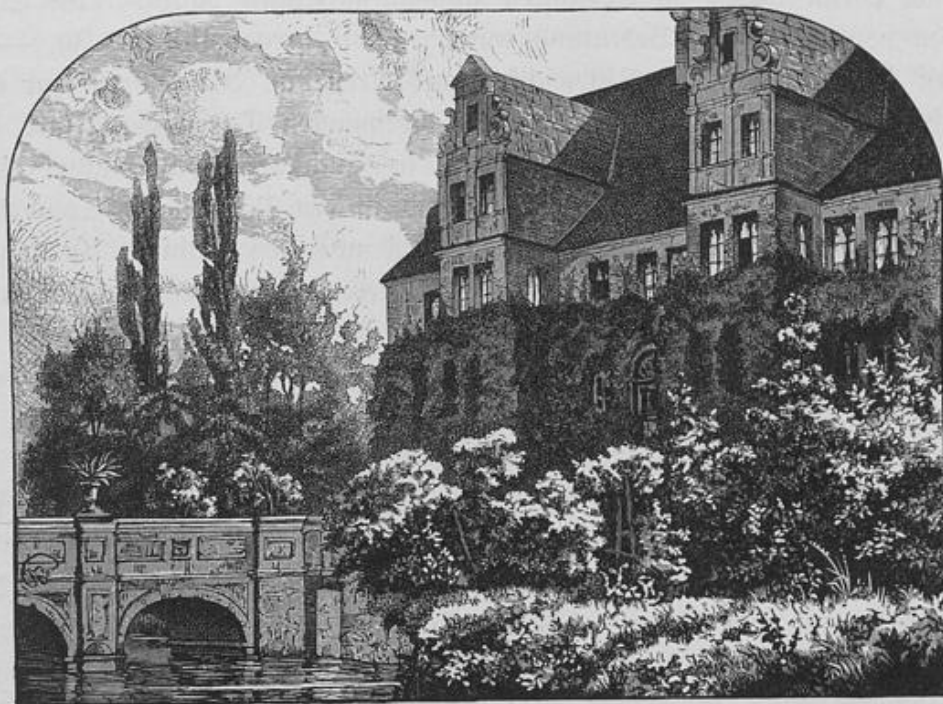
seines Hauses an der Burg und den Ländereien zu Tylsen Herrn Paridam von dem Knesebeck verkäuflich überlassen hat. —

Wo aber steht die Wiege des Geschlechtes derer von dem Knesebeck? Was bedeutet dies Wort? Wer ist der Ahnherr dieses Geschlechtes, dessen Name für immer mit vielen großen und ruhmvollen Erinnerungen des preussischen Staates verbunden bleiben wird? Leider vermag auch die liebevollste und sorgsamste Spezialforschung auf alle diese Fragen nur eine ziemlich ungenügende Auskunft zu geben. Noch immer stehen die Marksteine unseres Wissens von diesem Geschlechte da, wo der verstorbene Freiherr von Ledebur sie aufgerichtet hat. Derselbe unterscheidet zwei Stämme derer von dem Knesebeck, die weiße Linie mit der Greifenklaue oder dem Adlersfange und die schwarze mit dem Einhorn, welche ursprünglich nicht eines Stammes gewesen wären. Es ist in der That wahrscheinlich, daß die von dem Knesebeck mit dem Adlersfange jenem großen Geschlechte der Edlen von Salzwedel entstammen, welche jenes uralte germanische Wappenzeichen zum Schildesmal sich erkoren hatten. Dann wären die weißen Knesebecks stammverwandt mit denen von der Schulenburg, von Jeeße, von Krockow, von Gartow, von Gladow, von Bodenstedt, von Wallstawe und von Kerkow, während die gleichnamigen Herren von der schwarzen Linie der Adelsgruppe Restorf-Ahlim angehört haben mögen, welche zum Zeichen unbefleckten Ritterthumes das sagenberühmte Symbol des Einhorns auf dem Schilde führte. Stets aber, — und dies scheint wiederum gegen eine Stammesverschiedenheit zu sprechen, — haben beide Linien den ritterlichen Helm mit demselben Zeichen geführt: mit jenen drei Fähnlein und den sechs sechs Hahnenfedern. Gesichert aber als all' diese Vermuthungen sind die folgenden Angaben: Der Stammvater des Geschlechtes, welches im Jahre 1644 die beiden alten Wappen verband und an allen seinen Lehnen die gesammte Hand erhielt, war einst das Schloß, das castrum Knesebeck, im Lüneburgischen bei Wittlingen, und als der Erste dieses großen Adelshauses erscheint um 1244 Herr Bodo von dem Knesebeck.

Und des Namens Deutung? Es ist kein Zweifel: das Wort „Knesebeck“ ist seltsam aus slavischer und niederdeutscher Sprache gemischt; der Name bedeutet wirklich die „ritterlichen Herren von dem Fürstenbache.“ Freilich



sagt eine alte Überlieferung, die Kneesebeck hätten sich einst anders genannt. Noch aber hat's Niemand vermocht, die Schleier der Sage von der Urgeschichte der Herren von dem Kneesebeck wegzuziehen. Gehen wir daher sogleich zu der beglaubigten Historie des Hauses über!



Das neue Schloß Tessen.

Es muß einem jeden Manne, der dies Brandenburg, dies Preußen liebt, eine hohe Freude gewähren, sich in die Geschichte grade dieses Geschlechtes zu vertiefen; denn es ist eine ehrenvolle Geschichte der Arbeit für das Vaterland. Durch lange Geschlechtsfolgen hindurch haben die von dem Kneesebeck stets zu den Edelsten und Besten ihres Volkes gehört; und wenn wir ihr Rathen, ihr Thaten überschauen, wir finden sofort den hohen und herrlichen Zweck auf, der all' den guten und großen Söhnen dieses Hauses als höchstes Gesetz ihres Handelns vor Augen geschwebt und im Herzen gelebt hat: es ist das Wohl des Vaterlandes, die unbedingte, und die selbstlose Hingabe jeder Kraft zu seinem Dienste. Das ist der Herren

von dem Knesebeck unbestreitbarer Ruhm! Doch es ist unsere Pflicht, die Beweise für diese Behauptung zu erbringen!

Nicht aber erwarte der Leser von uns, daß wir ihm jene einzelnen Notizen wiederholen, welche die Söhne dieses Hauses mit regem Fleiß und schöner Pietät gegen die Vorfahren zusammengetragen haben. Nur Thatfachen von allgemeiner Bedeutung vermögen wir hervorzuheben. Ja, — es stehen die Gestalten der Ritterlichkeit und Treue an den Pforten zur Geschichte des Geschlechtes! Auch in den schlimmsten Tagen der Mark sind die Herren von dem Knesebeck nie ganz in Zuchtlosigkeit versunken. Wir finden in jener Zeit, da Alles wankte, und in den Marken die Treue spiel und feil gehalten wurde, auch einen Knesebeck unter den muthigen Anhängern der bayrischen Fürsten; es ist Hempo der Ältere, der erste Landeshauptmann der Ullmark aus diesem Geschlechte, welcher im Jahre 1356 starb.

Bereits in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war der Besitz der „schloßgeessenen“ Herren von dem Knesebeck ein sehr beträchtlicher; sie geboten über die Schlösser zu Knesebeck, Wittingen und Brome, über die Burgen zu Tylsen, Walstawe, Langen-Äpeldorn, Colborn, über die Domburg auf dem Havel selbstherrlich und eigenthümlich; sie hatten auch sonst noch manch' festes Schloß mit schönen Liegenschaften in ihrem Pfandbesitze. Als „beschloßte und feste Herren“ bildeten sie mit denen von der Schulenburg, den Alvensleben und Bartensleben, den Jagow, Schenk und Bismarck eine höhere, durch formelle Prærogative ausgezeichnetere Klasse des Adels als die gewöhnlichen, seßhaften Junker. Nicht fehlt die Romantik des Mittelalters dieser ältesten Geschichte derer von dem Knesebeck. Im Jahre 1342 durchtobte eine grimme Fehde zwischen ihnen und denen von Bartensleben den Drömling und das Braunschweiger Land; die Überlieferung leitet dieselbe aus Turnierrivalitäten und verletzter Eitelkeit her. Sicher sind indessen nur die Thatfachen beglaubigt, daß die Ritter Boldwin und Paridam von dem Knesebeck von den Bartensleben überfallen, und daß bei Ahnebeck, sowie auf dem wolfsburger Werder Kämpfe ausgefochten worden sind, in welchen die beiden Knesebeck erschlagen wurden. Im Jahre 1344 mußten die Bartensleben auf jenem Werder eine Kapelle mit zwei Altären zur Sühne des Todtschlages errichten. Jetzt ist das einsame Gotteshaus

auf der Heide lange schon zerfallen; noch aber stehen die sagenumrankten Kreuze von Ahnebeck.

Stets ist im Geschlechte der Knesebeck neben einem frommgläubigen Sinne auch die Lust zu kriegerischen Fahrten und eine helle Waffenfreudigkeit zu Hause gewesen; das tritt bereits im 15. Jahrhundert hervor. Ein Ludolf von dem Knesebeck kämpft in Preußen gegen die Polen und geht endlich 1498, „nachdem er in vielen Kriegsläufen wohl erfahren geworden,“ mit dem großen Entdecker Vasco da Gama nach Afrika und Ostindien. Auch auf den Meeren von Cypern und Rhodus treffen wir Söhne der Altmark unter dem ruhmvollen Banner von St. Johannes an; ein Hempo fiel im Jahre 1499 als Rhodiser-Ritter gegen die Türken. Vielleicht war er nach dem Osten gegangen, um Kunde über einen verschollenen Bruder, jenen frommen Uscho, einzuziehen, welcher im Jahre 1464 die heilige Fahrt

nach Jerusalem angetreten hatte und nicht wieder heimgekommen war. Ein stilles und beschauliches Dasein führte dagegen Herr Paridam aus der Wittinger Linie, († 1451), welcher endlich den bischöflichen Stuhl von Ratzeburg bestieg, löblich regierte und an welchen in dem ehrwürdigen Dome des holsteinischen Hochstifts noch heut Taufstein und Grabmonument erinnern, sowie jener Matthias, Propst zu Diesdorf und Ebsdorf, dessen schönes und charaktervolles Bildniß wir jedoch nur mit allem Vorbehalte geben können; denn nach der prächtigen Tracht kann dasselbe unmöglich einem Geistlichen des 15. Jahrhunderts angehören.



Matthias v. d. Knesebeck.

Nicht wollen wir ferner vergessen anzuführen, daß die Klöster Dambeck,

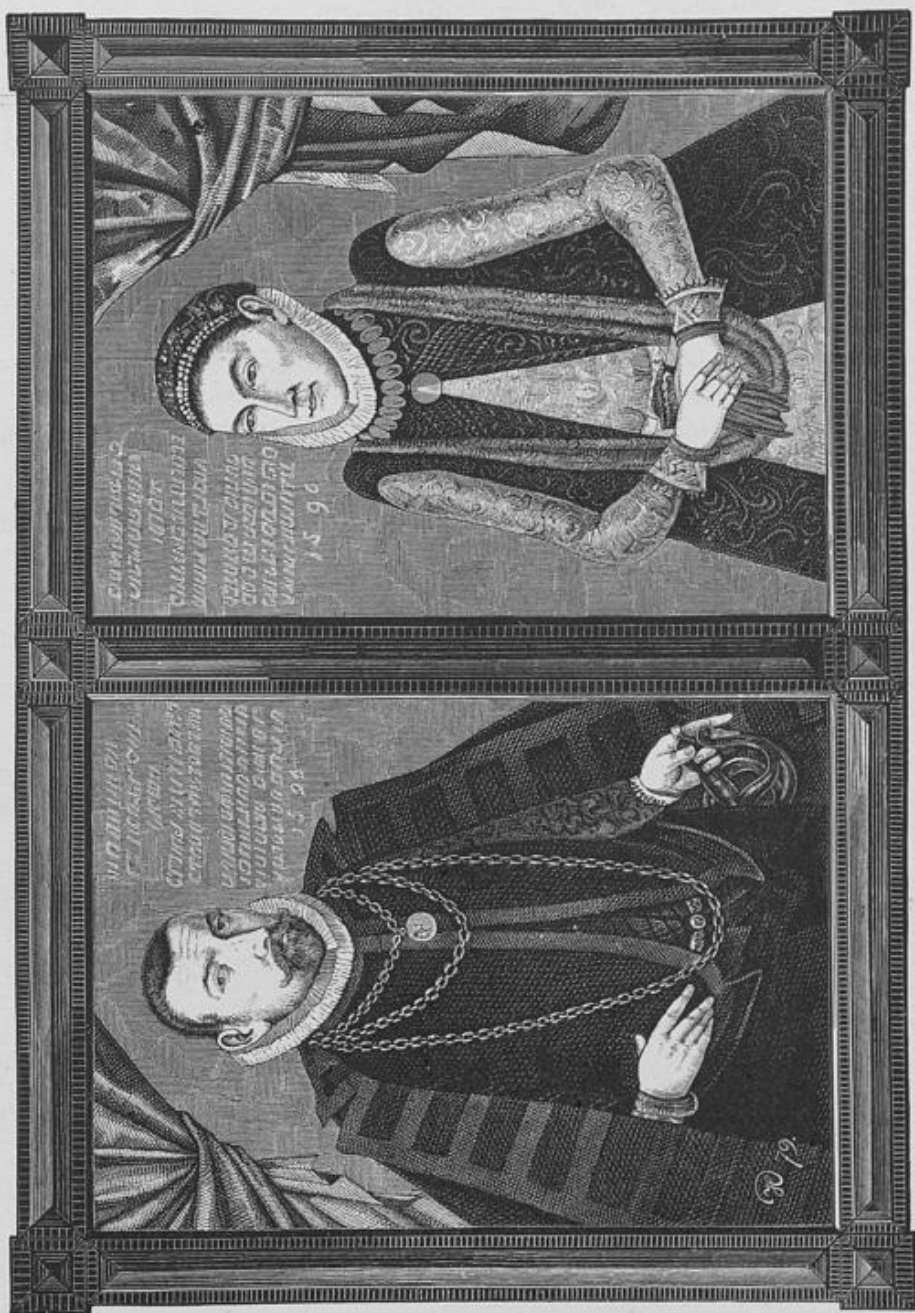
Dietrichs und Parisius, Bilder aus der Altmark.



Diesdorf und Isenhagen, die Pfarren Knesebeck'scher Dörfer und alle die milden Stiftungen der Stadt Salzwedel es oft erfahren haben, daß dem frommen und tapfern Sinne des Geschlechtes auch jene Tugend sich geeint hat, welche die Dichter des Mittelalters so oft als eine der edelsten Eigenschaften des Mannes preisen: die Tugend der milden Hand!

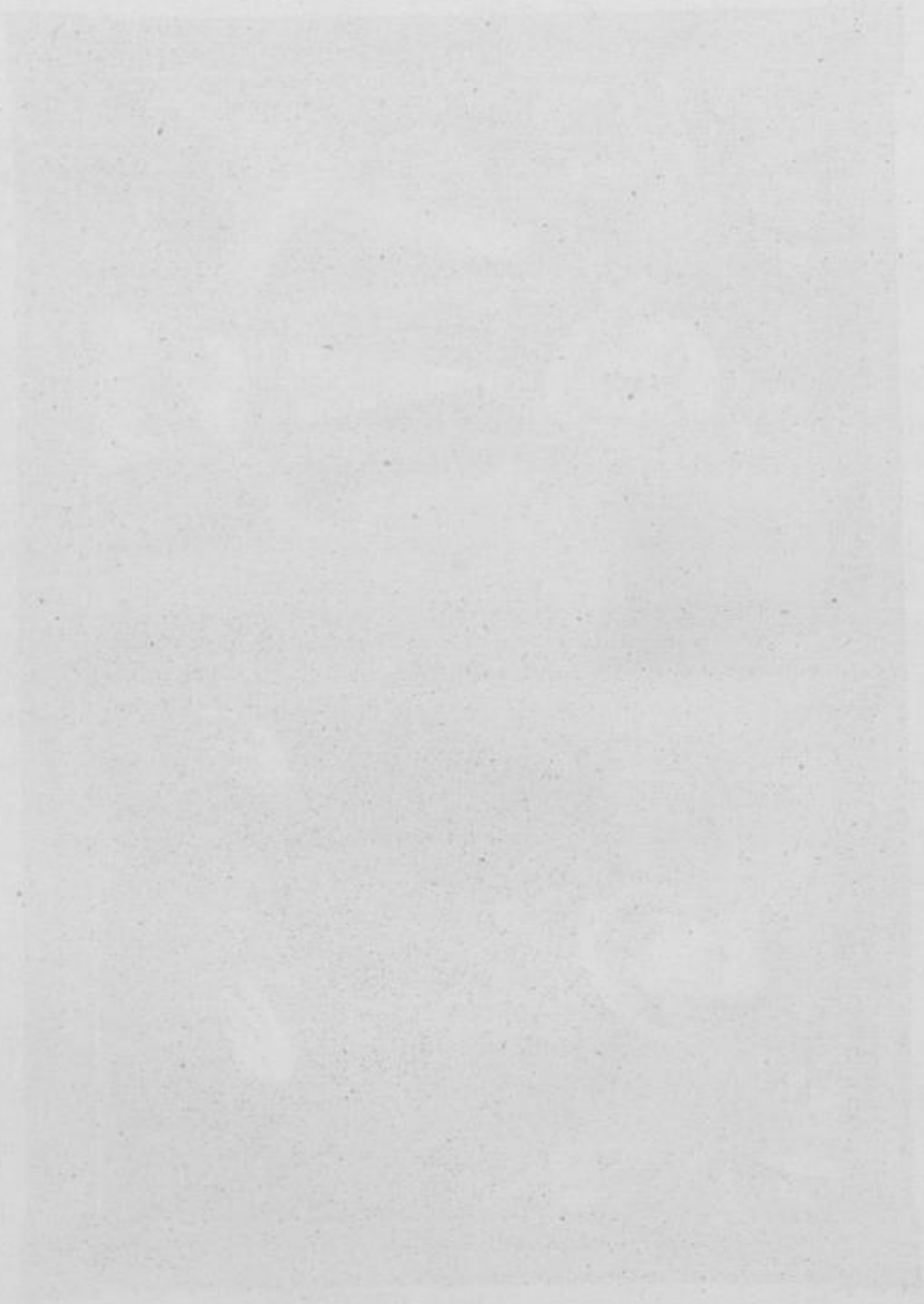
Doch genug der einzelnen Notizen, welche wir mit leichter Mühe durch Nachrichten über tapfere Krieger, Kämpfer der Schlachten Kaiser Karls V. gegen Türken und Franzosen, „begebene Jungfrauen“ in den Stiftern der Altmark, über fromme und schlichte Schloßherren zu Tylsen endlos erweitern könnten. Besser, wir zeichnen dem Leser das Lebensbild eines Herrn von dem Knesebeck aus alter Zeit! Nach den Originalen des Schlosses zu Tylsen haben wir das Bildniß Herrn Thomas' II. und seiner vortrefflichen Gemahlin Emerentia von Alvensleben bringen können. Das rühmliche Tagewerk dieses sehr thätigen Landeshauptmanns der Altmark möge uns zeigen, wie beträchtlich brandenburgische Edelleute in alter Zeit des Vaterlandes Wohlfahrt und Gedeihen gefördert haben.

Thomas II. war am 26. Juni 1559 zu Tylsen geboren und ward, da er schon 1561 seinen Vater, den kurbrandenburgischen Obristen Joachim von dem Knesebeck, verlor, unter der Vormundschaft seines Oheims Nscho erzogen. Eine vielgetreue Mutter, Frau Margaretha, geborene von der Schulenburg, und ein verständiger Informator, der spätere Pfarrherr Nikolaus Stolle von Arendsee, wachten mit vieler Sorgfalt über dem hochbegabten Knaben und seinem älteren Bruder Hempo, bis Thomas das elterliche Schloß verlassen mußte, um die lateinische Schule zu Salzwedel und dann die Universitäten Helmstädt und Frankfurt zu beziehen. Fünf Jahre verweilte der Jüngling auf der Hochschule der Oderstadt; da rief ihn 1585 die Frau Mutter zurück. Er hatte die Sorge für Haus und Hof, für Land und Leute zu übernehmen; denn sein Bruder Hempo war in der Schlacht bei Northerrum in den niederländischen Freiheitskämpfen geblieben. Fleißig und sparsam wirthschaftete unser Junker, und anno 1588 durfte er vom Schlosse Erleben die gleichgesinnte Gattin heimführen. Es hatte vorher viel der Sorge und der Last gegeben! Das alte Haus der Väter mußte für die junge Hausfrau wiederhergestellt werden; es mag vorher unwohnlich



J. F. Richter's X. A. Danbury.

Thomas und Emerentia v. d. Knefbeck.





genug gewesen sein! Damals war's, daß über dem alten Portale jener Gedenkstein eingesezt ward, welcher noch heut in lateinischer Sprache die Inschrift trägt:

„Im Jahre des Herrn 1588 hat Thomas von dem Knesebeck, der Sohn Joachims, dies Schloß, welches vor Alter zerfallen war, erneuert, nicht unerheblich erweitert und so ausgeschmückt, wie's heute dasteht. Gebe der große und gütige Gott, daß er's mit seinem Hause in Segen lange besitze und daß die heiligen Engel, mit denen er einst ewig zusammen zu leben hofft, ihm treue Wächter, ihm Hausgenossen seien!“

Die ersten Berührungen mit der brandenburgischen Staatsverwaltung ergaben sich für den Burgherrn von Tylsen alsbald aus Bürgschaften und Darlehen, welchen er sich zu Gunsten der Landesverwaltung in hochherziger Weise unterzog. Noch mehr vielleicht aber als solche freudig geleisteten Dienste empfahlen gründliche Kenntniß der Rechte und eine seltene Verstandes- und Gemüthsbildung den altmärkischen Junker seinem Kurfürsten. Im Jahre 1598 ward Thomas unter der Verpflichtung, „der Landesherrschaft Geheimniß bis in seine Gruben verschwiegen zu behalten,“ Geheimer Rath.

Jetzt beginnt eine äußerst sorgfältige, unermüdete und höchst erspriessliche Thätigkeit in Verwaltungsdingen. Schnell folgen einander die von Thomas entworfenen Erlasse, welche kulturgeschichtlich so bezeichnend sind, daß wir es nicht unterlassen können, die Titel der wichtigeren unter ihnen anzuführen:

„Allgemeine Landes-Polizei- und Gerichts-Ordnung,“

„Edikt zur Verhütung der plackerey und Straßenraubes durch lose Buben, Zigeuner, guardende Landsknechte und fremde Bettler,“

„Aufgebot wegen der Türken und Barbaren und wegen die so langwierige Ungarische und Niederländische Kriegsempörungen,“

„Kurfürstliche Holzordnung,“

„Quartal-Gerichts-Ordnung,“

und alle diese Gesetze wurden bis 1602 erlassen!

In diesem Jahre erhielt nach Dietrichs von der Schulenburg Hintritte Herr Thomas von dem Knesebeck eine wohlverdiente Auszeichnung, indem ihm die Landeshauptmannschaft der Altmark übertragen wurde. Freilich mußte mit der Ehre zugleich eine Fülle der schwierigsten Geschäfte übernommen werden. Nicht allein die gesammte, sehr verwickelte Rechtspflege,

— nicht allein die Landespolizei, sondern auch das ganze Heereswesen, die Landeskultur und die Deich-Inspection stand unter dem Landeshauptmann. Und wieviel war besonders in dieser Zeit der „gardenden Soldateska“ zu thun! Unverdroffen ging Thomas indeß an seine Arbeit, und es scheint ihm gelungen zu sein, wenigstens die Wehrhaftigkeit der altmärkischen Lande wieder etwas zu heben.

Noch größeres Vertrauen bezeugte ihm der Kurfürst Johann Siegismund bald darauf. Seit langer Zeit schon hatte Thomas sich für die Lehre und die Kultusformen der reformirten Kirche entschieden; jetzt theilte ihm der Landesherr seine Absicht mit, dieser Form des evangelischen Bekenntnisses sich zuzuwenden. Wie freute das den vielgetreuen Mann! Höchst bezeichnend und von einer erfreuenden Herzlichkeit ist der Schluß seines Antwortschreibens an seinen „gnädigen Herrn:“

„Ich sage von Herzen: Precamini pacem Jerusalem et prosperentur diligenter! Nunc pax in munitione tua et prosperitas in turribus tuis! (Psalm 122,) 6—9. Wünschet Jerusalem Glück: Es müsse wohl gehen denen, die dich lieben! Es müsse Friede sein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Palästen!) Thue daneben Ew. Churf. Gnaden in den Schutz und Schirm des allmächtigen Gottes, — Ihr zugleich ein gottseliges, gesundes, glückliches und freudenreiches Jahr von ganzem Herzen wünsche und verbleibe Ihr zu allen unterthänigsten Diensten jederzeit so willig als schuldig. —“

Es ist bekannt, welche hochgehende Aufregung der Übertritt Johann Siegismunds in der streng lutherischen Mark hervorgebracht hat. Der schriftgewandte und vor Allem in seiner Überzeugung jetzt festgegründete Landeshauptmann der Altmark mußte es auch auf sich nehmen, den Schritt seines Herrn zu vertheidigen. Er that es in den beiden Traktaten:

„Beständige und in Gottes Wort gegründete Ursachen, warum Thomas von dem Kneesebeck u. s. w. kein Bedenken hat, das Heilige Abendmahl des Herrn zu gebrauchen, wie es nach der Einsetzung Christi nunmehr auch in der Churf. Brand. Thumkirchen zu Cöln an der Spree gehalten wird.“

und:

„Einfältiger Bericht, wie sich ein jedes Christliches Herz jetziger Zeit, insonderheit aber Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, welche etwa veränderter Religion beschuldigt werden, verhalten sollen. —“

Beide Werke sind beredte Zeugnisse für das Herz und das religiöse Gefühl des Landeshauptmanns. Ihre rechte Würdigung erhalten sie erst

dann, wenn man diesen klaren, tieffrommen Ausführungen gegenüber das laute Geschrei der Lutheraner und etwa die rohen Gespräche zwischen den Bauersleuten „Knorr und Haberecht“ sich vergegenwärtigt. Von ganzer Seele hoffte der ausgezeichnete Mann, eine Einigung zwischen den beiden Bekenntnissen zu stiften; die Zeit dafür war indessen noch nicht gekommen.

Im Jahre 1620, nachdem Frau Emerentia bereits von ihm geschieden war, vollendete Thomas den Bau des zweiten Hauses Tylsen, welchen er in der Voraussicht einer späteren Theilung des Besitzes in Angriff genommen hatte. Wir geben auch die über dies Schloß von ihm gesetzte Inschrift, durch welche es bereits wie Todessehnsucht hindurchklingt, in deutscher Übersetzung:

„Im Jahre 1621 hat der Landeshauptmann der Altmark, Thomas von dem Kneesebeck, mit Gottes Hülfe dies Haus von Grund aus erbaut, — nicht für sich; denn er ist bereits zum Wege gerüstet und zum Wandern geschürzt, — sondern für seine Nachkommen! Ein Zeichen seiner Fürsorge für dieselben soll es sein! Möchten sie's in diesem Thal der Wanderschaft als vergängliches Zelt recht brauchen und nimmer mißbrauchen! Er bittet die kommenden Geschlechter, Herz und Sinn stets nach dem himmlischen Vaterlande zu richten. Mit dieser Bitte sagt er ihnen Lebewohl und mahnt dieselben, ihm dereinst zu folgen! —“

Ja, er rüstete sich zur Heimfahrt; aber es gab in weltlichen Dingen noch manches für ihn zu schaffen! Die Dänen brachen in die Altmark ein, und das „Defensionswesen des gemeinen Vaterlandes“ beschäftigte den pflichttreuen Mann in einer wahrhaft aufreibenden Weise. Er konnte sich nimmer genug thun, um das wehrlose Land zu schützen. Ja, es war, wie ein Nachkomme des trefflichen Mannes sagt, „ein ächt ritterliches und ehrenhaftes Streben, auch im Scheiden von dieser Welt als Landeshauptmann mit gutem christlichen Beispiele voranzugehen!“

Um das Gemüth des frommen Mannes in seinem ganzen Reichthume und in seiner Tiefe zu schildern, müßten wir sein Testament hier wörtlich anführen. Der Raum indessen gebietet uns, nur einige wenige Stellen aus dem schönen, friedlichen, zu Tylsen am 21. April 1620 unterzeichneten Schriftstücke wiederzugeben. Da heißt es in dem herzlichem Eingange unter Anderem:

„Insonderheit danke ich Gott für die große und unaussprechliche Wohlthat des lieblichen, friedlichen und fruchtsamen Ehestandes, den er mir mit meiner herzlichem Frauen bescheert, sowohl als für die Solpflänzlein, die er daraus entsprossen lassen.



Er, der allmächtige Gott, wolle nach seinem Gnadenbund und darin verlebter Verheißung auch meines Samens Gott sein und bleiben und ihn seines Gnadensegens hier zeitlich und dort ewiglich theilhaftig machen.“

Ganz vortrefflich und wahrlich wie ein golden Wort lautet es dann am Schluß des Testamentes:

„ferner kann ich auch meine Söhne und insonderheit die, so Besitzer der Lehn-güter sein werden, unerinnert nicht lassen, was es mit den Gehölzen für ein köstlich Kleinod bei einem Landgute sei, und wieviel Jahre dazu gehören, ehe man einen Eichbaum aufziehen und Nutzen davon haben kann, auch wie gar wenig Exempel man hat, daß es Holzverwüstern wohlgegangen.“

„Endlich wollen sie auch ihren armen Leuten und Unterthanen also vorstehen, wie es frommen und christlichen Obrigkeiten gebührt, ihnen an ihren Güterlein nichts entziehen, viel weniger sie mit Gewalt oder unter einem gesuchten Schein des Rechts davon vertreiben und dadurch Gottes Fluch auf sich und ihre Nachkommen laden, sondern ihnen, wenn es die Noth erfordert, mitleidiglich und hilffreich erscheinen, die Schärfe nicht leicht gebrauchen, es sei denn durch vorsätzlichen Muthwillen dazu Ursach gegeben, und sie dennoch mit Gelindigkeit also mildern, daß sie von ihnen vielmehr geliebt denn gefürchtet werden mögen.“

Wenige Tage vor seinem Tode hielt der Landeshauptmann mit dem spiegelblanken Gemüthe eine Conferenz der zum Tylsener Patronate gehörigen Geistlichen ab. Er äußerte dabei:

„Wenn ihr einmal hören werdet, daß ich plötzlich unversehend gestorben, so judiciret nicht ab invento, daß ich als ein gottloser Mann gestorben, denn es ist unsern Gelehrten, die viel mit dem Kopfe arbeiten und schwere Sachen darinnen führen müssen, meister und gebräuchlicher Tod.“

Dieser Ausspruch erfüllte sich. Auf einer Dienstreise traf ihn am 12. November 1625 bei Kalbe an der Milde ein Schlaganfall. Sanft verschied er. Die Altmark durfte um ihn trauern, als hätte sie einen Vater verloren. —

Die beiden von uns wiedergegebenen Portraits, Originalen im Tylsener Schlosse entnommen, verrathen nicht eben eine gottbegnadigte Künstlerhand. Wie eckig und steif indessen die Bilder von Herrn Thomas und Frau Emerentia erscheinen mögen, — wir danken dem Maler doch, daß er uns die Züge der Gatten in der Blüthezeit ihres Lebens aufbewahrt hat! Es hat um 1620 wohl kaum einen verdienstvolleren Mann im Lande Brandenburg gegeben denn Thomas von dem Kneesebeck!

Auch in den nächsten Geschlechtsfolgen blieb dem alten Adels Hause die durch vortreffliche Persönlichkeiten ihm erworbene Bedeutsamkeit, so schwer die Zeiten waren. Auch Thomas III. hatte während der Invasion fremder Völker das verantwortungsvolle Amt eines Landeshauptmanns zu führen.

Er hatte sich, — wir wissen nicht mehr wodurch, — den Groll des Kaiserlichen Obersten Lothar von Bönninghausen zugezogen, und dieser ging soweit, daß er nach Tylsen ein Kommando mit dem Befehle absendete, beide Häuser auszuplündern. Es war ein Oktobertag des Jahres 1631. Da brachen die Räuber, welche das Kleid des Kaisers bereits durch unerhörte Greuel geschändet hatten, wie die heulenden Wölfe herein; an Widerstand war nicht zu denken; man mußte ihnen alles Besizthum überlassen. Thomas III. giebt seinen Schaden auf 30,000 Thaler an. Wie entsetzlich die Verhältnisse in der Altmark waren, ersehen wir am besten aus einem gleichzeitigen Schreiben eines Balthasar von Einbeck an den Landeshauptmann, in welchem es wörtlich heißt:

„Von Arendsee an bis an die Elbe und dann südlich über Bismarck und Stendal ist fast kein Ort, darinnen etwas Getreide oder ein lebendiges Thier verblieben! —“

Dennoch folgte Thomas willig dem Befehl des großen Kurfürsten, welcher ihn als Mitglied des Staatsrathes nach Berlin berief. Es wird uns heut sehr schwer, jene Entsagung und Selbstverleugnung uns zu vergegenwärtigen, welche Friedrich Wilhelm im Jahre 1646 von ausnahmslos allen seinen Dienern verlangte; aber der Geheime Rath von dem Knesebeck war gern zu ihr bereit. Er ist zu Berlin am 1. Februar 1658 gestorben, nachdem er dem brandenburgischen Staate in düsteren, unheilvollen Tagen fast vierzig Jahre lang gedient hatte.

Nicht minder rühmenswerthe Treue bewiesen Thomas III. Brüder, der Landeshauptmann Hempo, † 1656, und jener Geheime Rath Levin von dem Knesebeck, † 1638, welcher zu Zeiten des schwachen Kurfürsten George Wilhelm einmal äußerte, er denke an die Zukunft des kurfürstlichen Hauses und wolle helfen, daß die brandenburgischen Lande nicht in die Hände einer Partei fielen, heiße sie kaiserisch oder königlich. Was aber wahrhaft

herzerquickend ist, das ist der Briefwechsel dieser Brüder. Man hört es trotz des geschraubten Styles gar wohl heraus, wie die drei Edelherren das Wohl des Vaterlandes auf dem Herzen tragen, — wie sie zagen bei den ersten Flügelschlägen des brandenburgischen Adlers; man sieht's, in wie herzlichem Einverständniß einer dem andern „Herrn Bruder“ zu helfen bestrebt ist! Das ist rechte adelige Art! In jenen unruhvollen Tagen im Jahre 1644 war's auch, daß die getrennten Linien oder die Geschlechter Tylsen-Colborn und Langenapeldorn-Wittingen sich zusammenschlossen, um die Belehnung zu gesammter Hand zu erlangen und fester zu stehen in den Stürmen des noch nicht geendigten großen Krieges. Nachdem gedeihlichere Zeiten gekommen waren, ward den Herren von dem Knesebeck, die nimmer die Hoffnung auf die Zukunft des brandenburgischen Staates verloren hatten, nun auch die Freude zu Theil, bei dem Wiederaufbaue desselben durch Friedrich Wilhelm den Großen in hervorragender Weise thätig zu sein. Wir können hier nur an all' die diplomatischen und wirthschaftlichen Verdienste erinnern, welche Thomas IV. von dem Knesebeck, Präsident des Kammer-Gerichts, Landeshauptmann der Altmark und Oberhofmeister der Kurfürstin Dorothea, sich erworben hat. Schriftstücke im Tylsener Archive weisen es nach, wie geschickt und thätig dieser Mann sich bewies, um die verdienstvollen Anlagen der vielverkannten Kurfürstin, die Linden, den Lustgarten, die Dorotheenstadt, den Hopfengarten vor dem Leipziger Thore zu Berlin und andere minder wichtige Dinge in's Leben zu rufen. Der letzte Brief, welchen Thomas IV. im Januar 1689 an Friedrich III. richtete, bezeichnet den ganzen Mann. Als ein Denkmal altbrandenburgischer Vasallentreue sei derselbe hier abgedruckt.

„Weil mich Gott zu meinen Vätern versammeln will,“ so lautet das Schreiben, „und ich in dieser Welt das Glück nicht mehr haben werde, Euer Kurfürstlich Durchlaucht, Unseres gütigen Landesvaters und meines gnädigsten Herrn theures Antlitz zu sehen und obgleich fast schon mit schwacher und lallender Junge demüthigsten Dank für alle erwiesene Hohe Gnade ableiste, so habe ich es doch hiermit unterthänigst thun wollen. Der Allerhöchste vergelte es Ew. Churf. Durchl. mit allen zeitlichen und ewigen Wohlthaten und segne Sie mit beständigem Glücke und Siege.“

Dann empfahl der treue Diener seine Kinder der Gnade dieses gütigen Herrn.



„Sie werden,“ so verhieß er, „in treuer unterthänigster Devotion ihr Leben schließen, wie ich es endige, und nun das letzte Mal in meinem Namen ausspreche, daß ich allzeits und bis in mein Grab bin gewesen

Meines Durchl. Großm. Churfürsten Gnädigsten Herrn  
 treu unterthänigst gehorsamer Diener  
 Thomas von dem Knesebeck.“

Der edle Mann, der in Wahrheit den demüthig stolzen Wahlspruch: „Ich dien!“ befolgt hatte wie selten Jemand, hatte auf seinem Sterbebette noch die Freude, den innigsten Dank Friedrichs III. zu vernehmen. —

Daß in den Kriegen der Krone Preußen auch das Blut der Knesebeck mit Freuden vergossen worden ist, bedarf kaum einer Erwähnung.

Bald nach dem zweiten schlesischen Kriege schien eine glänzende Hoffnung unseren wackeren, altmärkischen Edelleuten zu lächeln: die Aussicht auf Reichsfreiheit. Durch Heirath war den Knesebecks das niederrheinische Geschlecht von Milendonk verwandt geworden, welches die Herrschaften Frohnenbrog und Hörstgen in Geldern, sowie die Grafschaft Hoorn in Holland besaß. Die Milendonk starben aus, und wirklich ist ein Knesebeck, Karl Franz Paridam Kraft von dem Knesebeck-Milendonk, der Lehling des alten Hauses Tylsen, auf kurze Zeit in den Besitz der reichsfreien Sonnenlehen Frohnenbruch und Hörstgen gelangt. Im Jahre 1793 vertrieb ihn indessen die Revolution aus seinem kleinen, reichsunmittelbaren Gebiete. Wohl versuchte er später eine Geltendmachung der angeerbten Lehen; aber unter den Stürmen der Zeit war die reichsfreie Herrlichkeit jener Güter völlig verschwunden. Es war nichts mehr zu retten. Noch zu verschiedentlichen Malen hat das Geschlecht derer von dem Knesebeck Anspruch auf jene holländisch-geldrische Erbschaft erhoben, allein stets ohne jeden Erfolg.

Als ein armer Mann war der Freiherr Karl Franz in die niedergetretene Heimath zurückgekehrt; eine Domherren-Präbende des Hochstiftes Magdeburg gewährte ihm bei den schweren Zeiten einen nur karglichen Unterhalt. Gar bald mußte hier noch Schwereres als am Niederrheine getragen werden. Die Begüterung Tylsen seufzte unter unerträglichen Schulden; die Altmark war vom Vaterlande losgerissen; die Conscription führte die Landesfinder weit hinweg auf die Schlachtfelder an der Donau und in den spanischen Gebirgen. So schwer es war, die Kosten einer

standesgemäßen Hofhaltung für sich und den Bruder Heinrich Wilhelm Boldewin aufzubringen: der Domherr harrte aus. Er wurde hart vom Podagra geplagt, aber er blieb, „was er immer gewesen war: ein wohlwollender und freundlicher Beförderer alles Guten und Edlen, — noch im hohen Alter ein schöner Mann, das Bild eines ächten Cavaliers aus Friedrich des Großen Zeit, menschenfreundlich, hülfreich, geistigen Genüssen vor Allem hingegeben.“

Nicht sollte das alte Haus derer von dem Knesebeck auf Schloß Tylsen aussterben, ohne vorher die großartige Erhebung des Vaterlandes erblickt zu haben. Karl Franz Paridam Kraft ging erst 1828 zu Grabe; er erlebte die unvergeßliche Zeit der Freiheitskämpfe. — Verdienst und Ruhm eines Sohnes des Knesebeck'schen Geschlechtes sollten die letzten Tage des Domherrn umstrahlen und erwärmen. Ein Knesebeck, der spätere General-Feldmarschall Karl Friedrich, der Sohn einer Schwester Karl Franzens und eines Hauptmannes Friedrich Wilhelm Leopold aus dem Hause Carwe an dem schönen Ruppiner See, erwarb sich in der großen Zeit einen gerechten Anspruch auf den Dank des Vaterlandes. Getreulich hat er an seinem Theile den Helden des Befreiungskampfes mitgeholfen, die titanische Größe des Korsen zu vernichten. Theodor Fontane hat dem General-Feldmarschall von dem Knesebeck in unübertrefflicher Weise den Lorbeerkranz gewunden; wir dürfen uns daher auf wenige Mittheilungen aus dem Leben des Gefeierten beschränken.

Das frischeste Reis des Ruhmes hat der General-Lieutenant Graf Henkel von Donnersmark auf das Grab des am 12. Januar 1848 verstorbenen Feldmarschalls von dem Knesebeck niedergelegt, indem er am 15. Januar, dem Begräbnistage des verdienstvollen Mannes u. A. die folgenden Worte aufzeichnete:

„Knesebeck hat allein den Ruhm, der eigentliche Vernichter Napoleon's gewesen zu sein, und theilt ihn mit keinem Andern. Die Kriege von 1812, 1813 und 1814 hat er beinahe allein gelenkt. Ihm gelang es, den Kaiser Alexander zu dem Versprechen zu bewegen, keinen Frieden zu machen, was dieser auch so glorreich erfüllte. Knesebeck's Voraussetzungen trafen völlig ein. Der Winter kam heran, weit fürchterlicher als man ihn erwartet hatte.“

Das mag gegenüber dem Verdienste eines Blücher, eines Scharnhorst, eines Gneisenau wohl zuviel gesagt sein; — völlig geschichtlich wahr aber ist jene Schilderung, welche Graf Henkel von der Schlacht bei Bautzen giebt:

„Der zweite Tag des Kampfes war der Ehrentag meines Schwagers Knefebeck. Es ist bekannt, daß unser linker Flügel unangreifbar, der rechte aber ganz in der



Karl Friedrich v. d. Knefebeck.

Luft stand. Marschall Oudinot, welcher den Scheinangriff auf unsern linken Flügel zu machen hatte, — hat mir späterhin öfters gesagt, daß er Bataillons gehabt habe, von denen alle Offiziere todt oder verwundet gewesen. Die Monarchen standen auf einer Höhe in der Mitte, nach dem linken Flügel zu gewendet. Wir konnten die Truppen marschiren sehen, die unsern rechten Flügel umgehen sollten. Napoleon stand sichtlich vor uns mit seiner Reserve. Mein Schwager, ungeheuer ermüdet, denn ihm ward nicht Tag, nicht Nacht Ruhe vergönnt, legte sich, zu schlafen, an einen Stein und befahl einem Feldjäger, daß er ihn bei dem ersten Schusse, der auf Kreckwitz fiel, wecken sollte. Das geschah, und nun erklärte er den Monarchen, jetzt sei der Augenblick ge-

kommen, wo sie zu bestimmen hätten, ob sie heute Alles auf's Spiel setzen oder noch einen Kern zu ferneren Operationen behalten wollten. Noch wäre der Augenblick, wo man das Gefecht abbrechen könnte. Die Monarchen erklärten sich für das Letztere, und nun



nahm mein Schwager die Ordonnanz-Offiziere zusammen und diktierte ihnen des lebhaften Widerspruchs vieler hochstehenden Generale und Offiziere ungeachtet die Disposition. In einer guten halben Stunde fingen die befohlenen Bewegungen an und wurden wie auf dem Exercierplatze von Berlin ausgeführt. Es war ein herrlicher Anblick und muß dem Kaiser Napoleon selbst imponirt haben.“

Für die herrlichste Belohnung aber, welche der Herr von dem Knesebeck jemals erhalten habe, erklärt sein Schwager jenes Wort, welches der Kronprinz von Schweden ihm auf dem Markte zu Leipzig mit Rücksicht auf den Plan des vorangegangenen Kampfes zurief: »Knesebeck, vous aviez raison!«

Doch nicht allein auf dem Schlachtfelde oder am Landkartentische, — in jeder Beziehung des Lebens zeigt sich uns der edle, treffliche Mann! So in seinem eigenhändig niedergeschriebenen Wahlspruche:

„Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,  
Mit dem Pflug der Erde Frucht vermehrt!  
Frei im Walde grüne seine Lust,  
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust!  
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,  
Ohne Noth von seinem Heerd' nicht zieh'n!  
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;  
Das ist Adels alte Sitt' und Recht!“

Wie sehr mußte der ruhmgekrönte Krieger auch die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens zu meistern verstehen! Wir haben schon oben jene große Schuldenlast berührt, welche Karl Friedrich zu übernehmen hatte, als ihm 1828 aus der Erbschaft des Oheims Schloß Tylsen zufiel. Von allen Seiten her häuften sich die Klagen und die Kündigungen. In solch' einer Stunde der Bedrängniß, am 9. Juli 1830, war's, daß der General die Feder, welche im Jahre 1805 so begeistert das Lob des Krieges verkündigt hatte, zu der nachfolgenden Selbsttröstung benutzte:

„Steh' fest, ehrwürdig hohes Haus  
Der Ahnen von dem Knesen-Stamm,  
Du graue Burg von Thomas und von Paridam!  
Steh' fest und sei auch heute Schreck und Graus  
Der Feinde, die schon hämisch lauern  
Auf den Zusammensturz von deinen Mauern.  
Steh' fest! Sie richten gegen dich nichts aus!“

Es sind schöne, geistvolle, ernste und doch überaus liebenswerthe Züge, in welche wir blicken, wenn wir das Portrait des Feldmarschalls betrachten. Wie innig steht dasselbe mit jener Correspondenz in Einklang, welche der General im Oktober 1847 mit König Friedrich Wilhelm IV. geführt hat! Unter dem 7. jenes Monats benachrichtigte der Monarch seinen General-Adjutanten, daß er ihn zum General-Feldmarschall ernannt habe. Und wie antwortete der greise Mann? „Mein gnädigster, lieber Herr und König!“ so schrieb er. „Nein, nein! Das geht nicht! Ew. Königliche Majestät sind zu gnädig gegen mich! Das kann, das darf ich nicht annehmen! Achtzig Jahre drücken mein Haupt; ich kann nicht mehr reiten und nicht hundert Schritte gehen, ohne außer Athem zu sein! Das wäre eine Satyre auf alle Feldmarschälle der jetzigen Zeit!“ Er erbat seinen Abschied. — „Es ist mir so weh um's Herz, geliebter, hochgeehrter Freund!“ erwiderte der König. „Ihr Edelmuth, der ächt preußische, ächt patriotische, Ihr antik großartiger Edelmuth siegt und überwindet!“ Wohl genehmigte der König das eingereichte Gesuch; aber die Feldmarschall-Würde des hochherzigen Mannes annullirte er nicht, wie Knessebeck es gewünscht hatte. „Der Erlaß“, so bestimmte Friedrich Wilhelm, „soll ein Besitzthum Ihrer Familie bleiben.“ Voll und ganz spricht sich das gütige Herz des Monarchen aus, wenn er gleichzeitig in einem Privatbriefe ausruft: „Und so kommen Sie zu uns, treuester und bester der Freunde, je eher, je lieber, ehe denn alles Laub gelb und gefallen ist. Sie sollen hier in Sans-souci ein gutes, komfortables, warmes Zimmer haben, wo Sie sich ein paar Tage ruhen können.“ —

Es sind leuchtende Bilder aus der neueren Geschichte des Vaterlandes, welche sich an die Gestalt des General-Feldmarschalls von Knessebeck anschließen! Doch wir sind bereits über die Grenzen der Örtlichkeit hinweggeschritten! Der Feldmarschall pflegte in Carwe zu wohnen, nachdem er im Jahre 1844 Tylsen an seinen Sohn Alfred Cuno Paridam übergeben hatte. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß auch in den jüngsten beiden Generationen des Hauses Tylsen jener Sinn, welcher den Vätern Jahrhunderte lang eigen gewesen ist, sich bethätigt. Wohl ist es etwas Herrliches und Großes, dem Vaterlande dienen zu können! Daß aber der

Dienst, welchen die von dem Kneesebeck dem Vaterlande geleistet haben, allezeit so getreu und so gesegnet gewesen ist, dazu, meinen wir, mögen nicht am wenigsten jene wahrhaft frommen und aristokratischen Wahlsprüche geholfen haben, welche wir am Ende des trefflichen Buches „Aus dem Leben der Vorfahren auf dem Schlosse zu Tylsen in der Altmark“ fanden, — die Worte nämlich:

„Wie es Gott gefallen, also ist's gesch'h'n.

Wie es Gott gefällt, wird es weiter geh'n. —“

„Ist aber unsere Stunde gekommen, so wollen wir ritterlich sterben um unserer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden. 1. Maccab. IX. v. 10.“

D. S.

### \* Die Klöster Dambeck und Diesdorf.

Es ist doch ein vortrefflich Wandern um die Frühlingszeit in der Altmark! Bietet auch die Landschaft nicht eben große Reize dar, wie es die Gegend südlich von Salzwedel in Wahrheit nicht thut: wir sind vollauf zufrieden mit diesem frischen, jungen Grün der wohlbestellten Saaten, zufrieden mit den schwellenden Knospen an Busch und Baum! Vor Allem aber mit dem jubilirenden Lerchensange hoch über uns! Mag der Charakter des Landes auch ein gut Stück Weges derselbe bleiben, — wir nehmen's gern hin und unterhalten uns mit den wechselnden historischen Erinnerungen der Gegend! So auch hier im Stammlande derer von der Schulenburg! Dort drüben grüßt der Thurm von Stappenbeck herüber. Auf der Feldmark dieses Dorfes, — ja dort, hart an der Jeeße muß es sein, dort, wo das hohe alte Buschwerk steht, dort ist die „Hausstätte“ der Schulenburg!

Weiter aber führt uns der Weg. Wir biegen nach rechts ab. Jetzt winkt uns die Dambecker Mühle, und nun ist unser erstes Ziel erreicht, das alte Klosterdorf Dambeck! Die Klosterkirche ist hier die einzige Merkwürdigkeit. Treten wir also an das ehrwürdige Kirchengebäude des Stiftes Dambeck heran und versuchen wir, dasselbe dem Leser zu beschreiben! Erwarte man hier nicht die Poesie verwitterter oder zerstörter Kunst; im Gegentheil, das



schlichte Gotteshaus ist seines trefflichen Backsteinmaterials halber vorzüglich erhalten, aber zugleich von einer fast ärmlichen Schmucklosigkeit. Im Osten eine romanische Apsis mit drei rundbogigen Fenstern, im Westen ein Mauer giebel mit flachen romanischen Nischen, darüber ein Thurm, dessen Obertheil in Fachwerk erneuert ist, — das Ganze tiefgebräunt, — so stellt sich der uralte Bau uns dar! Wenig Schmuck belebt die Wandflächen des Innern; im hohen Chor erglänzen in unzerstörbarer alter Vergoldung und Bemalung die Reste eines Hochaltars. Es sind die beiden Seitenflügel mit in Holz geschnitzten und vergoldeten Heiligenfiguren. Das Mittelstück, Scenen aus dem Leben der einst auf brandenburgischer Erde so hochgefeierten Himmelskönigin darstellend, eine Hauptzierde der Kirche ist vor einigen Jahren in das christliche Museum nach Berlin gewandert. Die mit Abkürzungen überhäufte, nur mühsam zu entziffernde Inschrift dieses werthvollen Kunstwerks lautet verdeutsch:

Im Jahre 1474 errichtete der Propst Johannes Verdemann von Soltwedel diese Kirchenzier, indem er hoffte, daß sie Christo wohlgefällig sein werde.

Diesen Johannes Verdemann aber kennen wir bereits: es ist derselbe Propst zu St. Marien in Salzwedel, welcher, Kunstliebhaber wie ein süddeutscher Prälat, im Jahre 1474 das schon an anderer Stelle genannte sehr schöne Propsteigebäude daselbst aufführen ließ. Der geistliche Herr muß den Nönnlein des Klosters Dambeck ganz besonders zugeneigt gewesen sein, denn dies von ihm hier gestiftete Altarwerk übertrifft an Adel der Zeichnung und Sauberkeit der Ausführung fast sämtliche gleichzeitige Schnitzarbeiten in der Altmark. Rechts vom Altar befinden sich zwei Schulenburgische Grabdenkmäler von 1582 und von 1592, beide mit Malereien und mit Schnitzwerk von Eichenholz, das ältere auch mit Marmortafeln und Marmorreliefs, sowie mit den knieenden, ebenfalls marmornen Figuren Werners von der Schulenburg, seiner Gemahlin und sechs Kindern.

Die Säulen, die gewölbte Decke, sowie der poetische Schmuck der Glasmalereien fehlen in dieser halbvergessenen Klosterkirche. Vor unserm Geiste aber erhebt sich von Neuem die Nonnen-Empore im westlichen Theile des Gotteshauses, und der Gruß der frommen Frauen tönt dem holden Bilde der jungfräulichen Mutter auf dem Hochaltar melodisch entgegen.

Die Geschichte von Kloster Dambach ist leider nur eine sehr eintönige; wir vermögen dem Leser nichts Fesselndes aus derselben zu berichten. Ein Graf von Dannenberg soll im Jahre 1224 das stille Stift an der Seeze gegründet haben, „da Herr Honorius III. Papst und Friedrich II. deutscher Kaiser war.“ — „Derselbe Graf von Dannenberg hat“, so fährt Entzelt fort, „drei Töchter hinein geben als Alheit, Kunegund und Odam, welche nach einander Äbtissin worden sind, und ist Oda gestorben anno 1267.“ Mit Recht bemängelt Riedel indeß die Glaubwürdigkeit dieser Angaben. Auch für die ganze fernere Zeit bis zur Reformation fließen unsere Nachrichten nur sehr spärlich. Wohl hören wir ab und zu, daß die Herren von der Schulenburg, von deren Töchtern viele hier den Schleier nahmen, den Convent der Jungfrauen beschenken; wohl vernehmen wir, daß auch in diesem friedlichen Hause eine ewige Lampe gestiftet wird; das aber ist auch Alles. Klarer werden die Verhältnisse des Klosters erst bei der Kirchenverbesserung.

Bekanntlich hatte Kurfürst Joachim II. in der Einziehung der Kirchengüter das bequemste Mittel gefunden, seinen vielen Gläubigern gerecht zu werden. So erhielt schon im Jahre 1540 Herr Dietrich von der Schulenburg „für seine treulichen Dienste die Propstei des Jungfrauen-Klosters Dampfe;“ und anno 1542 ward für viele anderweite Dienste, „insonderheit für die auf dem letzten christlichen Zuge gegen die Türken geleisteten,“ Levin von der Schulenburg „wie ein Propst“ in das alte Stift „ingethan.“ Es waren 1700 Gulden, welche Levin zu jenem Türkenzuge vorgestreckt hatte. In dem Zustande des Klosters durfte aber, wie ausdrücklich vorgesehen war, nichts geändert werden; nach wie vor wurden die Jungfrauen „wohl gehalten und versorget;“ ja, wir hören selbst noch im Jahre 1619 von neuen Einkleidungen adliger Fräulein. Im Wesentlichen scheinen auch die alten Formen des Gottesdienstes beibehalten worden zu sein; nur das Bekenntniß war das lutherische geworden.

So saßen nun die Herren von der Schulenburg aus der schwarzen Linie friedlich in der Propstei, deren Räume sich nur dann mit Schaaren von Gästen zu füllen pflegten, wenn der Kurfürst in der Leßlinger Forst jagte. Erst 1563 ward das Recht des Einlagers aufgehoben.

Die Geschichte derer von der Schulenburg auf der Propstei Dambeck hat indessen nur für den Urkundenforscher von Beruf Interesse; wohl aber wagen wir, jenes Bild furchtbarer Bedrängniß zu zeichnen, welcher das Stift im dreißigjährigen Kriege ausgesetzt gewesen ist. Damals hielt für den Landeshauptmann Dietrich X. sein Nefte, Eppold von der Schulenburg, auf Dambeck Haus; er vermochte die Drangsale der Kriegeszeit indessen nur bis zum Jahre 1626 zu ertragen. Als in diesem Jahre die Bedrückungen und Bedrängungen des Klosters durch die Kaiserlichen ihre Höhe erreicht zu haben schienen, — als sämtliche Einkünfte aus den Besitzungen des Stiftes ausblieben und die Gegend um Dambeck eine Wüste geworden war, da erst verließ Herr Eppold von der Schulenburg den männlich behaupteten Posten. In einer kleinen Kammer auf der Propstei Salzwedel fand der beraubte und todmüde Edelmann eine Zuflucht. Und die Klosterjungfrauen? Ja, — sie hatten eine Kontribution von wöchentlich 40 Thalern an den kaiserlichen Obersten zu bezahlen, und weil diese Summen auf keine Weise aufzubringen waren, so wurde der Konvent mit einer Inquartirung von 100 Mann bedroht. Da bewog die sichere Aussicht auf furchtbare Mißhandlungen die Klosterjungfrauen, ihre letzten Schmuckgegenstände, die sorgsam bis dahin gehüteten goldenen Ketten und Kreuze, die silbernen Gürtel zusammenzubringen, um sie den rohen Kriegsmännern anstatt der geforderten Geldsummen zu übergeben. Wie gierig griffen die rohen Spanier und Katalonier zu! Als man zur Schätzung des abgelieferten Gutes schritt, war die Hälfte desselben „verschwunden!“

Es müssen entsetzliche Zustände gewesen sein, welche damals in Dambeck herrschten, — Zustände, deren ganze Trostlosigkeit wir Söhne einer glücklicheren Zeit uns kaum mehr vergegenwärtigen können. Eppold von der Schulenburg schildert dieselben in einem Briefe an den Kurfürsten Johann Georg etwa in folgender Weise. Im Jahre 1626 befanden sich auf dem ganzen Klostergebiete nur drei wüste Höfe; seit jener Zeit aber seien fast alle Dörfer verlassen worden. Nachdem die Schwestern von Dambeck ihre sämtlichen Schmucksachen hingegeben hätten, sei auf Befehl des Obersten Zerboni die Schäferei Neuhof geplündert, das Vieh vom Kloster weggetrieben, die Forsten verwüstet und die gefälltten Eichen in großer Menge



von den Soldaten verkauft worden. Längst falle jede Einnahme aus dem Kloster hinweg. Um nur die Sauvegarde zu befriedigen, sei das letzte Faß Wein verkauft worden; eingefallen seien Hof und Scheunen; rein ausgeplündert, hätten sämtliche Bewohner Dambeck's sich in die Wälder der Umgegend geflüchtet. Er bitte daher, ihm das Kloster gänzlich abnehmen zu wollen.

Es darf uns unter solchen Zeitumständen nicht befremden, wenn sich die Herren von der Schulenburg schließlich um das verwüstete Stift nicht mehr kümmern, obwohl dieselben, wie wir aus einer späteren Urkunde erfahren, ihren Anspruch auf Dambeck zu einer Gesamthöhe von 12,805 Gulden 16 Schillingen berechneten. Erst im Jahre 1644 gab man ihnen für diese beträchtliche Forderung eine karge Entschädigung. Für die oben angegebene Summe sammt einer Zinsenmenge von 8824 Gulden ward ihnen eine Abfindung von nur 4000 Thalern, und zwar in jährlichen Abschlagszahlungen von 500 Thalern zu Theil.

Die Herren von der Schulenburg hatten also das Kloster zurückgegeben; dasselbe war nunmehr ein landesherrliches Amt geworden. Schon im Jahre 1645 indessen gelangte dasselbe definitiv in den Besitz der Fürstenschule zu Joachimsthal, zu deren Dotirung die Einkünfte von Dambeck bereits im Jahre 1607 mit angewiesen worden waren; denn 1645 ging die letzte der Kloster-Jungfrauen, oder vielmehr die letzte der evangelischen Konventualinnen von Dambeck zu Grabe. Noch einmal sollte für den Sitz der alten Benediktinerinnen die Aussicht kommen, wieder, wie zu der Zeit der alten Gräfinnen von Dannenberg, eine Stätte jugendfrisch aufkeimenden Lebens zu werden. Die Sachsen hatten in den Tagen des dreißigjährigen Krieges den stillen Schulort auf uckermärkischer Erde, das waldumrauschte Joachimsthal, in unmenschlicher Weise verwüstet, und Friedrich Wilhelm der Große hatte mehrfach die Absicht ausgesprochen, die Fürstenschule der Marken nach Dambeck zu verlegen. Bekanntlich ist dieser Plan nicht ausgeführt worden. Noch heute indessen werden wenigstens die goldenen Garben von den Äckern des Klosters zu Gunsten der fernen lateinischen Schule auf mittelmärkischer Erde in die Scheuern von Dambeck eingebracht, und rührig regen sich die Arme, die Hände, damit drüben inmitten der Wälder des Havellandes der gute

Same in die jungen Herzen ausgestreut werden könne, welche dem Vaterlande dereinst in allem Guten und Schönen dienen sollen. —

Vom Amte Dambeck führt uns unser Weg über die Jeeße nach jenem stillen Dorfe Kuhfelde, welches in alten Tagen, als dasselbe noch der Sitz eines Archidiaconus des Bischofs von Verden war, eine höhere Bedeutung hatte, als jetzt. Oft ritt noch im 14. Jahrhunderte der Propst von Bardewiek, welcher das hohe geistliche Amt in Kuhfelde bekleidete, zu dem umbuschten Hofe und zu der ehrwürdigen Kirche heran, um hier seines Amtes zu warten. Über Hilmsen am Molmkebache und über Fahrendorf gelangen wir dann durch wohlangebautes Land wiederum zu einem dieser Dörfer der Altmark, welche in ihrer Mitte die Reste vielhundertjähriger Stiftungen bergen: nach Diesdorf.



Kloster Diesdorf.

Schon der Name versetzt uns in die älteste Vergangenheit des Landes. War dies Dorf, welches uns sogleich seine hohen landschaftlichen Reize erschließen wird, ein Dorf der „Disen“, d. h. der heiligen Jungfrauen des Haines, des Feldes und der Wiese? War es vielleicht ein Dorf des Schlachtengottes Tiu? Jedenfalls scheint die Klosterstiftung Diesdorf auf altheiligem Boden angelegt worden zu sein!

Ein prächtiger Gang, dies Wandeln durch den sonnenbeschienenen Wald auf Kloster Diesdorf zu! Jetzt sind wir zur Lichtung gelangt; jetzt eröffnet sich uns die köstliche Aussicht auf den Osten der Klosterkirche! Zwischen den Pappeln hindurch, die Wirthschaftsgebäude hoch überragend, erhebt sich aus üppigem Baumwuchse der ehrwürdige romanische Kirchenchor und hinter ihm über dem gewaltigen Thurmunterbaue der Glockenstuhl des Gottes-



Vor der Klostermauer.

hauses. Wir werden die Schönheiten dieses Kirchengebäudes noch im Einzelnen zu würdigen haben. Gleich anziehend aber wie dieser Blick auf den umfriedigten Klosterbezirk ist ein Gang um die Mauer, ist das Lustwandeln in dieser zum Klosterchore hinführenden Allee uralter Linden und Kastanien, durch deren riesengleich sich emporreckende und ausstreckende Arme der goldene Nachmittagssonnenschein des Frühlingstages wunderbar anmuthend über den tiefausgefurchten Fahrweg herabfällt. Und was so überaus wohl-

thuend berührt: noch immer wird, wie zur Zeit der frommen Jungfrauen



vom Orden des heiligen Augustinus, dieser edle Schmuck des Klosterbezirkes, diese anheimelnde Welt des Grünen, mit liebevoller Hand emsig gepflegt!

Wir treten durch das Klosterthor und wenden uns, nach links zu schreitend, der ernstern, von versunkenen Gräbern umringten Stiftskirche von Diesdorf zu. Sehr imposant stellt sich trotz der keineswegs allzu ausgedehnten Maße jener starke, graubraune Thurm im Westen des Gotteshauses dar, dessen kühnentworfene, edel gezeichnete Mittelfenster bereits gothische Formen zeigen. Hier und da entdecken wir an den Wandungen dieses trefflichen Bauwerkes auch jenen Schmuck farbiger Ziegel, welcher einem Theile der märkischen Architekturen einen so hohen Reiz verleiht; ja auch die Umrahmungen einzelner Fenster sind bunt bemalt.

Doch wir treten durch das Portal an der Südseite in das Innere der Kirche des ehrwürdigen Augustinerinnenklosters ein, welche höchst eigenthümlich entworfen und von merkwürdig ernstern, einheitlichem Charakter ist. Welch' weihesvolles Gotteshaus, diese dreischiffige romanische Kirche mit ihren vorzüglich rein und edel gehaltenen Säulenhallen, ihren Chorräumen und dieser abgeschlossenen Kapelle des heiligen Grabes! Selten nur bemerken wir an diesen Kapitälern einen Schmuck, einen Wulst, ein Thier- oder Menschenhaupt; das Ganze aber ist trotzdem von großer Schönheit, besonders in der Dierung des Kreuzes. Vermuthlich ist der ältere Theil dieser edlen Klosterkirche von einem kunstverständigen Mönche Iso, welchem wir noch begegnen werden, schon in den Jahren 1157—1161 erbaut; der jüngere Theil und die Gewölbe sind von gleich sicherer, künstlerischer Hand von 1180 bis 1190 hinzugefügt worden, während der Thurmbau in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts fällt. Der Neubau des Thurmes endlich ist in unseren Tagen, um die Mitte der siebziger Jahre, ausgeführt worden. Die Westfront der Kirche ist durch denselben stattlicher, als sie sonst je gewesen, gestaltet worden.

Wir haben einige Kunstwerke dieser Klosterkirche zu erwähnen, vor allen einen sehr alten Leichenstein. Ein ritterlicher Herr des 13. Jahrhunderts tritt uns auf demselben entgegen; er trägt das lange Gewand und das auf die Schulter niederwallende Haar der staufischen Zeit, das mit dem

Gürtel umwickelte Schwert und einen rautenförmig bemalten Wappenschild. Leicht lesen wir die Inschrift: Anno domini MCCLXXIV. VII. nonas Octobres (obiit) comes Hinric de Luchow. Ein Sohn also jenes uralten gräflichen Hauses derer von Luchow und Wertbeck, welche dies Kloster gründeten, aber schon im 14. Jahrhunderte mit Schild und Helm, vermuthlich hier in der alten Gruft ihres gräflichen Hauses, zur Ruhe bestattet worden sind! Wir erwähnen ferner noch eines ganz vortrefflichen Marienbildes unter den plastischen Werken, welche die Nonnen-Empore im nördlichen Kreuzflügel schmücken, sowie eines Crucifixes, welches in dem Arcus triumphalis des Gotteshauses sich befindet.

Nach der Betrachtung dieser künstlerischen Merkwürdigkeiten des Klosters Diesdorf wenden wir uns der reichen Geschichte desselben zu.

Ein Graf von Wertbeck, ein Ahn jenes hier bestatteten Grafen Heinrich von Luchow, ist um's Jahr 1161 der Stifter von Kloster Diesdorf gewesen. Herr Hermann, Graf jenes jetzt „Warpke“ genannten, welfischen Schlosses, gründete auf seinem freien Erbgute ein Stift für Augustiner-Geistliche und „eingeschlossene Frauen der strengsten Observanz“ — eine jener merkwürdigen kirchlichen Vereinigungen, in welchen Mönche und Nonnen ein ascetisches Zusammenleben versuchten, — und gab reiche Geschenke, so daß der ehrwürdige Bruder Iso den ersten Bau ohne Unterbrechung durchführen konnte, wie denn auch der Diözesan des Sprengels, der Bischof Hermann von Verden, mit seiner Huld nicht kargte. So oft ein märkischer oder welfischer Fürst im Kloster Einlager hielt, mehrte sich auch das Gut dieses seltsamen Stiftes, welches sich mit Eifer dem Kampfe gegen das selbst noch im Jahre 1246 in diesen Gegenden vorhandene und mit Zähigkeit die Gebräuche der Altvordern festhaltende Wendenthum unterzogen zu haben scheint. Ist doch schließlich auch von der abgeschiedensten Klosterstätte in den brandenburgischen Landen diesseits wie jenseits der Elbe dieser Kampf, dies große, wenn auch nicht eben humane Werk deutscher Kolonisation, in Angriff genommen worden! In jenem Jahre z. B. bestimmte der Bischof Meinhard von Halberstadt, daß, wenn die Slaven um dies Kloster „Marienwerder zu Diesdorf“ nicht von ihren heidnischen Gebräuchen ablassen sollten, man sie erbarmungslos von ihren Gütern treiben sollte!

Nicht kann es hier unsere Absicht sein, auf alle jene Verleihungen näher einzugehen, welche das Kloster der Augustinerinnen im Laufe der Zeiten erhielt. Nur das in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interessanteste wollen wir an diesem Orte hervorheben. Es versetzt uns mitten in den naiven Geist des Mittelalters hinein, wenn wir vernehmen, wie im Jahre 1294 die Edlen von Bodendiek, die Besitzer jenes nicht allzu fernen Schlosses dort drüben über See und Sumpf, dem St. Georgs-Altare zu Diesdorf Reliquien dieses sagenhaften Ritters Christi verehren, und wie Propst und Konvent sich dagegen für alle Zeiten verpflichten, diese Heiligthümer nicht zu verkaufen, so groß auch immer die Noth sei. Und ob jener hier bestattete Wertbecke wohl jener selbe Graf Heinrich von Lüchow ist, dessen noch im Jahre 1306 wegen seiner „ausgezeichneten Frömmigkeit“ gedacht wird? Der „Convent der im Kloster verschlossenen Jungfrauen“ muß aber auch bei den bürgerlichen Kreisen der Umgegend sich großer Beliebtheit erfreut haben; wir hören es wenigstens sehr oft, daß Patrizierinnen von Lüneburg sich mit einer gewissen Lieferung von Salz im Kloster einkaufen oder eine solche zu Werken der Mildthätigkeit bestimmen. So im 14. Jahrhunderte die Schwestern Irmgard und Gertrud Lange, und zwar, damit von den Zinsen des Geschenkes jede religiöse Person im Kloster, welche bei den Vigilien der heiligen Apostel zugegen ist, eine „große Kanne besseres Bier“ erhalten soll, auf daß sie desto brünstiger und andächtiger für ihre und ihrer Eltern Seligkeit bete. Die ersten Räume der Kirche, diese braunen Backsteinhallen, wurden allmählich mit jener Fülle frommer Malereien geschmückt, von welchen wir einzelne Reste noch heute wahrnehmen, und besonders hoch gesinnte Nönnlein, wie z. B. die vier Klosterschwestern aus der Familie Sodmeister im Jahre 1360, sorgten dafür, daß vor den bunten Gestalten der Heiligen auf den Altären die Fülle blumentumwundener Kerzen nicht fehlte. Was haben die Kneesebeck allein diesem Kloster an reicheren oder bescheidene bemessenen Spenden vermacht! Freilich, — in späteren Tagen fehlten auch die Dränger des Stiftes nicht!

Wer kann's den Schulenburgs von 1406 z. B. verargen, daß sie nach der Sitte und nach den rechtlichen Anschauungen der Zeit mit gewaffneter Hand die Stiftsunterthanen angriffen, als zwischen ihrem Geschlechte und



dem Kloster ein Streit ausgebrochen war; — wir wissen freilich nicht, was dessen Ursache gewesen! Aber die drei Herren Hans, Heinrich und Bernd trieben es doch ein wenig arg. Hören wir nur, was sie den frommen Schwestern geraubt hatten! Zu Abbendorf 5 Schock Schafe und 13 Wagen, später noch 90 Ochsen und Kühe, zu Dähre 8 Schock Schafe, 40 Schweine, 18 Pferde und 60 Rinder, zu Wiestede und Ellenberg je 60, zu Hilmsen 90 Stück großes Vieh, zu Bornsen und Drevenstedt 36 Ochsen und Kühe. Was kümmerte zu jener Zeit der Verwilderung des Adels die fecken Freibeuter der Bann von Magdeburg oder Verden! Lange und zu höchstem Unheile der Stiftsgüter zog sich die Fehde hin, bis endlich eine Einigung zu Stande kam. Die Herren von der Schulenburg sahen ihr Unrecht ein; sie gelobten, auf den Stiftsdörfern alle Räubereien einzustellen, und traten zum Schadenersatze ihren Antheil an dem Dorfe Werle dem Kloster ab.

Doch verlassen wir das Gebiet dieser farblosen äußeren Klostergeschichte und wenden wir uns dem inneren Leben dieses Konventes von Priestern und frommen Frauen zu! Wir besitzen eine Urkunde vom Jahre 1358, welche uns einigermaßen die klösterliche Thätigkeit der Prämonstratenserinnen erkennen läßt.

„Wir singen,“ so heißt es in derselben, „zu jeder kanonischen Stunde, die Bruder- und Schwesterpsalmen für fünfzehn Töne; wir lesen 7 Psalmen für die Lebendigen und 7 für die Todten. An jedem Tage mit Ausnahme der hohen Festtage werden Messen und Vigilien für die Todten gehalten. Jeden Tag der Woche werden Psalterien mit den dazu gehörigen Gebeten gelesen, am Sonntage aber drei Psalmen völlig gesungen. Alle sechs Wochen singen wir zu besonderem Dienste für das Seelenheil gläubig Verstorbener ein Psalterium mit dem darin eingeschalteten Leiden des Heilandes. Außerdem geschieht noch Besonderes für die Seligkeit der Brüder und Schwestern, nämlich tägliche Geißelungen, „von denen sich nicht gut vor Jedermann sprechen läßt.“ Doch lassen wir auch allen Wohlthätern unseres Konventes die Segnungen unseres Gottesdienstes durch körperliche Geißelungen, Fasten, Durchwachen der Nächte, Messen und Gebete zu Gute kommen. Auch erlangen alle Brüder und Schwestern, welche von ihren irdischen Gütern uns Hilfe leisten, falls sie Reue empfinden und Buße thun, eine Indulgenz von 1000 und 100 Tagen, u. s. w.“

Trotz dieser urkundlich beglaubigten Tagesordnung von Kloster Diesdorf sah im Jahre 1455 der Bischof Johannes von Verden sich genöthigt, auch für den Konvent dieses Klosters sehr strenge Gesetze zu erlassen. Der geist-

liche Herr rügte an den Benediktinerinnen- und Augustinerinnen-Klöstern seines Sprengels besonders die Thatsache, daß Männer zu Mittags- und Abendschmausen zugelassen würden und daß dieselben länger in den heiligen Räumen verweilten, als ihre Geschäfte erforderten. Deshalb gebot er, feste Sprachfenster mit doppelter Vergitterung anzubringen, und erlaubte nur dem Koche, an das Küchenfenster heranzutreten. Zu ihren Verwandten sollten die Nönnlein nur einmal jährlich und zwar auf höchstens 15 Tage zurückkehren. Da brauste es auf in den altmärkischen Stiftern der Benediktinerinnen, — ein gewaltiger Sturm! Wohl versuchte der Bischof, hart zu bleiben; endlich aber gab er der weiblichen Standhaftigkeit doch wenigstens in einzelnen, „allzu beschwerlichen Stücken“ nach. —

Wir wagen es nicht, genau zu entscheiden, wann jener Wendepunkt in der Verfassungsgeschichte des Klosters Diesdorf eingetreten ist, welchen Urkunden, wie die zuletzt erwähnten, deutlich bezeichnen. Die Diplome des 15. Jahrhunderts beweisen nämlich mit Evidenz, daß in dieser Zeit das alte Stift mit seinen Augustinern und Inklusen nicht mehr vorhanden war, sondern daß Diesdorf sich bereits zu einem gewöhnlichen Nonnenkloster umgestaltet hatte. Vermuthlich wird die Aufhebung jenes alten, seltsamen Verhältnisses am Anfange des 14. Jahrhunderts eingetreten sein. Die späteren Schicksale des Klosters bieten nichts von Erheblichkeit dar. Auch hier die Säkularisation, auch hier die Umwandlung in ein Stift, welches Anfangs adeligen und bürgerlichen Konventualinnen Unterhalt gewährte, bis man die bürgerlichen Damen aussterben ließ und endlich dasselbe ganz aufhob; — das Alles sind Dinge, welche überall in gleicher Weise sich vollzogen. Eine Diesdorfer Klostersage möge indessen, um auch ein Stücklein Humor in diese Schilderung zu bringen, hier ihren Platz finden!

„Um's Jahr 1540 lebten zwei Schwestern im Stifte, Elisabeth und Ursula von Rizebüttel. Die konnten nicht schlüssig werden, ob es recht sei, das Papstthum zu verlassen, und so versprachen sie sich denn einander, wer von ihnen zuerst stürbe, sollte der Schwester Bericht thun, was Gott wohlgefällig wäre. Als nun Elisabeth mit Tode abgegangen war, hat sich ein Geist in ihrer Gestalt bei Ursula eingefunden und auf deren Befragen nach der Seligkeit geantwortet: „Kum! Kum!“ d. i.: „Kaum!“ Da hat Ursula sich

vorgenommen, das Kloster zu verlassen und die neue Lehre anzunehmen. Wie sie nun zum Portal hinausgeschritten ist, hat sie von einer unsichtbaren Hand eine derbe Mauschelle erhalten, und zwar war diese Hand ganz eisig kalt. Worauf sie aber versetzt hat: „Ich lasse mich nicht irren!“, ging fort und nahm das Evangelium an.“ — Wir glauben, eine altmärkische Kanzelschnurre des 16. Jahrhunderts vor uns zu haben!

Verweilen wir indessen noch einen Augenblick in dem schönen, so würdig wiederhergestellten Gotteshause der alten Augustinerinnen! Zwei kurze kulturhistorische Bilder mögen noch vor unserm geistigen Auge erstehen, ehe wir Abschied nehmen von Kloster Diesdorf.

Es war um das Jahr 1160. Da herrschte ein gar reges Leben innerhalb dieser soeben erst erstandenen Klostermauern, welche Diesdorf, die feste Burg des Christenthums in dem Wendenlande, schützend umgeben sollten. Wer konnte damals wissen, ob nicht noch einmal der Todesmuth des zurückgedrängten, niedergetretenen Slavenvolkes sich mannhaft erheben, einem brausenden Sturme vergleichbar, die Elbe überschreiten und, wie früher so oft, die deutsche Herrschaft bis auf die Wurzel vertilgen werde! Da galt es fest und wie für die Ewigkeit zu bauen! Aber ist es nicht ein Gott wohlgefällig Werk, — tilgte es nach dem Glauben der Zeit nicht auch schwere Schuld, wenn man die Hände rührte zum Dienste heiliger Männer? Darum diese Lust, die schweren Balken der Bedachung des noch ungewölbten ersten Gotteshauses nach oben schaffen zu helfen! War's doch eine Arbeit um Gottes willen und zugleich für das eigene Seelenheil! Wer aber ermuntert unermüdlich mit freundlichem, gütigem Worte die so schwer Arbeitenden; — wer ertheilt überall Anweisung, Rath und Belehrung? Wer greift selbst zum Richtscheit, zum Senkblei, zur Mauerkelle! Unser Freund ist's, Bruder Iso, eigentlich Isfriedus genannt! Die Urkunden bezeichnen ihn als „fremden Mönch“ (adveniens) und wissen seinen Eifer, seine Geschicklichkeit, seine Unermüdlichkeit, für dies Kloster bei Tag und Nacht zu arbeiten, nicht genug zu rühmen. Endlich hatte er die Freude, den trefflichen Bau vollendet zu sehen. Er war also ein Fremdling; — aber woher? Wir folgen der Deutung, welche Professor Adler den Urkunden gegeben hat und halten ihn für jenen Isfried, welcher später als Propst



zu Jerichow erscheint. Ist dies richtig, so ist jener mönchische Baukünstler, welchen wir vor uns sehen, ein Mann, der zu hohen Ehren berufen war! Er ward Kaplan des großen Welfen Heinrich des Löwen; er ward endlich „seiner ausgezeichneten Geistesgaben“ wegen 1178 zum Bischofe von Raſenburg erhoben und hat in hervorragender künstlerischer Thätigkeit dort sehr segensreich gewirkt. In dem Erbauer Kloster Diesdorfs kennen wir dann auch den großen Schöpfer des berühmten Domes von Raſenburg.

Und noch eine kulturgeschichtlich bezeichnende Thatsache aus der Geschichte des Klosters! Im Jahre 1343 war schlimme Zeit in der alten Mark. Jedermanns Hand war wider den Andern. Es waren jene Tage, da Otto von Braunschweig, der Wittwer der letzten Anhaltinerin Agnes, die Brandfackel in die Marken trug, weil Ludwig der Wittelsbacher das Land aus kaiserlicher Huld erhalten hatte, — jene Tage, in welchen die Stätten geheiligten Gottesfriedens, die Klöster Dambeck und Crevese, in Flammen aufgingen, — jene Tage, in denen Boldwin und Paridam von dem Knesebeck in hinterlistigem Anfall von den Bartensleben zu Wolfsburg bei dem Dorfe Ahnebeck erschlagen wurden. In jenem Jahre lebte eine ausgezeichnete Nonne im Kloster Diesdorf, die »dilecta monialis Kunigundis von dem Knesebeck« eine »domina caritatis,« die geliebte Nonne Kunigunde, eine Herrin der Barmherzigkeit, wie sie mit sehr bedeutungsvollen Worten genannt wird. Wir wissen leider nicht, in welchem Verwandtschaftsverhältniß dieselbe zu den erschlagenen Brüdern gestanden hat. Das Eine aber erfahren wir: sie gab sich nicht dem eigenen Schmerze hin, sondern schenkte an die Kasse des Klosters Diesdorf acht Mark Silbers, damit jährlich zwölf Scheffel Getreide den Armen ausgetheilt werden könnten, welche vielleicht in den Fehden der Zeit ihr Alles verloren hätten. War diese »domina caritatis« vielleicht die Gattin, die Tochter eines der Gemordeten? War diese Spende ein christlich Todtenopfer? —

Auf jeden Fall sind die Stätten gesegnet, auf welchen dieser Sinn herrscht, der nicht des eignen Schmerzes so gedenkt, wie fremder Noth! Zu ihnen hat auch dies von prächtigem Grün umgebene Kloster gehört, von dessen Pforte wir jetzt scheiden.

©. S.

## Über Beetzendorf in den Hansjochenwinkel.

Die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Hansjochenwinkel machte ich im Jahre 1860. Von meinem damaligen Wohnort Gardelegen aus besuchte ich im Mai meinen alten Lehrer, den Professor Danneil in Salzwedel. Wie ich von ihm erfuhr, war damals sein Wörterbuch altmärkisch-plattdeutscher Mundart im Druck. Ich hatte nun seit Jahr und Tag angefangen, aus dem Munde des Volkes in der Altmark und im Magdeburgischen alte Volkslieder zu sammeln. Das Volk singt in allen deutschen Gauen seit mehr als einem Jahrhundert hochdeutsch; von niederdeutschen, wie überhaupt von mundartlichen Volksliedern haben sich im Volksmunde nur wenige Lieder scherzhaften Inhalts erhalten. Zwei derselben konnte ich Danneil mittheilen.



Beetzendorf.

Mir ist es bei dem Suchen nach Volksliedern ergangen, wie jedem eifrigen Sammler; das sprichwörtlich gewordene Sammlerglück trieb mir neben eigentlichen Volksliedern, denen allein ich nachging, Kinderlieder und Scherzreime, Volksräthsel, Sprichwörter, Zaubersprüche und ähnliche Volksüberlieferungen in die Hände, so daß aus diesem nebenbei Aufgerafften eine ganz artige Sammlung hervorging, die viel mundartliches enthielt. Hiermit konnte ich

Danneil unterstützen. Wir kamen auf die Unterschiede in der Mundart in der Altmark selbst zu sprechen. Danneil erzählte mir von der wunderbaren Mundart im „Hanschomwinkel“ oder Hansjochenwinkel. In der Einleitung seines Buches sagt er darüber (Seite VI.):

„In diesem Winkel findet man eine Menge von Diphthongen, mehrere Triphthongen, selbst Quadriphthongen, die nur der Mund des Eingebornen auszusprechen im Stande ist. Selbst der, welcher des Plattdeutschen recht mächtig ist, kann sich mit einem Hansjochen-Winkler schlecht verständigen.“

In diesem Winkel sollten sich nach Danneil's Mittheilung fern ab vom Verkehr der Landstraßen und Eisenbahnen noch uralte Sitten und Bräuche erhalten haben. Aus meiner bisherigen Sammlerthätigkeit wußte ich bereits, daß der Liederschatz des Volkes in der Altmark ein überaus reicher gewesen ist, und daß eine große Anzahl Balladen und anderer alter Lieder mit gut erhaltenen Texten und vortrefflichen Weisen in altmärkischen Dörfern noch im Volksmunde fortlebt. Ich bat daher Danneil um Unterstützung und forschte nach Männern, die geeignet und geschickt zum Sammeln seien, namentlich in der Umgegend von Salzwedel. Er wußte mir nichts zu rathen, als: „Gehen Sie in den „Hanschomwinkel“ nach Lagendorf zu Pastor Krüger.“

Ich meldete mich an und erhielt eine freundliche Einladung. So wanderte ich denn eines fröhlichen Tages von Beetzendorf zu Fuß zum Hansjochenwinkel. Dazumal und später habe ich mich redlich bemüht, die Grenzen dieses Distriktes zu ermitteln. Die Meinungen darüber laufen gar weit auseinander und noch heute habe ich keine Ahnung davon, wer eigentlich Recht hat. Der vorsichtige Danneil rechnet ihm den nordwestlichen Theil der Altmark von Salzwedel nach Diesdorf zu. Pastor Steinhard in seinem Buch über die Altmark (Stendal 1802) bezeichnet einfach so die Gegend zwischen Salzwedel und Diesdorf. Recht hübsch erörtert ein sicherer Hanschomwinkler Wilhelm Meyer-Markau in der Gartenlaube in einem Aufsatz über seine Heimath die Frage. Er beginnt mit der Darlegung dessen, was man dort über Entstehung des Namens erzählt:

„Als die Königin Luise mit ihrem Gemahl einst ein Potsdamer Garderegiment besichtigte, fielen ihr darin mehrere hohe breitschulterige Gestalten auf. Sie fragte den Flügelmann nach Namen und Heimath und erhielt die Antwort: „Hansjochen (Hans Joachim) Pollehn aus Boneße bei Salzwedel.“ Des zweiten Antwort auf



dieselbe Frage lautete: „Hansjochen Giffey aus Rustenbeck bei Salzwedel“; des dritten: „Hansjochen Meyer aus Schmörlau bei Salzwedel“ und so ging es fort. Wohl ein Dutzend dieser vierschrotigen „unflämischen Kerle“ hörten auf den Rufnamen „Hansjochen.“ Da konnte die hohe Frau die scherzende Bemerkung nicht unterdrücken: „Das muß dort um Salzwedel herum ja der wahre Hansjochenwinkel sein.“

Daß die in allen brandenburgischen Landen fast wie eine Heilige verehrte Königin Louise diesen Namen erfunden haben soll, war mir neu. Zu Steinhard's Zeiten muß er schon allgemein gewesen sein. Um von andern Fabeln abzusehen, wird der Spitzname meist auf die frühere Vorliebe der Bewohner für die Vornamen Hans Joachim oder Hans-Jochen, plattdeutsch Hanschöm zurückgeführt. Meine juristischen Freunde erzählten mir in den vierziger Jahren von einem Salzwedeler Richter; derselbe pflege, wenn er in Gemeindeprozessen mit zwanzig Männern aus Dörfern jenes Winkels zu verhandeln habe, das Protokoll schon soweit vorzubereiten, daß er als erschienen zunächst zwanzigmal Hans Joachim hinschreibe und die Einzelnen nur noch nach dem Familiennamen frage. Freilich Ende der fünfziger Jahre wäre das ein gewagtes Unternehmen gewesen, denn nach Einsicht des Sagendorfer Kirchenbuches waren dort die „Hanschöms“ dünner gesät, denn in manchen Drömlingsdörfern.

„Die Gegend, welche der Volksmund weit und breit als Hansjochenwinkel benamst, ist etwa zwei bis drei Meilen lang und ein bis zwei Meilen breit. Zwei Dörfern drängt man in gutmüthigem Eifer abwechselnd die strittige Ehre auf, Hauptstadt desselben zu sein, Diesdorf und Beetzendorf. Bescheiden lehnt aber jeder Ort das ihm zuge dachte Prädikat ab.“

So Meyer-Markau (Gartenlaube 1882, No. 19). Auch Beetzendorf in den Hansjochenwinkel hineinziehen zu wollen, ist etwas kühn, — der Beetzendorfer Hermann Dietrichs versichert eifrig, Beetzendorf habe noch niemals im Verdacht gestanden, zum Hansjochenwinkel zu gehören. Ein sorgfältiger Schriftsteller, Dr. Schumann\*) sieht als Hansjochenwinkel den links der Dumme belegenen Theil des Kreises Salzwedel an. Er bemerkt aber, daß mehrere Flüsse dieses Namens vorhanden seien, und daher die Irr-

\*) Die Geschichte des Volksschulwesens in der Altmark und des altmärkischen Schullehrer-Seminars zu Gardelegen-Osterburg im Zusammenhange mit der altmärkischen Kultur- und Kirchengeschichte und der evangelischen Pädagogik, dargestellt von Dr. Joh. Christ. Gottlob Schumann, Kgl. Seminar direktor zu Alfeld (Halle 1871).

thümer über die Grenzen der Landschaft kämen. Die Dumme, die bei Höddelsen entspringt, bei Tylsen den Molmker Bach aufnimmt und in Salzwedel in die Jeeze fließt, bilde eine Dialektgrenze innerhalb des Plattdeutschen. Im engsten Sinne jedoch nehme man nur die drei Kirchspiele Osterwohl, Dähre und Lagendorf zum Hansjochenwinkel. Zu ihm im engsten Sinne würden dann nicht einmal Abbendorf, Diesdorf, Markau gehören!

Nach lustiger einsamer Fußwanderung kam ich im Pfarrhause zu Lagendorf an. Zum ersten Male übernachtete ich in einer Pfarre mit alt-sächsischem Wohnhause. Freilich war dasselbe umgebaut, die Viehställe waren auf der einen Seite in freundliche Zimmer verwandelt. Aber was für wunderbare Schätze barg dies schlichte Pfarrhaus! Krüger war von Jugend auf Sammler gewesen. Seine Aufmerksamkeit war in erster Linie der deutschen Thiersage gewidmet. Schon als Student hatte er von alten Handschriften, Drucken, Zeichnungen und Kupferstichen zusammengekauft, was irgend welchen Bezug auf Reineke Vos und die Thiersage hatte. In ganz Deutschland gab es keine öffentliche oder private Bibliothek, so reich an alten Ausgaben des Reineke Vos, als die des Pfarrers von Lagendorf im äußersten Hansjochenwinkel, eines Mannes, der damals nur zweimal in der Woche Postfächer bekam und Bücherpakete drei Meilen weit von der Post holen lassen mußte. Wie es den Sammlern ergeht, hatte er schließlich aus der heimischen Erde und aus dem Munde des Volkes alles sorgfältig aufgesammelt, was für Geschichte und Kultur irgend ein Interesse bot. Zunächst war ihm nur an demjenigen von Sprichwörtern, Sprüchen, Aberglauben, Sitten, Sagen, gelegen, was zu den Thieren in Beziehung stand, dann aber mochte er nichts unaufgezeichnet lassen, was ihm von andern Volksüberlieferungen aufstieß. Kupferstiche von Holbein, Dürer und andern alten Meistern, namentlich auf Thiersage und Todtentänze bezüglich, waren in seinem Besitz. Daneben Handzeichnungen hervorragender Künstler der Gegenwart, — durch einen frühverstorbenen Bruder, einen talentvollen Maler, hatte er in jungen Jahren oft und viel in Berliner Künstlerkreisen verkehrt. Die Bücher standen, soweit die Bücherschränke nicht ausreichten, durch die ganze Wohnung auf Brettern, die rings an den Wänden hoch oben unter der Decke angebracht waren. Ich hatte neuerdings die deutsche Literatur des 16. Jahr-

hundreds ein wenig studirt; da kam es vor, daß ich zu ihm irgend ein Buch jener Zeit erwähnte, z. B. Pauli Schimpf und Ernst, eine bekannte Schwänkesammlung, da rief er aus der Thür seiner in den Wirthschaftsräumen beschäftigten Gattin zu: „Eisette, sei so gut, Pauli's Schimpf und Ernst — Du weißt, in der Schlafkammer auf dem Brette links.“ — „Ich weiß schon, gleich!“ rief es zurück, und die stille freundliche Frau, die sich ganz und gar in die Studien und Liebhabereien des Gatten hineingelebt hatte, nachdem das einzige geliebte Kind hinweggestorben war, — brachte sofort das alte Buch. Das passirte öfters, so daß ich gar manches in den Bibliotheken von Helmstedt und Wolfenbüttel von mir eingesehene seltene Buch wohl erhalten in der Bücherei des Pfarrhauses fand.

Aber es gab darin noch andere, ebenso werthvolle Dinge aus Gebieten, die mich weniger interessirten. „Kümmern Sie sich auch um Münzen?“ fragte Krüger, und zog eine Menge Kasten heraus, die schöngeordnet eine stattliche Münzensammlung enthielten. Ich staunte. „Ach, das ist nichts,“ sagte er. „Vor zehn Jahren brachen Diebe bei mir ein und nahmen alle Münzen mit. Die Diebe sind später im Hannover'schen gefaßt, ich erhielt aber nur Weniges zurück — Gold und Silber waren schon eingeschmolzen.“ — Dann wurden andere Schubladen aufgezo-gen, in denen Versteinerungen, — Ammoniten, Krötensteine, versteinerte Seesterne, Muscheln und dergl. aufbewahrt wurden. „Alles aus unserm Hanschomwinkel.“ Ich weiß nicht mehr, ob nicht auch Kästen mit einheimischen Käfern und Schmetterlingen vorhanden waren. Hervorragend war seine Sammlung vorgeschichtlicher Grabalterthümer. Wie der 15. Jahresbericht des altmärkischen Vereins mittheilt, übergab Frau Pastor Krüger 1865

„im Sinne ihres seligen Mannes dessen Sammlung von Alterthümern, bestehend aus 42 Urnen verschiedener Form, oft mit schönen Verzierungen, 45 verschiedenen Spindelsteinen, 3 Streitärten mit Schaftloch, 6 Steinkeilen aus Feuerstein, 5 Steinkeilen aus Feld- und Speckstein, 2 Bronzenadeln, 4 Paar bronzenen Armingen, einer Lanzenspitze von Bronze, einem knöchernen Kamm, verschiedenen kleinen Ohrringen aus Wendenkirchhöfen, 5 kleinen bronzenen Brustnadeln und einzelnen eisernen Geräthschaften.“

Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Tage, die ich in dem friedlichen Pfarrhause zu Lagendorf verlebte. Auf weiten Spaziergängen lernte ich



die freundliche Umgebung kennen. Lagendorf selbst ist ein echtes Hansjochenwindeldorf, — sieben Hofbesitzer, ein Krüger und ein Müller pflegten der erste Bestand dieser Dörfer zu sein. Das war noch um 1860 der Bestand des Dorfes. Gerade in diesen kleinen Dörfern halten sich alte Sitten und Bräuche, alte Sprüche und Lieder besonders fest. Davon konnte Pastor Krüger mir die besten Beweise liefern: In allen Dörfern seiner Parochie, in Lagendorf, Boneke, Wiewol, Dahrendorf, Holzhausen, Gröningen, bestanden bis zur Gemeinheitstheilung die gleichen ländlichen Feste, die noch dem Heidenthum entstammen, wenn sie sich zum Theil auch an christliche Feste anschließen, Fastnacht — Fastelavend — mit dem Stäupen der Frauen und Mägde durch der Knechte Birkenreiser —, Ostern mit Osterball, Osterfeuer und Heidenbier, — Pfingsten mit dem Umzug des in jungen Laubzweigen eingehüllten Pfingstmeier (Fischmeier, Fiestmeier) und mit der Maibraut —, und vor allem Vergödendél, das Erntefest zu Ehren der Frau Góde, der mit der wilden Jagd zu Wagen durch die Luft fahrenden Göttin „der weiblichen Form von Wodan“ (Mannhardt, Germanische Myth. Seite 284 ff.). Das Vergödendél beschreibt Krüger handschriftlich folgendermaßen:

„Der Tag wurde von der Gemeinde vorher bestimmt, doch durfte es kein Sonntag sein, und derjenige Bauer, an welchem gerade die Reihe war, mußte Musikanten kommen lassen und sie bewirthen und bezahlen. Der Roggen war schon vorher abgemäht bis auf ein kurzes Ende, das Vergödendéls enn'. Jubelnd zogen Knechte und Mägde nach dem Felde. Das Abmähen jedes Vergödendéls enn' dauerte nicht lange und es ward gegessen und getrunken. Endlich kam die ersehnte Musik lustig blasend auf das Feld gezogen. Mit ihr marschirten die Hausväter und die Kinder, während die Mütter daheim den Mittagstisch besorgten. Auf jedem Ackerstücke, wo getanzt werden sollte, blieb ein Büschel Ähren stehen, der oben mit einem rothen Bande zusammengebunden ward, und Vergödendélsstruss hieß. Unter voller Musik ward zuerst über den Strauß gehopft und gesprungen und sodann um ihn herumgetanzt. Dazu spielten die Musikanten drei Tänze auf. Dann ward er von dem Knechte des Bauern, dem das Stück gehörte, mit einem Hiebe abgemäht und an die Sense gebunden. Während dessen zog der Haufe schon zum nächsten Stück, dessen Besitzer die Tänzer mit Kuchen, Schnaps und Bier bewirthete. Waren alle Vergödendéls-Stücke abgetanzt, so kehrte man jauchzend und schreiend zum Dorfe zurück, voran die Knechte mit ihren Sensen, hinterher die Mägde mit ihren Harken. Am Eingange des Dorfes ward von den Musikanten ein Kirchengesang geblasen, den

alle andächtig mitsingen, entweder „Nun danket alle Gott,“ oder „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.“ War der Gesang zu Ende, so marschirte man bis zum Vergödendels-Hause. Da löste sich der Zug auf; Knechte und Mägde eilten nach Hause, um ihr Mittagbrot zu verzehren und sich zum Tanze zu schmücken. Die Musikanten blieben so lange auf der Straße stehen und bliesen lustige Stücke auf, bis die letzten Knechte und Mägde nach ihren Höfen hinauf waren. Nicht bei allen, aber bei manchen Bauern herrschte die Sitte, daß der Knecht dem Hofwirth seinen Vergödendelsstruss überreichte und dabei einen langen Spruch hersagte, wofür er ein paar Groschen Biergeld empfing.“

Auch von alten Volksliedern gab es auf der Pfarre in Lagendorf reiche Beute. Ich brachte aus Lagendorf eine handschriftliche Sammlung von 37 Liedern heim, die Krüger im Laufe der Jahre, leider ohne die Melodie, aufgezeichnet hatte. Ich vermehrte dieselben durch eigene Aufzeichnungen, war namentlich sehr erfreut, die Weise des uralten schon von den Kreuzfahrern gesungenen geistlichen Liedes von der armen Seele:

„Es sungen drei Engel einen süßen Gesang,  
Sie sungen wohl, daß es zum Himmel 'rein klang.“

nach dem Gesange der Krugwirthstocher aufschreiben zu können. Auch alte Balladen wurden noch in großer Zahl dort gesungen, so das Lied von der geraubten Königstochter, die ihr Bruder als Wirthshausmagd wiederfindet, — von der Wassermannsbraut, die auf der Hochzeitsreise im Rhein untergeht, — von dem Markgrafen, der zu spät heimkehrend die Glocken zum Begräbniß der Braut läuten hört, — von der Unbarmherzigen, der das der hungernden Schwester und ihren Kindern versagte Brot zu Stein wird — von dem Müller, der seine junge Frau an die Räuber verkauft.\*)

Dem gastfreien Pfarrhause bin ich den versprochenen zweiten Besuch schuldig geblieben; als ich ihn endlich in Aussicht nahm, war es zu spät, war Krüger todt. Außer einzelnen Aufsätzen in den altmärkischen Jahresberichten ist nichts von ihm im Druck erschienen; in seinem Nachlaß befanden sich nur Vorarbeiten zu Aufsätzen, betreffend die Thiersagen im Volksmunde. —

\*) Jene Weise und diese Lieder findet man in „Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen (geistliche Lieder und Balladen) in der Altmark und im Magdeburgischen, aus Volksmunde gesammelt von Eudolf Parisius.“ Erstes Heft (Abdruck aus dem 19. Jahresbericht des altmärkischen Vereins u.) Magdeburg 1879.

Mehrere Jahre später trat ich wieder über Beezendorf eine zweitägige Wanderung in den Nordwesten der Altmark an. Inzwischen hatte ich zwar über andere Beschäftigungen meiner Mußestunden die alten Siebhabereien etwas vernachlässigt, aber an der Hand der Danneilschen Aufsätze mich mit den Fragen der Dorfanlagen, des Hausbaues und der ersten Colonisation der Altmark vielfach beschäftigt. Durch meinen Besuch beabsichtigte ich freilich vor allem Land und Leute kennen zu lernen und bei dem schönen Spätsommerwetter in tüchtigen Märschen mir Grillen und Sorgen fortzuwandern. Es ging diesmal über Beezendorf, Rohrberg, Diesdorf nach Hanum und dann zurück über Jübar.

Beezendorf ist nach der äußern Erscheinung so freundlich, wie kaum ein anderer Ort in der Altmark. Mitten im Orte selbst liegt der Mühlteich; auf der einen Seite desselben die Wassermühle des Fleckens, auf der andern spiegelt sich im Wasser eine in gefälligen Formen erbaute neue Kirche. Den übrigen Theil der Einfassung des Teiches bilden Obst- und Ziergärten, freundliche Kastanien und ein kleiner mit Tannen bestandener Raum. Andere anziehende Bilder bieten die beiden Schulenburgschen Edelsitze. Sie gingen hervor aus einem markgräflichen Schlosse, in dessen Schutze das Dorf Beezendorf mit seinen Ackerhöfen entstand. Noch heute unterscheidet man das „alte Dorf“ vom „neuen Steinweg“ oder dem „Flecken.“ Etwa um 1345 ging das markgräfliche Schloß in die Hände derer von der Schulenburg über. Diese legten den neuen Steinweg an und begründeten dadurch im Schutze der Burg den Flecken. Im Dorfe gab es noch Ende des 17. Jahrhunderts mehrere Vollbauern; die Höfe derselben gingen nach und nach ein und machten kleineren Ackerbütern oder sogenannten Grundstückerstellen (Haus mit Gartenland), Platz. Aus der markgräflichen Burg wurde der Stammsitz der Schulenburgs mit einer Reihe einzelner Edelhöfe, von denen aber nur noch zwei erhalten sind. (Siehe den späteren Aufsatz). Die Besitzung des Freiherrn von der Schulenburg, der Alpenburger Hof, hat prächtige Gärten, so den Eichengarten mit schönen alten Bäumen und einen spiegelklaren Teich, begrenzt an der einen Seite von der munter dahinfließenden Zeeke. In dem andern Garten, dessen stille Ruhe im lebhaften Gegensatz steht zu dem Lärm des daneben belegenen großen Wirth-



schaftshofes liegt das neue Wohnhaus. Noch schöner belegen ist die Besingung des Grafen von der Schulenburg. Sie enthält einen prächtigen langgestreckten Teich, an den Ufern mit Rohr bewachsen und



Burgruine Beetzendorf.

von Schwänen bewohnt. Das eigentliche Schloß ist modern und einfach; daneben befindet sich ein Neubau des Archivs in den zierlichen Formen der Renaissance. Mitten in dem weit ausgedehnten lieblichen Park liegt auf einer kleinen Erhöhung die stattliche Ruine der alten Burg, den Bergfried und Theile anderer Befestigungen enthaltend, sämmtlich aus Backsteinen errichtet. In einem kleinen Durchgang hat der gegenwärtige Besitzer eine Grabplatte mit dem in ganzer Figur hergestellten steinernen Bilde eines seiner Vor-

fahren einmauern lassen. Die Ruine ist mit Ephen bezogen. Von einem Keller führt ein unterirdischer Gang nach Alpenburg; der Eingang in diesen Keller ist wohl erhalten. In dem Gang verborgen befindet sich selbstverständlich nach der Volksmeinung die goldene Wiege. Die Anlagen,

die den Bewohnern des Fleckens in liberalster Weise geöffnet sind, zeichnen sich durch Anmuth und Lieblichkeit aus.

Die Geschichte Beetzendorfs schließt sich seit Jahrhunderten der Familie Schulenburg an. Neue seltsame Sagen bilden sich über die in den Kirchengewölben befindlichen Särge, oft im Anschluß an geschichtliche Begebenheiten. Dort liegt z. B. ein Graf, der war General und bekam im Kriege von seinem Könige die Aufgabe, die Verbindung mit befreundeten Truppen durch seine Reiter herzustellen. Er stutzte. Nur zwei Wege gab es: den einen durch einen unpassirbaren Sumpf, den andern mitten durch die feindliche Armee. Der Graf sah für sich und die Seinigen auf beiden Wegen den sicheren Tod vor Augen und trug seine Bedenken dem Könige vor. Der aber ward zornig: „Wahrlich, Sie heißen mit Recht Schulenburg, Sie schulen sich (drücken sich) wirklich herum.“ Der Graf erwiderte: „Wenn Euer Majestät mit meinem bischen Blut gedient ist, das sollen Sie haben.“ Damit ritt er mit seinen Leuten durch den Sumpf auf die Armee los. Sie wurden sammt und sonders getödtet und in Stücke zerschlagen. Der Kammerdiener des Grafen, der seinen Herrn nur an dem Strumpfband wiedererkannte, sammelte die einzelnen Theile desselben, packte sie in ein Faß und sandte sie nach Beetzendorf, wo sie alle in einem Sarge beigesezt wurden. Als der König den entseßlich entstellten Leichnam des Grafen sah, hat er bitterlich geweint. So lautet in Volksüberlieferungen die Erzählung vom Heldentode des am 10. April 1742 in der Schlacht bei Mollwitz gebliebenen Grafen Adolf Friedrich von der Schulenburg. Er war der Vater des Urgroßvaters des jetzigen Besitzers.

In Beetzendorf besuchte ich den Vorsteher eines unter meinem Beirath nach Delitzchem Muster begründeten Vorschußvereins, vor allen einen Seilermeister, der mich einige Zeit zuvor in Gardelegen besucht hatte. In seinem Hause sah mich ein flachshaariger, glühäugiger Junge von etwa 12 Jahren verwundert an. Der Vater sandte ihn fort, ein Glas Bier zu holen. In seiner Abwesenheit sagte er mir: „Was fange ich mit dem Jungen an, Herr Kreisrichter, zu nichts weiter hat er Lust als zum Malen; von klein auf beschmiert er mir Tisch und Wände, jedes Blatt Papier, was er erwischen kann, bemalt er. Ich kann es ihm verbieten und ihn bestrafen, es

hilft nichts. Was soll daraus werden?“ — Ich tröstete ihn: „Hindern sollten Sie das nicht; es wäre doch kein Unglück, wenn er ein tüchtiger Künstler würde.“ — Er meinte, das sei ja nicht möglich; dazu gehöre Vermögen, der Junge müsse ein Handwerk lernen. —

„Ei, versteht sich, lassen Sie ihn ein Handwerk lernen; lassen Sie ihn Stubenmaler werden, wenn er dazu Lust hat. Steckt dann ein wirkliches Künstlertalent in ihm, so wird er sich schon Bahn brechen . . .“

Aus dem Jungen, der mir vom nächsten Krüge ein Seidel holte, wurde ein Malerlehrling in Salzwedel und ein Malergehülfe in Braunschweig und Berlin und endlich nach Jahren ein im harten Kampf ums Dasein gestählter, allzeit mit sich unzufriedener und desto eifriger ringender Akademiker unter den Meistern N. von Werner und Christian Wilberg — auch zwei vormaligen Handwerkslehrlingen. Aber wie hätte ich mir 1864 träumen lassen, daß ich mit jenem flachshaarigen Jungen etwa vierzehn Jahr später in meiner Wohnung zu Berlin einen Plan verabreden würde, uns zu Ehren und Ruhm unserer von aller Welt vergessenen Utmärkischen Heimath zu einem größeren Werke zu verbinden, und dadurch ihm die Gelegenheit zu geben, zum ersten Male auf eigenen Füßen stehend unter eigener künstlerischer Verantwortung zu schaffen, und sich im selbstständigen Schaffen zu des Künstlers voller Freiheit zu entwickeln!

Der Seilermeister David Dietrichs begleitete mich noch bis Rohrberg, wo ich übernachtete.

Rohrberg an der Hartau ist das stattlichste Dorf der ganzen Gegend. Unweit davon befindet sich im Walde auf einer viereckigen Anhöhe ein alter Burgwall von bedeutendem Umfang mit geringen Spuren von Mauerwerk, — die Kathinkenburg. Urkundliche Nachrichten über dieselbe fehlen. Um so eifriger beschäftigt sich die Sage mit dem Untergang der Kathinkenburg. Der letzte Besitzer war ein wilder, gottloser Ritter. In der Osternacht ertönte Tanzmusik und Lärm Trunkener von der festlich erleuchteten Burg in die stille Nacht hinein. Um Mitternacht zog aus heiterem Himmel ein Gewitter heran; ein Blitz schlug in die Burg, deren Grundvesten der Donner erschütterte. Es war eine Warnung des Himmels. Im folgenden Jahre veranstaltete der Ritter ein gleiches Fest. Um Mitternacht eröffneten des Burg-



herrn zwölf schöne Töchter in weißen Festkleidern den Reigen. Da fuhr unter furchtbarem Donner ein Blitzstrahl herunter. Die Burg brannte, Niemand konnte sich retten, Alle wurden unter den Trümmern begraben. Seitdem aber erscheinen um Mitternacht die zwölf Edelfräulein in weißen Gewändern mit langen weißen Schleiern vor dem Burgwall zum Reigen. Die Pferdeknechte haben sie oft von Weitem gesehen. Ein einziges Mal wagte sich einer von ihnen näher heran. Ein verwegener Knecht vom Fölsche'schen Ackerhof (»Bur Fölschen Hanschom« — des Bauern Fölsche Hans Joachim) ritt auf widerwillig sich bäumendem Rosse bis zu den Tänzerinnen, und entriß der jüngsten den flatternden Schleier. In gestrecktem Galopp jagte er zum Dorfe; die Tänzerin mit Windeseile hinterher. Vor dem Hofthor sah er sich um und erblickte das schöne Edelfräulein dicht hinter sich. Angstvoll warf er den Schleier fort — da verschwand die Spukgestalt.

Von Rohrberg wanderte ich über Abbendorf und Diesdorf nach Hanum. Die Veranlassung gerade nach Hanum zu gehen, bot mir eine unter den Grundstücken des Dorfes bestehende und von ihnen geleitete eigenartige



Hanum.

und naturwüchsige „Kuhkasse“, — eine Viehversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit, die um jede obrigkeitliche Einmischung unmöglich zu machen, auf

geschriebene Satzungen verzichtete und in vielen Beziehungen, namentlich in dem Zwang, zu den genossenschaftlichen Quartal-Versammlungen bei Geldbuße zu erscheinen, in der ein für allemal erfolgten Festsetzung der Tage für dieselben (Sonntag nach Lichtmessen, nach Maitag, nach St. Jakobstag und nach Martini), in der Einrichtung, die Geldbußen in der Quartal-Versammlung zu vertrinken, in der alljährlich wechselnden Nutzung des Genossenschaftskapitals u. s. w. eine auffällige Uebereinstimmung mit den Genossenschaften alter deutscher Art zeigte. Ich habe „die Kuhklasse zu Hanum“ treu nach der Natur mit allen technischen Ausdrücken plattdeutscher Mundart in der Vierteljahrschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte von Faucher und Michaelis (Bd. 12, 1865, S. 30) geschildert. In der Einleitung dieses Aufsatzes habe ich im Anschluß an meine eigenen Beobachtungen die wendischen Dörfer und sächsischen Häuser des Hansjochenwinkels besprochen. Abbandorf, eins der acht Dörfer, die 1160 dem Kloster Diesdorf übereignet wurden und nach der Bestätigungsurkunde damals noch von Slaven bewohnt waren, und Hanum, urkundlich zuerst 1315 erwähnt, sind ihrer Anlage nach unverkennbar sogenannte Wendendörfer. Sie sind ursprünglich hufeisenförmig, mit nur einem Eingange, rund um Kirche und Kirchhof herumgebaut.

Man nimmt allgemein an, daß Dörfer in sächerartiger Form ausschließlich slavische Anlagen sind. „Die Gehöfte liegen um einen runden oder ovalen, nur durch einen einzigen Weg zugänglichen Platz, auf dem das Vieh stehen und leicht abgeschlossen werden kann; die Höfe und Giebelseiten der Häuser drängen sich eng zusammen, die Gärten laufen keilförmig breiter aus.“\*) Diese sogenannten „Rundlinge“ — Dörfer, die noch heute Rundlinge sind oder es nachweisbar waren — kommen in der Altmark sehr zahlreich vor. Fast alle haben noch heute slavische Flurnamen. Es sind kleine Dörfer mit leichtem Boden.

\*) Meitzen: Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung im Slawengebiete (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Band 32, 1879). Man vergleiche ferner von demselben Verfasser: „Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates 2c.“ Band II. (1869) und „Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen“ (1882). Sodann Rudolf Henning: „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung“ (Straßburg 1882). Dr. Alexander Brückner: „Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen“ (Leipzig 1879). Dazu Danneil im 15. Jahresbericht 1865: „Die Altmark von den Wenden angebauet.“

„Das Werkzeug der ackerbauenden Slawen war nämlich der hölzerne Haken (uncus), nicht der eiserne Pflug (aratrum) der Deutschen, womit zusammenhängt, daß die Slawen meist nur leichteren, weniger fruchtbaren Boden bearbeiten konnten, vielleicht auch, daß ihre Hufe bloß die Hälfte der deutschen Hufe ausmachte; außerdem ließen sie wegen ihrer Unbekanntschaft mit dem Bau von Deichen und Dämmen viele Strecken des größtentheils bruchigen oder Überschwemmungen der Elbe ausgesetzten Landes unangebaut.“ (Brückner, a. a. O. S. 17).

Weder in der Wische, wo der Einzelhof vorherrscht, noch im Kalbeschen Werder, noch im Drömling kommen „Wendendörfer“ vor. In den andern Theilen der Altmark liegen Rundlingsdörfer wendischer Anlage mit wendischen Flurnamen und Dörfer mit langgestreckten Straßen oder ohne deutlich erkennbare Straßenordnung und mit deutschen Flurnamen dicht neben einander. Die Ortsnamen selbst bieten keinen Anhalt für den Ursprung des Dorfes. Schon unsere frühesten Urkunden zeigen Deutsche in slawisch benannten Orten sesshaft und umgekehrt Slawen in deutsch benannten Orten. „Slawische Ortsnamen besagen nur, daß Slawen irgend welche Veranlassung gefunden haben, den Ort zu benennen.“ (Brückner.) Finden sich in der Altmark zwei Dörfer gleichen Namens, die sich durch die Vorsilben hoch oder hohen und sied (niedrig) oder siedeln, oder aber groß und klein unterscheiden, so ist mit sehr wenigen Ausnahmen das hohe oder kleine Dorf eine wendische, das siede oder große Dorf eine deutsche Ansiedelung.

Prüft man nun die sämtlichen Dörfer der Altmark, einschließlich der wüsten, nach jenen Merkmalen, so stellt sich heraus, daß im Hansjochwinkel und auch in den übrigen Theilen des Salzwedeler Kreises, mit Ausschluß des Kalbeschen Werders, die bei weitem größte Zahl der Dörfer „Wendendörfer“ sind. Viele solche Dörfer giebt es auch in dem altmärkischen Theile des Kreises Gardelegen. Die Lezlinger Heide hieß vor Zeiten die Wendenheide und enthielt eine ganze Reihe wüst gewordener wendischer Dörfer. Erheblich geringer ist die Zahl der Wendendörfer im Stendaler Kreise, im südwestlichen Theile der Altmark; nur ganz vereinzelt kommen sie im Kreise Osterburg, im nordwestlichen Theile der Altmark vor, wo außerdem die Wische mit ihrem schweren Boden die wendische Kultur ganz ausschloß.



Auf den Hofstätten der Dörfer des Hansjochenwinkels, gleichviel ob sie wendischer oder deutscher Anlage sind, in Stöckheim, Abbendorf, Lagendorf, Hanum, erblickt man Wohnhäuser, die sich schon von weitem als sächsische, im Gegensatz zu den fränkischen, kennzeichnen. Das sächsische Bauernhaus bildet nach Henning (a. a. O. S. 27)

„in jeder Beziehung den schärfsten Kontrast zur benachbarten fränkischen Bauweise. Es umgiebt uns eine völlig andere Welt, wenn wir, aus dem fränkischen Hofe kommend, in das sächsische Bauernhaus eintreten. Dort haben sich die Räume gedehnt und sind ins Weite gewachsen, ein Kranz von Gebäuden hat sich um den geräumigen lichten Wirthschaftshof gelagert: hier ist Alles auf's Engste unter demselben schützenden Dache vereinigt und zu einem übersichtlichen, dichtgedrängten Familienhaushalte zusammengeordnet.

Das Gebäude hat die Form eines langgestreckten Rechtecks. In der Mitte des in der Regel durch ein Vordach geschützten Giebels befindet sich das Einfahrtsthor, das breit und hoch genug ist, um einen beladenen Erntewagen hindurchzulassen. Treten wir ins Innere, so stehen wir auf der großen festgestampften Diele, die, von der einen Querwand zur andern sich hinziehend, das Haus in der Mitte auf halbe Breite durchschneidet. Sie ist Tenne und Tanzplatz. Rechts und links von ihr sind Ställe und Verschläge abgetheilt, aus denen die Pferde und Rinder mit den Köpfen heraus schauen. Am innersten Ende liegt der bescheidene Wohnraum der Familie.

Den vertraulichen sinnvollen Geist, der die ganze Anlage durchdringt, hat Justus Möser (176 ) trefflich geschildert: „Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zugleich die Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich nieder sitzen, behält ihre Kinder und ihr Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnst immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen und beachtet Keller, Boden und Kammer. . . . Jede zufällige Arbeit bleibt in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, ruht sie wieder hinter ihrem Spinnrade. . . . Diese vereinigten Vortheile machen, daß die Bauern lieber beim Heerde als in der Stube sitzen. Ein rings herum niedrig abhängendes Strohdach schützt die allzeit schwachen Wände, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von ihnen selbst ausgebeffert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich den Schweinkoben“ u. s. w.

Wer die von Justus Möser vor 120 Jahren gegebene Schilderung des alt-sächsischen Hauses in Westfalen mit den entsprechenden Häusern des Hans-

jochenwinkels vergleicht, wird es gerechtfertigt finden, daß die neueren Untersuchungen über das deutsche Haus „das Haus der wendischen Altmark“ als eine Übergangsart, eine Spielart des normalen sächsischen Hauses bezeichnen. Der Unterschied beider von einander besteht hauptsächlich darin, daß auf dem Hofe des „altmärkischen Wendenhauses“ stets Stallungen und Scheunen neben jenem Hause vorhanden sind, und daß sich in demselben hinter dem Heerde an der Rückseite, die in der Regel nur zwei Drittel der Breite des ganzen Hausbaues ausmacht, ein heizbares, geräumiges Wohnzimmer befindet. Danneil, der die Besonderheiten des Hausbaues nicht in seine Untersuchungen hineinzieht, sieht jene Bauart sogar als eine Eigenthümlichkeit der Wendendörfer überhaupt an. Seine Beschreibung derselben lautet nämlich:

„Es ist bekannt, daß die Wenden ihre Dörfer in Hufeisenform erbauten; nur Ein Eingang führte in dasselbe; sämtliche Höfe standen an der Vorderseite in unmittelbarer Berührung, indem neben der Pforte und der Auffahrt (dem Thorwege) und dem Stallgebäude, welche die Fronte bildeten, sich unmittelbar das Gehöft des Nachbarn, aus denselben Theilen bestehend, anschloß. Auf diese Vordergebäude folgte der Wirthschaftshof, zur Seite Scheune und Ställe, im Hintergrunde das isolirt dastehende, verhältnißmäßig große Wohnhaus, das zugleich in dem ersten größten Theile die Viehställe und eine Tenne enthielt, dem dann ein Garten oder eine Wiese oder Gehölz folgte. Jeder Hof erweiterte sich in der Breite nach hinten und die dem Eingange entgegengesetzte Seite, gewöhnlich der Wischhof genannt, lehnte sich an einen Sumpf oder ein dichtes Gehölz, das unberufene Gäste einigermaßen abzuhalten im Stande war. Jedes Gehöft bildete also ein nach hinten sich erweiterndes Trapez. Auf dem im Innern des Dorfes sich dadurch ergebenden runden Raume ward nach Einführung des Christenthums, wenn die Räumlichkeit es einigermaßen gestattete, die Kirche und der Begräbnißplatz angelegt. In den ganz kleinen Wendendörfern fehlte entweder die Kirche ganz, oder sie ward außerhalb des Dorfes erbauet.“

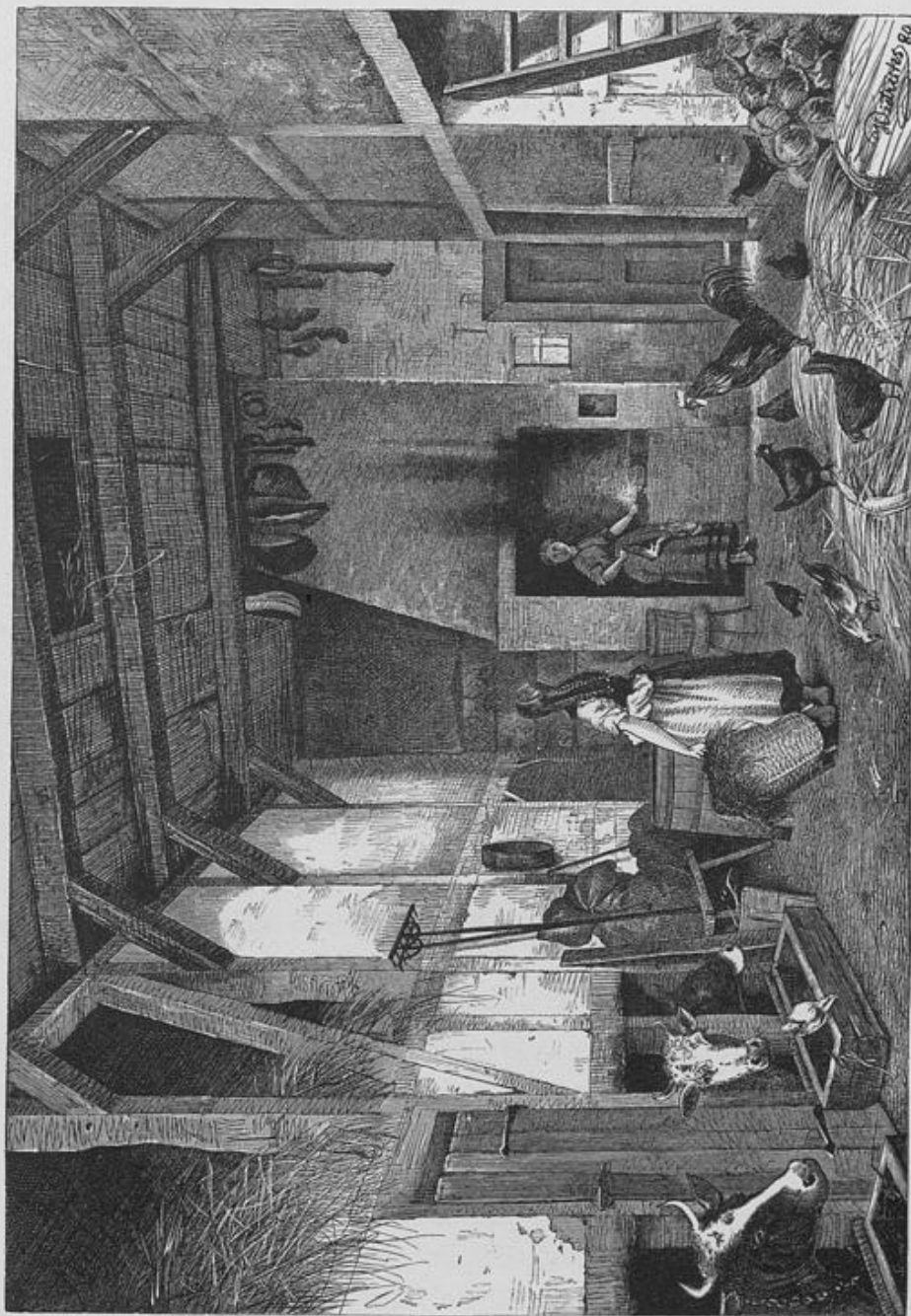
Danneil hat in einem Punkte Unrecht: Höfe mit dem im Vordertheile Viehställe und Tenne enthaltenden, isolirt stehenden großen Wohnhause kommen weder in thüringischen noch lausitzischen Wendendörfern vor, noch in denen des östlichen und südlichen Theils der Altmark. Ganz unrichtig ist auch in betreff der Altmark die Grenzlinie, welche die neueren Forscher zwischen dem altsächsischen Hause einschließlich des altmärkischen Wendenhauses einerseits und dem fränkisch-oberdeutschen Hause andererseits ziehen. Diese Linie



soll von der Maas her über Münden an der Weser und Hildesheim nach Tangermünde zur Elbe gehen und sich von Tangermünde noch nach den Odermündungen fortsetzen (Meitzen und Henning a. a. O.), dergestalt, daß die Dörfer nördlich dieser Linie auch in der Altmark Häuser sächsischer Bauart, die südlich der Linie Häuser fränkischer Bauart besäßen. Von der ganzen preussischen Provinz Sachsen fällt nur das südlich vom Hansjochenwinkel belegene, von ihm durch den Drömling geschiedene, jetzt zum Gardeleger Kreise gehörige, früher Magdeburgische Amt Obisfelde, das sogenannte „Ländchen“ in das Gebiet des normalen alt-sächsischen Hausbaues. Um das Gebiet des sogenannten altmärkischen Wendenhauses zu bestimmen, wird man vom Nordrand des Drömling eine Linie etwa nach der Mitte Weges zwischen Salzwedel und Arendsee zu ziehen haben; südöstlich dieser Linie dürften ausschließlich Häuser fränkischer Bauart zu finden sein. In dem nordwestlich der Linie aber befindlichen Gebiete des altmärkischen Wendenhauses macht es keinen Unterschied, ob das Dorf von deutscher oder wendischer Anlage ist. In Stöckheim z. B., in einer Urkunde von 1357 Vlemesch Stocken genannt und dadurch als eine Niederlassung der Niederländer nachgewiesen, habe ich auf der weiten Diele des stattlichen Schulzenhauses im Jahre 1863 von der Stelle vor dem Heerde den Wählern des damals von mir im Landtage vertretenen Wahlkreises Bericht erstattet.

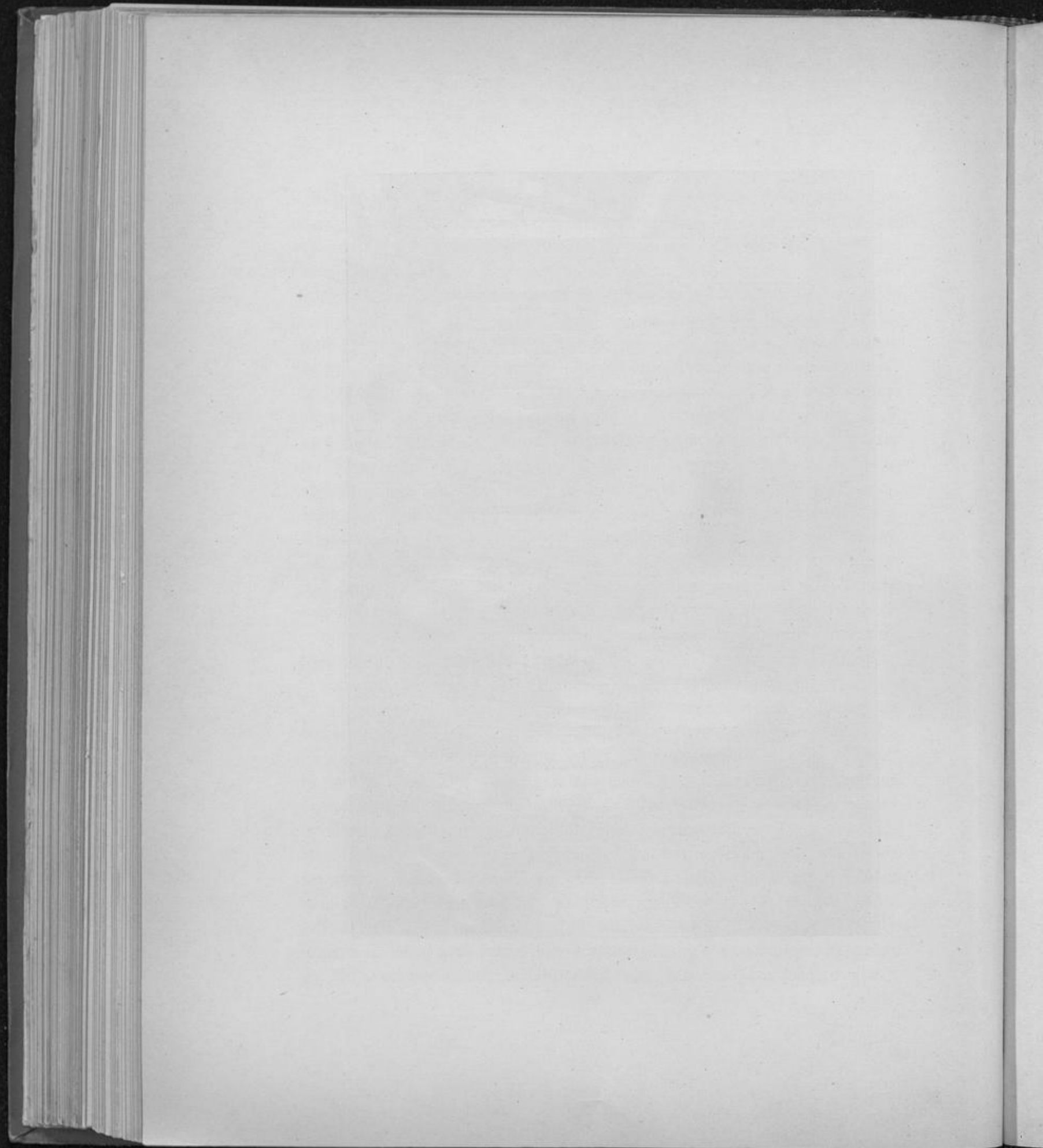
Seit einem Menschenalter werden in der Altmark sowohl die wendische Dorfanlage, wie das alt-sächsische oder wendisch-altmärkische Bauernhaus mehr und mehr ausgerottet — durch die Baupolizei. Diese duldet weder die runde Dorfanlage, noch die hohen Strohdächer und den offenen Heerd in dem, Scheuer und Wohnung umfassenden Hause. Andererseits wurden in den alten Häusern selbst durch eingeschobene Wände Veränderungen durchgreifender Art vorgenommen. Auch in dem Hause des Ackermanns Hans Reinecke zu Abbendorf, dessen Diele wir im Holzschnitt bringen, sind heute bereits die Krippen für die Kühe von der Diele entfernt und nach dem Innern des Stalles versetzt. Man darf sich auch bei aller Vorliebe für Altüberliefertes nicht verhehlen, daß mit wachsendem Wohlstande, mit vermehrter Bildung und verbesserter Kindererziehung sich gerade die Ansprüche an die Familienwohnung wohlberechtigt von Jahr zu Jahr steigern müssen,





J. F. Richter's K. A. Hamburg.

Misfächliches Wohnhaus.



und daß dadurch eine Konservirung des den modernen Anforderungen an Bequemlichkeit und Gesundheit spröde widerstrebenden altsächsischen Hauses auf die Dauer ausgeschlossen wird. —

In Hanum traf ich meinen Bekannten auf dem vormaligen Lehn-  
schulzenhofe, welcher dem einzigen alten Ausgange des Wendendorfes gegen-  
über, mitten in der Rundung der Hufeisenform liegt, — nicht in dem  
altsächsischen Hause, auf dessen Dielen die Frauen Flachs brachen, vielmehr  
daneben an einem neuerbauten Backhause arbeitend. Während er sein  
Tagewerk vollendete, saß ich auf einem dort als Bauholz verwahrten Eichen-  
block und zeichnete alles auf, was mir aufzuzeichnen werth schien, nicht blos  
über die Kuhkaffe, sondern auch über alte Hanumer Rechtsgewohnheiten und  
Ortsbräuche. Auch hier erfuhr ich Manches zur Bestätigung der Erfah-  
rung, daß sich gerade in diesen kleinen Dörfern des Hansjochenwinkels und  
seiner Umgebung, — in diesen vom großen Verkehr abgelegenen Zwerggemein-  
wesen ein lebendiges Unabhängigkeitsgefühl und ein reger Gemein-  
sinn be-  
wahrt hatten. Die alte Gemeinde Hanum war durch die Gemeinheits-  
theilung sowie durch die Dismembrirung mehrerer Ackerhöfe und die Ansiedelung  
einer erheblichen Zahl Anbauer völlig umgewandelt worden. Nur eine freie  
Gemeindevorfassung fehlte, um jenen, in der alten, nun thatsächlich zerstörten  
Gemeinde, oft den Landesgesetzen zum Troß konservirten germanischen Ge-  
meinsinn im Anschluß an die Einrichtungen des neuen Staatswesens in  
vaterländischem Geiste weiter zu entwickeln . . . .

Die Hanumer waren stolz, gegen Geistlichkeit und Regierung ihr uraltes  
Unrecht an das Kirchengeläut behauptet zu haben. Zu Gemeindezwecken  
wurden die Kirchenglocken benutzt. Wenn Steuern zu bezahlen waren,  
wurde zunächst ein Zettel herumgeschickt, der die nöthige Aufklärung gab.  
Sodann wurde am nächsten Sonntage Nachmittags durch Glockengeläut die  
Gemeinde zum Schulzen gerufen. Man läutete erst mit der großen und  
dann mit der kleinen Glocke. Jeder eilte mit seinen Steuern zum Schulzen-  
hofe. Läutete es nur mit einer Glocke, so galt es einer Sache der eigent-  
lichen Bauern, z. B. wenn für einen Abgebrannten Führen geleistet werden  
sollten oder wenn der Gewinn aus dem den Ackerleuten allein gehörenden  
Torfstich zur Vertheilung kam. Steuererektionen kamen nicht vor. »Wat



wesen mütt, dat wert betält«. Zu weniger wichtigen Gemeindeversammlungen wurde dort wie in den meisten altmärkischen Dörfern der Knüppel herumgeschickt. Als sich die alte Uckergemeinde von der politischen trennte, „blieb der Knüppel bei den Uckerleuten“; auch bei diesen kam er später ab und wurde durch den Zettel ersetzt.

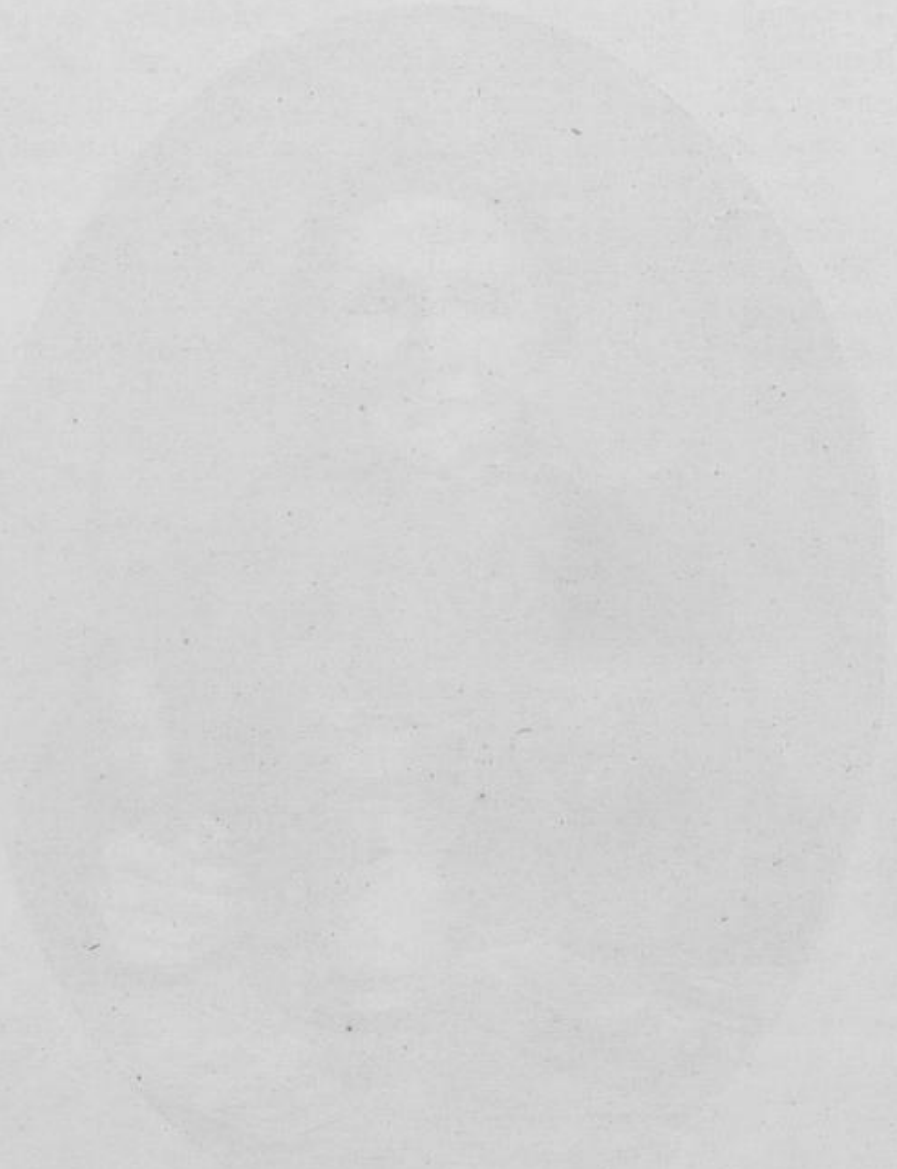
Die Einladung zu den Gemeindeversammlungen geschah und geschieht in den kleinen Dörfern des Hansjochenwinkels auf recht verschiedene Art. In Boneke z. B. wird die Gemeinde noch immer zusammengeläutet, wenigstens in dringenden Fällen. In Lagendorf hat der Knüppel das Geläut ersetzt. In Gröningen ging der Schulze, wenn er die Gemeinde berufen wollte, vor seinen Hof, schlug mit einem Pfahl gegen seinen Holzpfosten, trat dann weiter in die Straße hinein und schrie das Dorf entlang: »To Hôp, to Hôp! Tôp, tôp, tôp.« Alles dies zum ersten, zum zweiten und zum dritten Mal. In Holzhausen trat der Schulze vor seinen Thorweg und stieß dreimal in ein großes hölzernes Horn.

Übrigens hat der Knüppel seine Bedeutung verloren, seitdem die Gemeindeversammlungen es nicht mehr wagen, gegen das bestehende Recht nach uralter deutscher Sitte über Feld- und Waldfrevel zu Gericht zu sitzen — und die Bußen zu vertrinken. Mir hat einmal vor langen Jahren ein alter Schulze auseinandergesetzt, wie an dem Knüppel die Gemeindefreiheit gehangen habe, wovon das junge Volk nichts mehr wisse. Ich habe diese Auseinandersetzung damals folgendermaßen veröffentlicht:

„Wenn der Schulze dem Bauern, der das vorige Mal den Knüppel zur Gemeindeversammlung gebracht hatte, heute ansagte: Um sieben Uhr geht der Knüppel herum, dann mußte letzterer ohne Aufenthalt und Zögern nach der herkömmlichen Reihenfolge von Hof zu Hof getragen werden, und jeder Hofbesitzer, oder wenn er nicht zu Hause war, der Nächste nach ihm auf dem Hofe, ging gleich darauf in die Versammlung. Der Besitzer des letzten Hofes hatte den Knüppel mitzubringen. Der spütete sich am meisten; denn wer nach ihm eintraf, mußte ein Achtel Bier Strafe setzen, und wer ganz ausblieb, ein Viertel. Da blieb absichtlich Keiner aus, und jede Klage in Feldmarksachen und wegen Geldforderungen, oder was sonst passirt war, ließ sich gleich vor der ganzen Gemeinde klarstellen. Und wenn die Mehrheit auf eine Entschädigung oder auf eine Strafe erkannt hatte, dann brauchte kein Exekutor zu kommen; wer Zahlung verweigert hätte, der wäre bei allen Nachbarn sein Lebenlang in Verruf gekommen. — Mit dem Knüppel ist der Zwang zu erscheinen fort-



Altmärkischer Bauer.





gefallen, und wenn jetzt der Feldhüter mit einem geschriebenen Zettel zur Gemeindeversammlung einladet, da kommt nur, wenn es just paßt. Wer sich nichts Gutes bewußt ist, der bleibt zu Hause. Wo die ganze Gemeinde nicht mehr zusammenzubringen ist, und wo keine Strafen zum gemeinschaftlichen Vertrinken mehr vorkommen dürfen, da ist es vorbei mit der Gemeindefreiheit, und Polizei und Gerichte und das ganze Schreiberregiment sind oben auf."

Solche knorrige altmärkische Bauern, die auf den uralten Rechtsgewohnheiten die Liebe zur Gemeinde, zur Heimath und zum Vaterlande begründeten, waren überall in der Altmark vorhanden. Ich glaube, sie sind auch noch jetzt dort zu finden, wenn auch in etwas anderem Gewande — aber man muß nach ihnen zu suchen verstehen! —

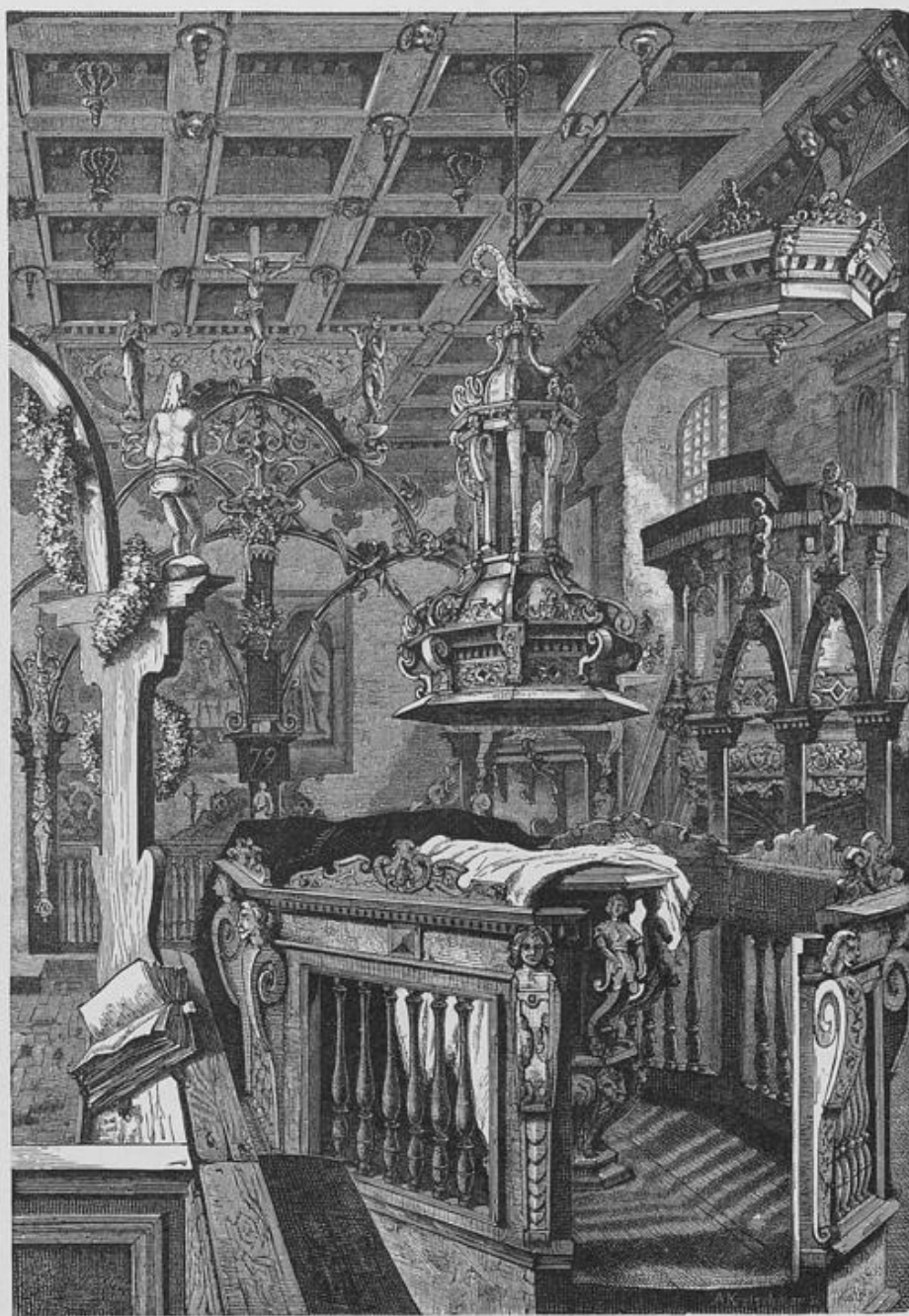
## Osterwohl.

Osterwohl an der alten Dumme, etwa eine halbe Meile von Tylsen entfernt, ist ein uralter Ort. Zum ersten Male kommt der Name bei der Stiftungsurkunde des Michaelklosters in Hildesheim vom Jahre 1022 vor. Der Bischof überwies dem Kloster unter anderen Erbgütern auch in pago Osterwalde in praefectura Marchesi Bernhardi Latendorp, also das Dorf Latendorp, jetzt Lagendorf, im Gau Osterwalde in des Markgrafen Bernhard Präfectur. Die Geschichtschreiber behaupten, die Altmark sei in uralter Zeit in die Gaue Osterwalde und Belgem oder Belesem, später „das Balsamland,“ getheilt gewesen; der erstere sei der Antheil des Bisthums Verden, der zweite der des Bisthums Halberstadt. Der Gau Osterwalde verschwindet wieder. Dafür findet sich ein Graf Friedrich von Ostirwalde, zuerst um 1184 im Gefolge des Markgrafen Otto. Aus Osterwalde und Ostirwalde wird später Osterwolde und endlich um 1250 Osterwohl. Nach dem Landbuch Kaiser Karls IV. bestand Osterwohl 1375 aus vier freien Höfen, von denen einen Werner von Bartensleben, den zweiten Johann von dem Kneesebeck, den dritten ein von Bodenstedt und

den vierten der Salzwedeler Bürger Heine Wistedt besaß. „Sie behaupteten, zinsfrei zu sein, aber der Verfasser des Landbuches setzt hinzu, daß sie der Sage nach früher den Census gezahlt hätten; von diesen vier Höfen aber war damals keiner befestigt“ (Danneil, das Geschlecht der von der Schulenburg. 1847. Band I. Seite 355). Danneil vermuthet, daß die vier Höfe der Rest eines früheren Dorfes mit einer Burg gewesen seien: Hinter der Pfarre heißt ein Raum noch jetzt die Zieskenburg und es sind daselbst vor einiger Zeit Mauerwerke ausgegraben; eine Wiese in der Nähe heißt „das alte Dorf“ und auf einer anderen Seite liegt der Wendenkirchhof mit Spuren früherer Gebäude.

Von den vier Höfen des Landbuches kamen zwei 1430 an Gebhardt Bodendick. „Im folgenden Jahre erhielt derselbe das Kirchlehen vom Markgrafen Johann und wirkte sich die Erlaubniß aus, seine Wohnung befestigen zu dürfen.“ Dies wollten die Salzwedeler nicht leiden. Sie konnten sich mit Recht auf die Huldigungsurkunden des Markgrafen Ludwig des Älteren von 1343 und des falschen Waldemar von 1348 berufen. Darnach hatte Salzwedel wie andere märkische Städte das Recht zugesichert erhalten, daß ohne seine Genehmigung keine neue Burg und keine neue Veste im Lande erbaut werden sollte. Alle Vesten, die seit Markgrafen Waldemar's Tode errichtet worden, sollten gebrochen werden. (Ok scal man alle veste breken in der olden Marke, de gebuwet sin sint margräve woldemar tode, dem got gnedig si u. s. w.)

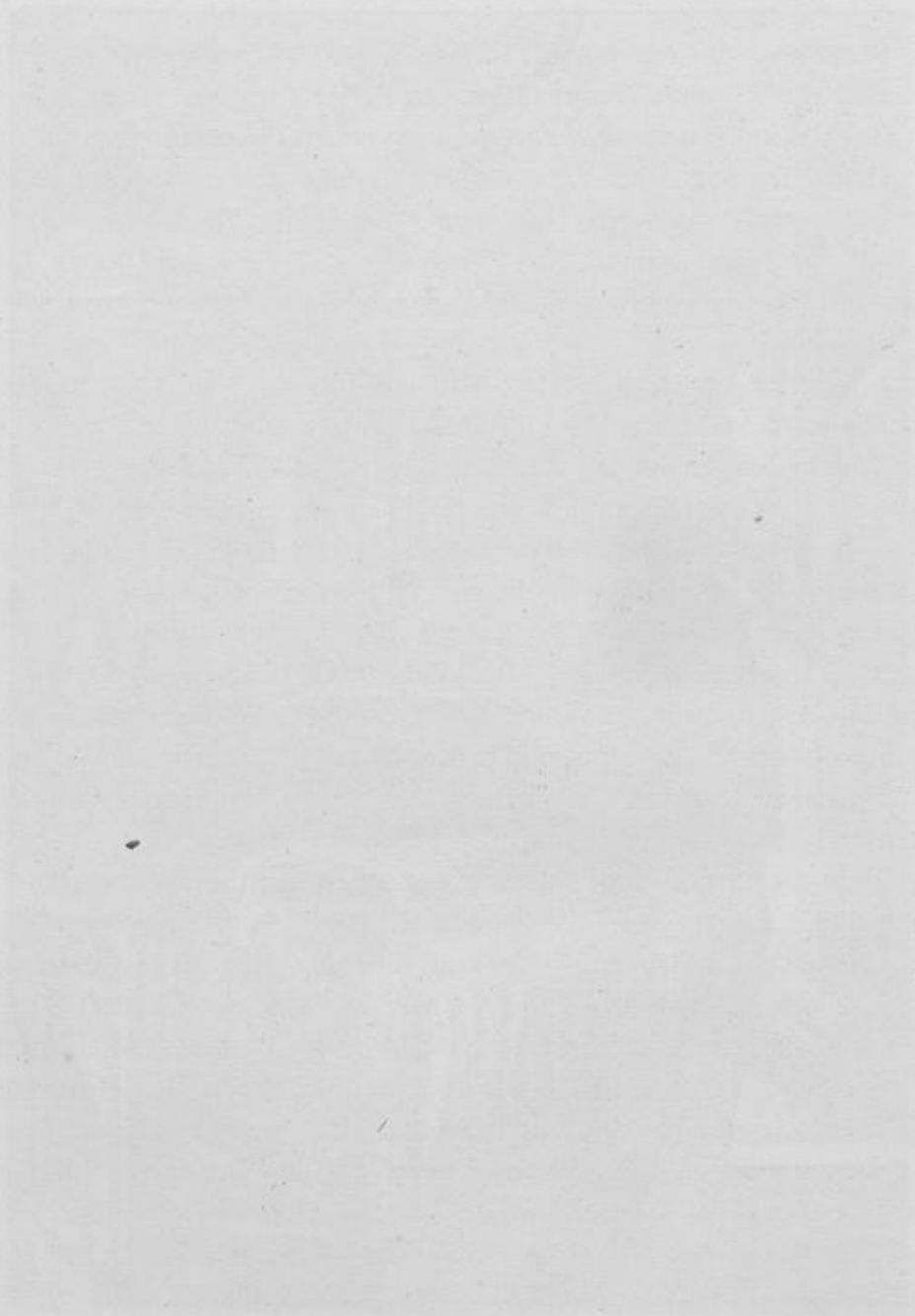
Schließlich gelang es dem Markgrafen Johann, den Rath beider Städte Salzwedel zu vermögen, die Genehmigung unter erschwerenden Bedingungen zu ertheilen: Den Städten Salzwedel und der ganzen Ullmark sollte aus der Anlage nichts von ihren Privilegien und Rechten entzogen werden, es durfte nur ein Erdwall aufgeworfen, blos Keller und Schornsteine konnten von Stein aufgebaut werden. Die Besitzer des Walles durften keine Zölle und Abgaben von Salzwedelern, oder die dorthin zu Markt reisen, erheben. Bei einem Verkauf oder Versaß Osterwohls sollte der Markgraf und nächst ihm Salzwedel das Vorkaufsrecht haben; erst wenn beide den Kauf ablehnten, konnte der Wall an einen märkischen Lehnsman oder an einen Eingeborenen verkauft oder verpfändet werden. Kurfürst Friedrich II. wollte



*J. F. Richter & K. A. Hamburg.*

Inneres der Dorfkirche zu Osterwohl.





dies Privileg nicht anerkennen, er erlaubte den Söhnen Gebhards von Bodendick aus eigener Machtvollkommenheit, weil er ein Recht dazu habe, den Wall zu ummauern und stärker zu befestigen. Salzwedel wagte keinen Einspruch. Dennoch wurde aus der Befestigung nichts, vielmehr erkannten zehn Jahre später, bei Gelegenheit eines Verkaufs, Verkäufer und Käufer an, daß die Verpflichtungen des Vergleichs von 1431 zu Recht beständen. Inzwischen hatten nämlich die Bürger von Salzwedel den gleichen Streit mit Waffengewalt gegen die Kneesebecks wegen der Befestigung von Langenapel durchgekämpft. Auch hier hatte Kurfürst Friedrich II. 1443 den Wiederaufbau und die Befestigung des Walles gestattet, ja sogar versprochen, Hülfe zu leisten, wenn Jemand den Bau hindern wolle. Die Salzwedeler Bürger aber hatten das Schloß erstürmt und so lange im Besitz behalten, bis Friedrich II. ihnen ausreichende Zugeständnisse für die Zukunft machte. Als Johann Cicero 1488 bei dem Bierziese-Aufstand die Privilegien der Städte mit Gewalt vernichtete, ging auch jenes Privileg verloren.

Nach mehrfachen Besitzwechseln kamen die zwei Höfe von Osterwohl um 1499 in den Besitz der Familie von der Schulenburg; dieselbe erwarb endlich 1564 auch die anderen beiden Höfe und blieb von da an bis zum heutigen Tage in dem Besitz des nunmehr daraus erwachsenen Rittergutes.

Die mit schönen Holzschnitzereien gezierte Dorfkirche ist neu gebaut von Oseke von Saldern, der Gemahlin Albrechts von der Schulenburg. Letzterer war der einzige Sohn Christophs von der Schulenburg, des Bischofs von Ratzburg und Propst zu Diesdorf (geboren 1513, gestorben am 9. Septbr. 1580). Schon im 22. Lebensjahre (1535) war Christoph Propst zu Diesdorf, erst im November 1550 wurde er zum Bischof von Ratzburg erwählt. Diese Würde wurde ihm bald verleidet. Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, der es nicht hatte durchsetzen können, daß das Domkapitel seinen Sohn zum Bischof wählte, miethete sich den Grafen Vollrath von Mansfeld, der dazumal während der Belagerung von Magdeburg mit seinem Heere abenteuernd umherschweifte, zur Plünderung des Bisthums. Die Domkirche wurde am 23. Mai 1552 zerstört, die Curien der Domherrn geplündert, die Domherrn selbst wurden dem Herzog Franz als Gefangene übergeben

und von ihm gezwungen, seinen Sohn Magnus zum Bischof zu postuliren. Bischof Christoph von der Schulenburg war entflohen. Er kehrte nach



Dorffirche in Osterwohl.

Diesdorf zurück, ließ sich 10 000 Thaler baare Abstandsgelder geben und außerdem lebenslängliche Renten zusichern. Am 5. October 1554 hatte er dem Bisthum entsagt, — schon am 24. Januar des folgenden Jahres verheirathete er sich. Als man ihn zwanzig Jahre später nöthigen wollte, seine Pfründen in Raheburg zu verzehren, verzichtete er auf dieselben gegen ein neues Abstandsgeld von 5000 Thalern. Seinem einzigen Sohne Albrecht (geboren 1557, gestorben 1607) hatte er jedenfalls ein großes Vermögen hinterlassen, welches demselben ermöglichte, gelehrten Liebhabereien nachzugehen. Seine Gattin, die Frau Oleke, mit der er sich 1582

vermählte, muß einen vorzüglichen Kunstgeschmack besessen haben. Bis heute dürfte schwerlich in der ganzen Mark Brandenburg eine im Innern so prächtig ausgestattete Dorffirche zu finden sein. Frau Oleke überlebte ihren Gemahl, dem sie 13 Kinder geboren hatte, um 15 Jahre. Sie ist eine Stammutter dreier blühender Häuser der reichen Familie von der Schulenburg, des Hauses Wolfsburg, des Hauses Hehlen und des Hauses Beezendorf.



## Hünengräber und Gerichtsstätten.

Als ich nach langen Jahren einmal wieder in den Hansjochenwinkel kam, machten die zahlreich vorhandenen mächtigen Hünenbetten auf mich einen gewaltigen Eindruck. Keine Landschaft Deutschlands war einst reicher an diesen Grabdenkmälern einer fernen Vergangenheit, als die Altmark, — viele hunderte von ihnen sind im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts zerstört, und noch immer bleibt der Reichthum der Altmark an Hünengräbern überraschend groß. Von ihnen hatte ich dem hervorragendsten Kenner der urgeschichtlichen Denkmäler, meinem Freunde dem Professor Rudolf Virchow erzählt. Dies gab ihm Veranlassung, in der Woche vor Ostern 1881 eine Inspektionsreise in die Altmark vorzunehmen, bei welcher die Herausgeber dieses Werkes ihm als Führer dienten.

In Salzwedel wurde die alte Burg und die Sammlung des altmärkischen Vereins in der Marienkirche besichtigt. Dann ging es zu Wagen in das „klassische Gebiet“ der Hünengräber nach dem Hansjochenwinkel zu.

Die zuerst durch Danneil aufgestellte Dreitheilung der alten Grabdenkmäler in Hünenbetten aus der Steinzeit, Kegelgräber aus der Bronzezeit und Gräber ohne künstliche Erhöhung, Wendenkirchhöfe aus der Eisenzeit, ist bereits erwähnt. Von den Grabdenkmälern der ersteren beiden Arten mögen in der Altmark ein paar tausend vorhanden gewesen sein. Danneil beschreibt 1843 noch deren 142, im Kreise Stendal und Osterburg je 13, im Kreise Salzwedel 116 — kein einziges im Kreise Gardelegen. Die Gräber des Salzwedeler Kreises liegen in drei Ketten. In zweien derselben besuchten wir mehrere der großartigsten. Zunächst führen wir nach dem Wöh, einem zu Tylsen gehörigen Walde. Hier übernahm der Besitzer, Baron von dem Kneesebeck, selbst die Führung. Südlich von Wallstawe bis Immekath hin zog sich, einst mehrere Meilen weit, oft

in ziemlich gerader Linie die Höhen entlang, dann aber auch in dem Thale fortgesetzt, eine Kette von hunderten von Hünengräbern. Die meisten derselben waren — lediglich der Steinausbeute halber — bereits zerstört, als 1843 Danneil ihre Beschreibung begann. Seitdem sind wiederum viele vernichtet, und wenn die Zerstörung in ähnlicher Ausdehnung wie in den letzten Jahren fortgesetzt und durch keine gesetzliche Maßregel gehindert wird, so werden von diesen großartigen Denkmälern eines der fernsten Vorkzeit angehörnden Volkes bald nur die wenigen noch übrig bleiben, die durch Maßnahmen der Regierung bei Gelegenheit von Gemeintheittheilungen geschützt sind.

Die Hünengräber im engeren Sinne sind — wir folgen der Darstellung Danneils —

„in der Mehrzahl auf natürlichen Anhöhen erbauet, und daher wegen der aufgetürmten Massen von Granitblöcken in der Regel weit zu sehen, sie müßten denn in Büschen oder Holzungen versteckt sein. Die äußere Form der Oberfläche ist die einer umgekehrten Mulde, zwei bis acht Fuß künstlich durch Sand und Geschiebe erhöht, doch so, daß der Feldstein als der wesentliche Theil der künstlichen Erhöhung und der Sand nur als Ausfüllung der Zwischenräume zu betrachten ist. Die Basis der künstlichen Erhöhung ist nicht selten mit plattenförmig gehauenen Granitstücken gleichsam gepflastert, oder auch wohl mit einer tennenartigen Thondecke versehen. Begrenzt wird das Hünengrab durch mächtige, langgestreckte Granitblöcke — Ringsteine —, welche, auf der hohen Kante stehend, eine Länge meistens von sechs bis zwölf Fuß haben und zwei bis sieben Fuß aus der Erde hervorragen. . . . Einige von diesen Blöcken sind behauen, die Mehrzahl nicht. Allemal aber sind zu den Ringsteinen schlanke Blöcke gewählt. Ihre Zahl ist verschieden und richtet sich nach der Größe des Grabes und der Blöcke, sie schwankt zwischen 12 und 72. Die Ringsteine bezeichnen ein Rechteck von sehr verschiedener Länge und Breite. . . . Manche von ihnen haben sich bereits zur Seite geneigt; die Mehrzahl aber steht noch lothrecht. Sie in dieser Stellung zu erhalten, sind sie meist mit Granitplatten umfüttert, die durch Massen von formlosem Geschiebe von der Größe, daß sie ein Mann bequem heben kann, gehalten werden. An den Ecken des Rechtecks, mehr nach der kürzern Seite sich hinneigend, befinden sich bei den vollständig erhaltenen Hünengräbern sogenannte Wächter. Dies sind große formlose Blöcke, die auf der Erde platt liegen, nicht hochkantig aufgerichtet sind. Wo sie jetzt fehlen, sieht man noch deutlich den Platz, wo sie früher gelegen haben. Einzelne Gräber haben auch wohl fünf und sechs Wächter. . . . Im Innern des Rechtecks, mehr oder weniger entfernt von einer der schmalen Seiten, aber nur äußerst selten in der Mitte des Rechtecks befindet sich die Grabkammer. Große, besonders dicke und breite, nicht schlanke Granitblöcke, auf

einer — auch wohl auf drei Seiten platt behauen, stehen breittantig so in der Erde, daß sie einen innern Raum lassen, der ebenfalls die Form eines Rechtecks hat. Die behauenen platten Seiten der Blöcke bilden die innere Seite der rechteckigen Kammer. Der Boden derselben ist meistens gepflastert oder mit Lehm überdeckt, nicht selten finden sich darin Kohlen und Asche. . . . Die Blöcke, welche diese Grabkammer bilden, mußten größer, dicker und breiter sein, als die Ringsteine, weil sie bedeutende Lasten zu tragen haben, daher sie Träger genannt werden. An demjenigen Ende der Grabkammer, das der schmalen Seite des äußeren Rechtecks am nächsten liegt, ruht ein sehr großer Granitblock als Deckstein, der immer auf der untern Seite platt behauen ist, um das Abrutschen zu vermeiden. . . . Nicht selten ragen die Träger drei Fuß und mehr aus der Erde hervor, so daß der mit der platten Seite darauf ruhende Deckstein eine Höhle bildet, in der mehrere Personen sitzen können. . . . Bei sehr vielen Gräbern ist die Grabkammer mit mehr als einem Decksteine bedeckt. . . . Der erste Deckstein ist jedesmal der größte und seine Träger sind auch höher, so daß er vor den übrigen Decksteinen um ein bedeutendes hervorsticht; die folgenden Decksteine nehmen an Breite und Dicke ab und ihre Träger stehen tiefer in der Erde. . . . Die Decksteine bestehen fast alle aus sehr grobkörnigem Granit mit sehr vorwaltenden großen rothen Feldspathkrystallen, so daß das Behauen derselben nicht so schwierig sein konnte. . . . Dagegen besteht die Mehrzahl der Wächter, der Ringsteine und der Träger aus schönem feinkörnigem Granit. . . .“

Von den Wöjter Hüenengräbern, deren Danneil noch acht aufführt, liegt das größte, welches Friedrich Wilhelm IV. 1841 bei seiner Huldigungsreise durch die Altmark bestiegen hat, auf einer Anhöhe; es ist 108 Fuß lang und 30 Fuß breit und dadurch ausgezeichnet, daß auf der Mitte der großen Grabkammer eine kleinere ohne Deckstein senkrecht aufgerichtet steht, die ebenfalls mit platt behauenen Granitblöcken ausgefüllt ist.

Die Grabkammern der altmärkischen Hüenengräber enthalten außer fast immer zerbrochenen Urnen nichts als Steingeräth — Steinkeile, Steinmeißel und Lanzenspitzen, aus Feuerstein schön geschliffen, und Steinhammer aus Granit. Dagegen enthalten diese Gräber nichts von Metall und nichts von Feuersteinsplintern, namentlich keine Messer aus geschlagenem Feuerstein.

Die altmärkischen Hüenengräber stellen gewissermaßen das östliche Ende einer zusammenhängenden Reihe ähnlicher Denkmäler dar, die sich von der holländischen Provinz Drenthe durch das vormalige Königreich Hannover bis zur Elbe erstrecken. Wer diese ungeheuren Steinmassen, oft auf gut kultivirten Äckern oder neben modernen Wohnhäusern, und dann wieder



mitten im Walde, dicht mit Gestrüpp und Gebüsch und Heidekraut bewachsen, staunend besichtigt, dem drängt sich nothwendig die Frage auf, in welchem Zeitalter so mächtige Denkmäler errichtet sind? — Die Wissenschaft ist in Ansehung der Grabalterthümer in den letzten Jahrzehnten, — Dank namentlich der unermüdligen Thätigkeit zahlreicher Vereine — bedeutend gefördert worden. Wir konnten auf unserer zweitägigen Reise von dem Vorsitzenden der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ hierüber ohne große Anstrengung mehr Belehrung und Aufklärung erlangen, als durch das Studium dickleibiger Bücher. Wie wir erfuhren, kann es nach dem neuesten Stande der Wissenschaft als feststehend angesehen werden, daß die sogenannten Wendenkirchhöfe der Altmark mit ihren zahlreichen Urnen Begräbnißstätten einer rein germanischen Völkerschaft sind, welche ihre Todten verbrannt und deren Asche in Thongefäßen beisetzte. Die mehreren hundert Urnen, die wir in den Sammlungen von Salzwedel und Stendal besehen haben, waren fast ausnahmslos deutschen Ursprungs. „Von unzweifelhaft slavischen Sachen haben wir auf dieser Reise wenig oder nichts zu sehen bekommen,“ sagte Virchow in dem Bericht, welchen er der vorgenannten Berliner Gesellschaft am 18. Juni 1881 erstattete, und schloß hieran die Ausführung, daß Danneil's Wendenkirchhöfe keineswegs als slavisch anzusehen seien, und damit auch seine mühsame Ausführung, daß die Altmark zuerst von den Wenden mit festen Wohnsitzen versehen sei, in sich zusammenfalle (Vgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft zc., redigirt von Rud. Virchow, Jahrgang 1881, Sitzung vom 18. Juni, Seite 220—226).

Einer älteren Periode, als jene Friedhöfe, gehören die Kegelgräber mit ihren Bronzefunden an.

„Das Erscheinen der Metalle“ — erläuterte uns Virchow — „namentlich der Bronze, im Gebrauche der Menschen reicht nach den Erfahrungen in Italien und Griechenland bis vor die dortige historische Zeit, also mindestens bis in das zweite Jahrtausend vor Christo. Nun kann es nicht allzulange gedauert haben, bis die Metallgeräthe auch in den Norden gebracht sind. Dafür spricht der Umstand, daß die Pfahlbauten der Alpen in zahlreichen Richtungen Analogien mit den ältesten Funden von Troja (Hisarlik) und Felsina (Bologna) zeigen. Man wird immerhin auch in Norddeutschland die erste Einführung der Bronze mindestens um ein Jahr-

tausend vor Christo zurückdatiren müssen; ob diese Zeitangabe genügt, läßt sich vor der Hand schwer beurtheilen. Was speciell die Kegelgräber der Altmark betrifft, so gehören die darin gesammelten Beigaben der sogenannten älteren Bronzezeit an; man wird daher ihre Errichtung mindestens bis zu der Zeit der Gründung Roms zurückdatiren müssen.“

Noch älter als die Kegelgräber sind nun die Hünenbetten, deren ungeheure Steinmassen die Altmärker einige tausend Jahre lang als allzeit vorhanden gewesene, unzerstörbare Denkmäler angestaunt haben, nunmehr aber gründlich vertilgen. Innerhalb der Steinzeit gehören sie der neueren, der neolithischen Periode an. Eine paläolithische Periode ist im benachbarten Braunschweigischen nachgewiesen, wo gleichzeitig mit den Resten diluvialer Säugethiere geschlagene Feuersteine ohne andere Beigaben gefunden sind, nicht aber bisher in der Altmark. Die Altmärker, welche die Hünenbetten errichteten, verstanden bereits die Kunst, sich aus Stein durch Schleifen ganz vortreffliche Geräthschaften zum Gebrauche im Kriege und auf der Jagd, im Hause und in der Wirthschaft anzufertigen. Die Hünenbetten stammen also nach Virchow's Meinung aus einer Zeit schon vorgerückter Kultur, wo offenbar die Seßhaftigkeit bereits größere Fortschritte gemacht hatte; denn das Schleifen der Steingeräthe, so einfach es ist, bezeichnet einen höheren Kulturzustand. Damals war der Leichenbrand noch nicht eingeführt: überall findet man in den Steinkammern der Hünenbetten die Gerippe bestatteter Todten.

Von Wölk ging es über einen Höhenzug dicht am Gerichtsberge vorbei, bei der alten Dingstätte „zur Linden.“ Das längst verschollene Gericht, welches hier Jahrhunderte lang Recht sprach, war einige tausend Jahre jünger als die zahlreichen Hünenbetten in seiner nächsten Umgebung. Und doch ist von ihm nichts, gar nichts, nicht einmal die Erinnerung der Lebenden, übrig geblieben. Blos aus alten Rechtsbüchern wissen wir davon.

Der Richtsteig Landrecht (siehe oben Seite 125) und das Berliner Stadtbuch vom Ende des 14. Jahrhunderts berichten über den Instanzenzug, der für Klagen in der Neumark galt, und über das Verfahren beim Schelten der Urtheile. Wer ein Urtheil angriff, mußte sich Boten erbitten, das Urtheil zur höhern Dingstätte zu bringen, und mußte ein Pfand für die bedeutenden

Kosten sehen. Dann ritten sie aus, — der das Urteil fand, der es schalt, zwei Boten und vier Knechte, — auf acht Pferden; die mußten vorn be-



Gerichtsberg „zur Linden“.

schlagen sein, aber nicht hinten. Und die Herren erhielten zum Essen drei Gerichte und die Knechte zwei, und jeglicher Herr einen Becher guten Weins und Herren und Knechte Brot und Bier genug und jedes Pferd fünf Garben zu Tag und zur Nacht. Zuerst aber ritten sie zur Klinke bei Brandenburg. Das hier gesprochene zweite Urteil konnte man schelten, — mit neuen Boten ging es dann zur Krepe in der Altmark; und von hier wieder mit neuen Boten „zur Linden.“ Auch das vierte Urteil konnte angefochten werden, — man konnte dagegen Berufung einlegen an die höchste Dingstätte der Mark in des Markgrafen Kammer zu Tangermünde.

Die Klinke bei Brandenburg war vermuthlich die Gerichtsstätte für die Vogtei Brandenburg. Die Krepe wird dicht an der Uchte, fast eine Meile nördlich von Stendal, zwischen Borstel und Eichstedt, dem Geburtsorte des Afrikareisenden Gustav Nachtigall, nahe dem Einfluß des Speck in die Uchte, gesucht. Hier soll mitten im Eichenwald eine kleine Burg gestanden haben. Beckmann bezeugt (1742), daß von ihr außer unbedeutenden Trümmern nur noch der Burghügel und der Burgwall erhalten seien; auf letzterem stünden



drei mächtige Eichen. Die Eichen sind seitdem gefällt, an die Stelle des Waldes ist eine bruchige Wiese getreten, Burgwall und Burghügel sind noch vorhanden — den Platz ziert jetzt ein Schafstall! — Die Krepe war wahrscheinlich die alte Dingstätte der Vogtei Urneburg.

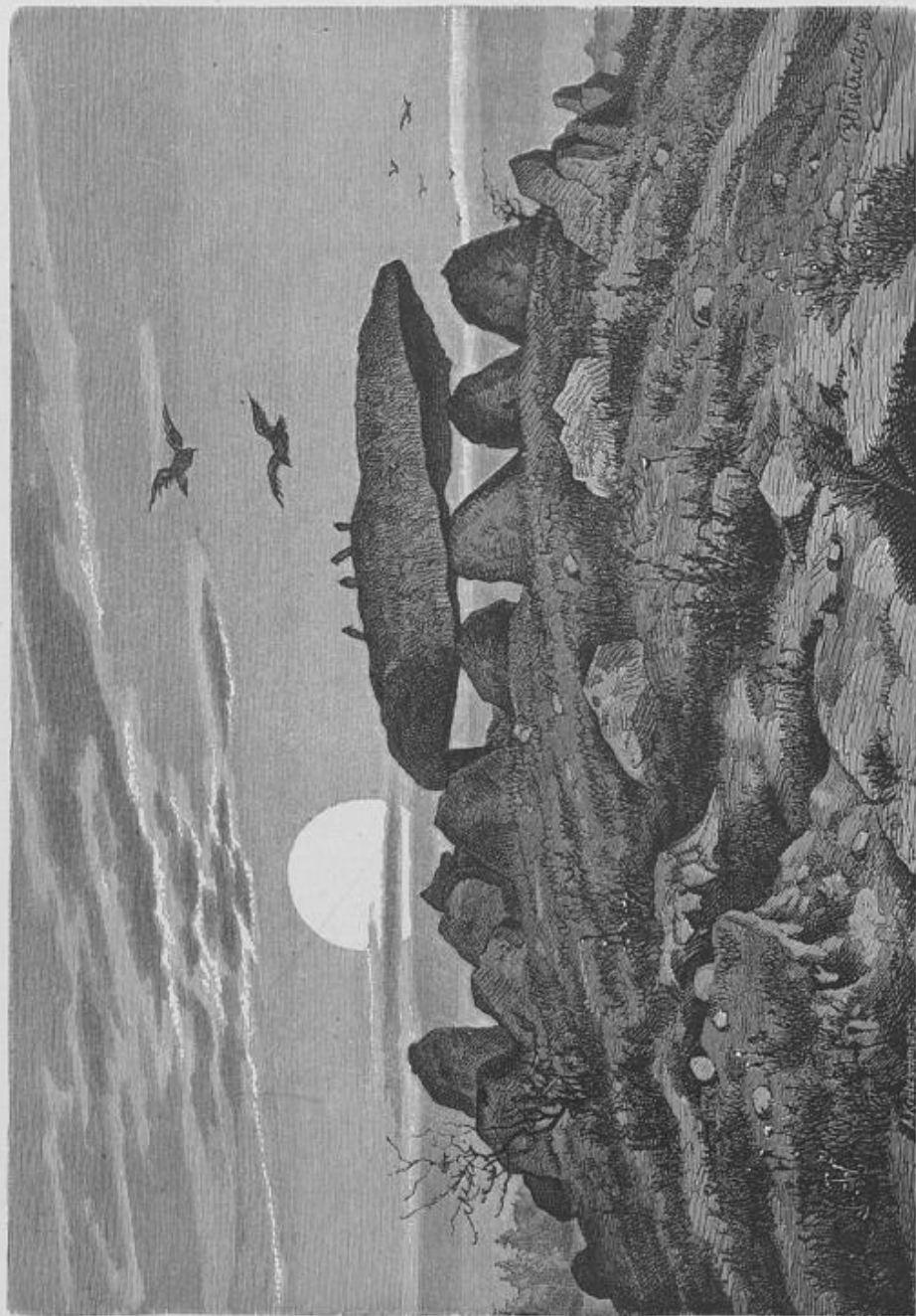


Dingstätte „Krepe“.

Noch unsicherer sind die Nachrichten über das Gericht „zur Einden.“ Auf dem jetzt mit Kiefern bestandenen Gerichtsberge bei Groß-Bierstedt soll die Dingstätte der Vogtei Salzwedel gewesen sein. Damit stand wohl die nahebei belegene Burg Bierstedt in Verbindung. Von ihr wissen wir nur durch eine Urkunde vom 15. December 1352, nach welcher mehrere Herren von Bartensleben und von der Schulenburg, Hauptleute der Altmark, unter Ludwig dem Römer mit dem Herzoge von Braunschweig ein Bündniß gegen mehrere von Alvensleben, von dem Knesebeck, von Bodendick und deren Helfer zur Belagerung des Schlosses Bierstedt abschlossen. Damals wird die Burg zerstört sein. Vielleicht stand zu ihr in Beziehung die alte Landwehr, die, beim Bruch von Peckensen beginnend, bei Groß-Bierstedt noch vollständig vorhanden ist und sich nach Rohrberg zu bei der Kathinkenburg verliert. Vom Gerichtsberge, auf dem keine Einde mehr steht, hat man eine weite Aussicht nach den Thälern der Dumme und Jeeße. Göthe (die Krepe in der Altmark, Seite 41 bis 53 in Märkische Forschungen, Band XIV.) vermuthet, daß die Krepe im Eichenwalde und der Gerichtsberg mit der Einde alte slavische Opferstätten gewesen seien, die Krepe des Balsamgaues, der Eindenberg des Gaues Osterwohl und der Marca Lipani der Eindenmark.

Die dicht besetzte Kette der Hünengräber führt über Groß- und Klein-Bierstedt nach Stöckheim, Rohrberg und Nieps. Wir fuhren nach Stöckheim, um vor allem das südlich vom Dorfe in der Grünbucht befindliche Hünengrab zu besichtigen. Die Ringsteine und die Wächter dieses Grabes fehlen bereits. Aber der Deckstein ist der größte in der Altmark — 15 Fuß lang und 10 Fuß breit. Danneil schätzt ihn auf 523 Zentner Gewicht! Der Granit dieses gewaltigen Blockes besteht fast ganz aus sehr körnigem Feldspath und hat nur eine lose Fügung. Er verwittert allmählich — man sagt: alljährlich zu Neujahr fallen im Stein drei kleine runde Löcher ein, während die vorjährigen sich wieder schließen. Unter dem Steine schläft der Riese Goliath. Derselbe begann einstmals zu wandern, um sich eine andere Ruhestätte zu suchen. In Stöckheim gefiel es ihm, er stellte sich die Steine zur Unterlage zurecht und holte dann seinen goldenen Sarg und den großen, breiten Stein seines bisherigen Grabes. Den Sarg trug er unter dem Arm, den Stein auf dem Rücken. Er hatte sich den Stein mit einer goldenen Kette festgebunden und dabei einen tiefen, noch heute sichtbaren Streifen in den Stein gedrückt. Alle Neujahrsnacht kommt er aus seinem Grabe heraus und macht drei runde Löcher in den Stein, gerade so groß wie die Löcher, die ihm der Steinwerfer David in die Stirn geworfen hat.

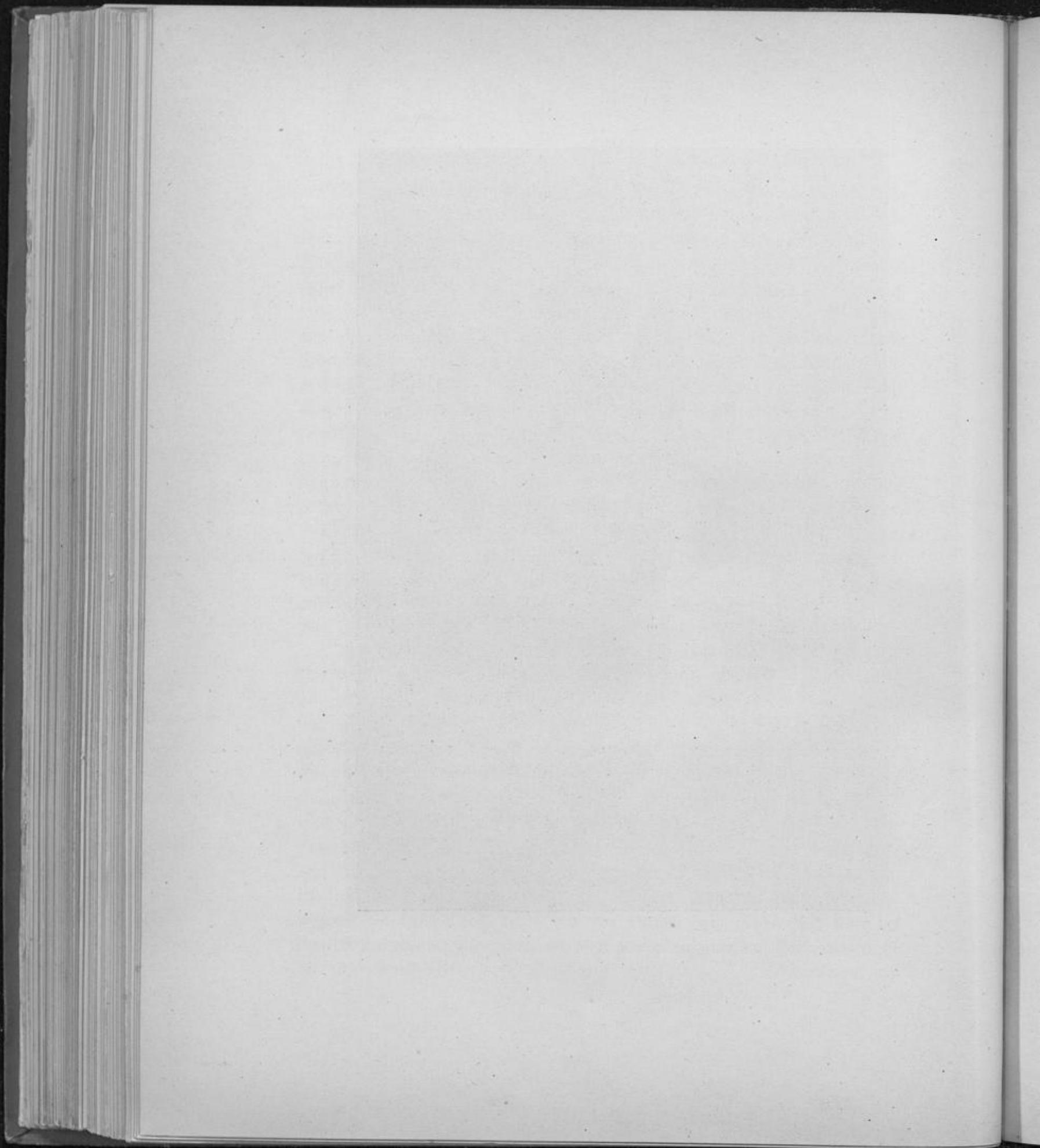
Die Sonne rüstete sich zum Untergange, als wir dies Grab besichtigten. Der Wagen, der unweit vom Wege hielt, mußte länger auf uns warten, wegen eines merkwürdigen Schauspiels, das wir lange beobachteten. Über uns am Himmel schwärmten viele tausende von Staaren. Sie schwärmten in einer Ebene, wie ein großes, horizontal in der Luft ausgebreitetes Laken. Von Zeit zu Zeit lösten sich einzelne Vögel von der Ebene ab und nahmen einen abweichenden Flug. Dann folgten andere, und nach kurzer Zeit machte das ganze Laken eine Art Wellenbewegung und schwenkte in die neue Richtung ein. Die Bewegung war gegen einen Kiefernwald gerichtet; aber der ganze Zug ging nicht direkt gegen den Wald, sondern in großen, wie auf Täuschung des Beobachters gerichteten Umwegen, so daß die Bewegung des Lakens oder der Wolke von Vögeln bald rechts, bald links bei dem Walde vorüberging, aber mit jeder neuen Schwenkung sich etwas mehr dem Walde näherte. . . .



Hünengrab bei Stöckheim.

J. F. Richter's X. A. Hamburg.





Wir konnten das Ende dieses Schauspiels nicht abwarten, sondern mußten weiter, da wir uns schon arg verspätet hatten. Lange nach Sonnenuntergang kamen wir nach Jübar. Hier erwartete uns der Mühlenbesitzer Joh. Kerstens von Molmke mit seinem Gespann, um uns nach Diesdorf zu fahren. Zwischen Nieps und Jübar trifft jene erste Kette Gräber in einem spitzen Winkel mit der zweiten Kette zusammen, die, von Nordwest nach Südost gerichtet, bei Reddigau nordwestlich von Diesdorf beginnt und über Diesdorf, Molmke, Bornsen, Drebenstedt, gegen Nettgau führt. Unsere Absicht, auf dem Wege noch einzelne der Hünenbetten zu besichtigen, erfüllten wir wenigstens in Betreff des mächtigen Drebenstedter Grabes. Virchow berichtete darüber später:

„Schon Danneil bezeichnete als das schönste und besterhaltene Grab das von Drebenstedt in der Westkette. Wir sahen es zu später Abendstunde, als schon der Mond — es war gerade Vollmond — aufgegangen war. Es liegt eine Viertelstunde westlich vom Dorfe auf einer ebenen Fläche und ist noch jetzt ganz erhalten. Der Anblick erinnerte an Ossianische Schilderungen: als wir in dem blassen Mondeslicht die gewaltige Steinsetzung vor uns sahen, tauchten die blassen Schatten der Vergangenheit unwiderstehlich vor uns auf. Die Länge des Grabes beträgt nach Danneil 140 Fuß, die Breite 20, die Zahl der Ringsteine 72. Die Grabkammer besteht aus zwölf Trägern und fünf Decksteinen. Danneil schätzt die Masse der Steine nach einer zulässigen Berechnung auf 25 000 Zentner.“

Der an der Nordwestecke ganz senkrecht dastehende Ringstein ragt sieben Fuß aus der Erde und hat eine Breite unten von sechs, oben von sieben Fuß. Ja, es war ein wunderbarer Abend. Ringsum lautlose Stille. Wir kletterten unter den Riesensteinen herum, deren breite Schatten vom aufgehenden Vollmond weit über die Äcker geworfen wurden. Es war, als müßten hinter den großen Ringsteinen die Geister der hier Bestatteten auftauchen und uns Lebende stolz auf diese Denkmäler weisen, die vor Jahrtausenden zu ihren Ehren von Menschen ohne Benutzung von Metallwerkzeugen aufgethürmt worden sind. . . .

Man kann annehmen, daß die erraticen Blöcke hier in der Altmark in jenen Zeiten, wo so ungeheure Steinmassen innerhalb weniger Quadratmeilen zu Grabdenkmälern verbaut wurden, in übergroßer Menge vorhanden gewesen sind, und daß die Errichtung der letzteren im Zeitraume mehrerer

Jahrhunderte stattgefunden hat. Immerhin aber wird man fragen, welche Mittel dazu in jener Steinzeit thatsächlich verwendet sein können? Virchow erwiderte auf unsere Frage: die Mittel, welche zur Bewegung so großer Massen angewendet worden, seien gänzlich unbekannt. Indes würde man immer auf die nächsten mechanischen Möglichkeiten zurückgehen müssen und das dürften wohl stets Unterlagen runder Baumstämme gewesen sein. Wenn man sich mehrere solcher Unterlagen, bei denen die Baumstämme verschieden übereinander gewälzt waren, in Anwendung denke, so lasse sich jede beliebige Form von Bewegung damit herstellen. In der weiteren Unterhaltung erzählte er uns Beispiele, wie ungeheure Massen die Alten zu bewegen vermochten:

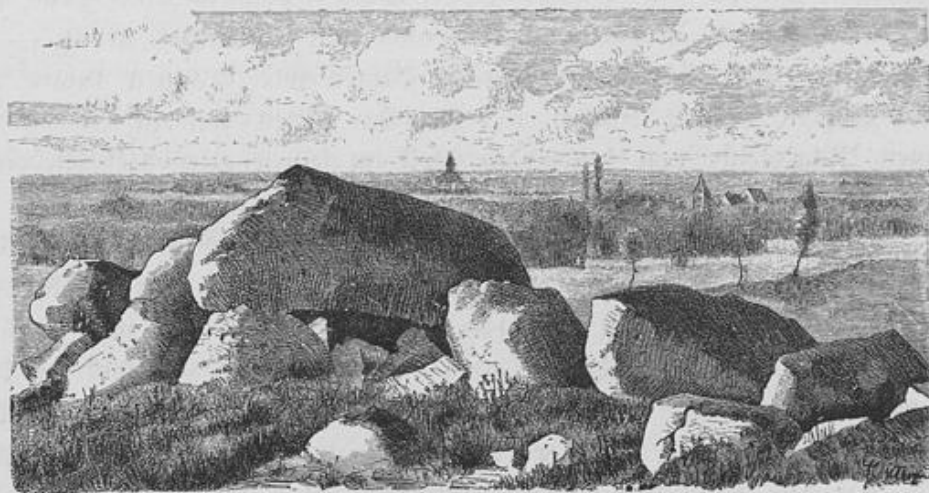
„Ich sah das Grabmal des Theoderich bei Ravenna, ein rundes, thurmartiges Gebäude, mit einem ungeheuren platten Monolith von 12 m im Durchmesser als Dach bedeckt; das Gestein findet sich nur an der dalmatinischen Küste, mußte deshalb zu Schiff herübergebracht und dann auf den Thurm heraufgeschafft werden. Nicht minder Auffälliges sah ich in Kleinasien. An dem alten Hafen der zerstörten Stadt Alexandria Troas liegen drei gewaltige monolithische Säulen aus Syenit. Der Steinbruch, aus welchem sie stammen ist noch gegenwärtig zu sehen. Er liegt mehr als eine deutsche Meile landeinwärts bei Kotsch Ali Obassu, von Alexandria Troas durch eine Reihe tiefer Felsthäler und steiler Abhänge getrennt; und doch ist ein vollgiltiges Zeugniß erhalten, daß die Säulen von dorthier stammen. Denn noch jetzt liegen in dem Steinbruch fünf ähnliche 12,5 m. lange Syenitsäulen hinter einander, wie sie von dem Felsen abgelöst und in dem Steinbruch selbst bearbeitet wurden.“

Am andern Morgen wanderten wir in Kersten's Begleitung zu den Hünenbetten der Diesdorfer Gemarkung. Das weitaus am schönsten belegene findet sich auf halber Höhe eines bewaldeten Hügels, von dem man eine freundliche Aussicht über die Ebene hat. Dort war der Besitzer eben dabei, große Steine auszugraben und das Grab zu zerstören. Einen prächtigen Rundblick hat man auch von einem der Hünengräber, das frei von Gestrüpp und Tannenkusseln auf einem Hügel bei Bornsen liegt. Man schaut von dort über Wald und Feld, Wiese und Sumpf, — und über die friedlichen kleinen Dörfer ragt hervor der stattliche Klosterthurm von Diesdorf.

Über den Höhenzug mit seinen Hünengräbern gelangten wir durch Wiesen, welche einst die Karpfenteiche des Klosters enthielten, nach Kersten's Wassermühle an einen von prächtigen Rüstern und Buchen, Birken und



Eichen eingefassten Wiesenbach. Gleich hinter dem Garten geht es steil in die Höhe auf einen Sandhügel, dessen Spitze Kersten's Windmühle krönt.



Hänengrab bei Bornsen.

Der ganze Windmühlenberg ist ein großer „Wendenkirchhof“. Zahlreiche Urnen mit Knochenresten aus der Zeit des Leichenbrandes sind dort früher gefunden und zerschlagen, — der Sand scheint fast durchsetzt mit feinen Knochensplintern.

Bei schönem hellem Sonnenschein mußten wir vom Hansjochenwinkel Abschied nehmen. Der schnelle Wechsel bewaldeter Hügel und fruchtbarer Ebenen, — Wald und Weide und Wiese und Feld, dazu die kleinen freundlichen, dicht mit Bäumen umgebenen Dörfer verleihen der Landschaft einen eigenartigen Reiz, so daß Virchow, der Vielgewanderte, zu unserer Freude voll war des Lobes von Land und Leuten.

Als wir durch Dähre, Siedendolsleben und Henningen, so mitten durch den echten Hansjochenwinkel zum Bahnhof Bergen fuhren und auf der Straße hier die Kinderschaaren in feiertagskleidern freundlich dem Wagen nachblickten, dort eine Gesellschaft schmucker Mädchen zum Spaziergang versammelt stand, da fiel es mir plötzlich auf, daß bei Kindern und Erwachsenen die doch sonst in der Altmark vorherrschenden blonden Haare und blauen Augen fast gar nicht vorkamen. Eingedenk jener durch Virchow im

wissenschaftlichen Interesse veranlaßten, vor einigen Jahren vorgenommenen Zählung in den Schulen machte ich ihn darauf aufmerksam.

„Sehen Sie das erst jetzt?“ entgegnete Virchow lächelnd, „das habe ich schon den ganzen Morgen mit Verwunderung beobachtet, gewiß — wir sind hier in einem Gebiet der dunklen Augen und braunen Haare!“ — Dunkle Augen, braune Haare! — Ei, da hätten wir ja die schwarzbraunen Mägdelein, von denen das Volk in seinen alten Liebesliedern so viel zu singen weiß! — —

Hell und sonnig lag die Landschaft da, und die spielende Kinderschaar und die „Koppel“ der schwarzbraunen Mädchen paßten gar trefflich zum freudigen Frühlingstag. Bei so klarem blauem Himmel sollte man es kaum glauben, daß hier im Lande der alten Heidengräber so viel finsterner Spuk sich erhalten hat. Und doch! — müssen hier nicht die Kinder von klein auf sorgsam bewahrt werden vor dem Wehrwolf und vor den gespenstigen Katzen, vor dem gräßlichen Undert (Unthier), einem furchtbaren Geschöpfe mit funkelnden Augen »so gröt as Botterbüssen« (Butterbüchsen) und vor dem Glühstert, dem feurigen Drachen mit glühendem Schwanz, der durch den Schornstein ins Feuer zieht und Geld angeschleppt bringt! Wenn die Kinder laufen können, dürfen sie nicht allein ins Korn gehen. Sonst kommt die Roggenmöhme, die Roggenmuhme, und zwingt sie, aus ihren schwarzen Brüsten mit der giftigen Milch den Tod zu trinken. . . . Dort unter den Raben, die auf dem Hünengrab sitzen, ist sicher auch der Nachtrabe, der den Seelen der Gestorbenen auf ihrer Wanderung nach dem höllischen »Nobiskrug« den Weg weist. Von diesem Raben wissen sogar die Knaben; sie singen, wenn einer gestorben ist:

Weck ên is dod?  
 Sparbrot is dod!  
 Wann wert sin Lik begraven?  
 Övermorgen Avend.  
 Wo is sin Seel? wo is sin Seel?  
 Unnerweggens met'n Raven!

Abends, nicht blos auf Mooren und Sumpfwiesen, — nein! auch in der Heide sieht man den Kobold Bültkenspringer, das Irrlicht, ruhelos umherspringen. Aber vor allem der Spuk hinter den Hünengräbern und auf den

Wendekirchhöfen! Wer bei Nacht vorbeigehen muß, wird gut thun, den Kopf abzuwenden und bangen Herzens den nüchternen Bannspruch herzusagen:

Lat stan, wat steit, Lat gan, wat geit! Un ik gah miner Wege.

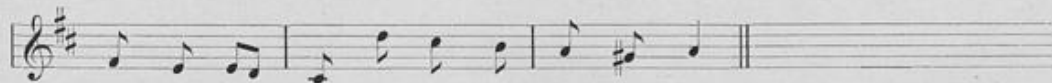
Mit den Hünengräbern wird viel Teufelspuf untergehn. Sind sie alle zerstört, so werden die Verwegenen endlich aufhören, in der Mitternachtsstunde nach der goldenen Wiege zu graben, die darunter liegt, und nach dem silbernen Sarge. Drüben in Holzhausen war einst der Schäfer Krone zu Hause, der hatte den silbernen Sarg gefunden und heimlich nach Hamburg verkauft. Vergebens rief ihm der Todte zu: Lat mi liggen, lat mi liggen! Der ruchlose Schäfer schüttelte die Knochen aus und schlug den Sarg zu einem Silberklumpen zusammen. Freilich wurde er nun ein reicher Mann; aber er nahm ein schlechtes Ende. An derselben Stelle, wo er den Sarg gefunden, da hat ihm der Teufel das Genick umgedreht!

Nur Geduld! Der finstere Teufelspuf muß und wird von der Erde verschwinden! Vor dem hellen Sonnenschein kann er nicht bestehen, — und nicht vor den Schelmenliedern der Jugend! —

Zu der im Felde spazierenden Koppel der Mädchen hatten sich nun auch die jungen Burschen gesellt, und von fern hörten wir sie ein Abschiedslied singen, — kein trauriges, nein! — ein frisches, fröhliches Abschiedslied, ein Lied voll Lebenslust und Freude!



Je - ho wird der Schluß ge - macht, schön - ster En - gel gu - te Nacht! Du bleibst hier,



ich muß fort, muß nach ei - nem an - dern Ort.

1. Jeho wird der Schluß gemacht,  
Schönster Engel, gute Nacht!  
Du bleibst hier, ich muß fort,  
Muß nach einem andern Ort!

2. Meinst, Du willst die Schönste sein?  
Es gibt ihrer viel, die schöner sein.  
Deine Schönheit wird vergehn,  
Wie die Blumen, die im Garten stehn.

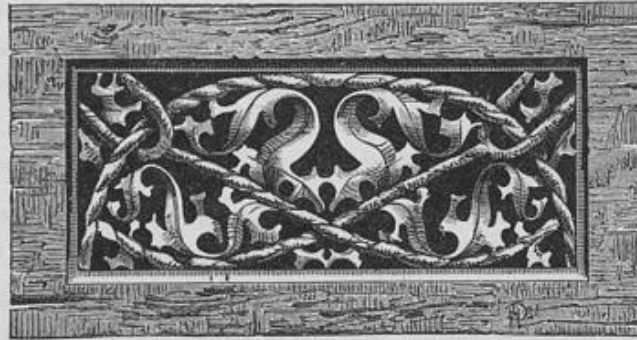


3. Kühler Reif kam über Nacht,  
Nahm den Blumen ihre Pracht,  
Ihre Schönheit auch dabei, —  
Glücklich, wer ist frank und frei!

4. In dem Teich, da schwimmt ein Fisch,  
Lustig, wer noch ledig ist!  
Ledig hier und lustig dort,  
Schönster Schatz, ich muß nun fort!

5. Auf dem Teich, da liegt ein Steg,  
Drüber geht mein Feinslieb weg;  
Sie geht weg, hin und her —  
Wüßt' ich, wer die Schönste wär'?

6. Schatz, reich' mir die rechte Hand  
Als getreues Unterpfand,  
Einen Kuß jetzt zum Beschluß,  
Weil ich von Dir scheiden muß!



Aus der Marienkirche in Salzwedel.

## Nachwort.

Unsere Wanderung ist zu Ende. Wer uns aufmerksam folgte, wird uns zustimmen: Die Altmark ist ein merkwürdiges Ländchen, gar mannigfaltig und abwechslungsreich mit reicher Vergangenheit, mit schönen alten Städten, absonderlichen Landschaften und tüchtigen Bewohnern. Von letzteren, von ihren Sitten und Bräuchen, von ihren Liedern und Sprüchen, hätten wir gern mehr gebracht. Allein wir verweilten zu lange bei Begebenheiten alter Zeiten, und doch haben wir manchen Ort, von dem sich Seltsames berichten läßt, nicht einmal erwähnt. Die Fülle des Stoffs erschwerte die Auswahl. Wir sind zufrieden, wenn wir die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Altmark lenkten und wenn wir in manchem Landsmann Lust und Liebe zur Geschichte seiner Heimat und zu deren geschichtlichen und vorgegeschichtlichen Denkmälern hervorriefen oder förderten.

Im harten Kampfe um's Dasein werden durch Vergleichung gegenwärtiger Zustände mit denen früherer Jahrhunderte die Kräfte zur Arbeit gestählt, der Geist ermuntert und gefestigt und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft geweckt und wach erhalten.

Wir können von den Lesern nicht scheiden, ohne nicht allen denjenigen unsern herzlichen Dank auszusprechen, die uns in unserer Arbeit, namentlich bei Benutzung von Bibliotheken und Archiven oder bei Auffindung anderer Quellen, freundlich unterstützt haben. In besonders hohem Grade gebührt unser Dank dem Herrn Major Freiherrn von dem Kneesebeck auf Tylsen, dessen wohlwollenden Rathes wir uns von Anfang an zu erfreuen hatten. Ferner den Herren Bürgermeister Zechlin und Gymnasiallehrer Gaedke zu Salzwedel, Herrn Diakonus Adolf Parisius zu Gardelegen, dem Magistrat zu Tangermünde, den Herren Brauereibesitzer Neumann und Lehrer Behne daselbst, Herrn Pastor Krause in Osterwohl, den Herren Gutsbesitzer Ferdinand Müller und Rittergutsbesitzer Vester in Falkenberg, Herrn Major von Jagow auf Calberwisch und Herrn Rathmann A. Schulze in Seehausen.

Mit Genugthuung dürfen wir wohl auch hervorheben, daß die streng aktenmäßige Darstellung der Lebens- und Leidensgeschichte der unglücklichen

Grete Minden zu einer wirklichen Ehrenrettung derselben geworden ist. Wie die Zeitungen berichteten, sind zwar am Sonnabend nach Marien 1882 (9. Septbr.), wie alljährlich seit 1619, Nachmittags von 4 bis 5 Uhr alle Glocken der Stadt Tangermünde geläutet worden zur Erinnerung an jene Schreckensstunden, in der die furchtbare Feuersbrunst begann.

„Aber als am Sonntag, den 10. September die 264. Gedächtnißpredigt gehalten wurde, verkündete der Oberprediger Lampe den versammelten Andächtigen, daß nach den neuesten zuverlässigen Ermittlungen Grete Minden an der furchtbaren Feuersbrunst vom 13. September 1619 unschuldig sei und schuldlos den Feuertod erlitten habe.“

Möge künftig allzeit in Stadt und Land Recht und Gerechtigkeit herrschen. Mögen auch fürder die Kinder der halbverschollenen Landschaft, aus der der Brandenburgisch-Preussische Staat erwuchs, ohne Wanken und Schwanken fest zu Kaiser und Reich stehn und die heiße Liebe zum deutschen Vaterlande verbinden mit dem vollberechtigten Stolz auf die theure altmärkische Heimat!

